

Rosmarie Metzenthin

WIR STANDEN UNTER DEN PAPPEN

Erinnerungen an meine Kindheit
und Jugend



orell füssli



Die bekannte Theaterpädagogin Rosmarie Metzenthin erlebte mit ihren Eltern – Mutter Zürcherin, Vater Elsässer – und ihren vier Geschwistern den Zweiten Weltkrieg in Deutschland. Ihr Bericht, geschrieben aus der Sicht der damals 12- bis 17-Jährigen, fasziniert durch seine kritische Schilderung einer Kindheit und Jugend im Schatten des Dritten Reiches. Trotz Krieg gelang es ihr, kreative und heitere Episoden in einem glücklichen Umfeld auszuleben. Das spannende Zeitbild der Autorin wird ergänzt durch Tagebuchaufzeichnungen ihrer Mutter, welche sich zwischen ihrem Heimatland und der Familie in Deutschland stets hin- und hergerissen fühlte. Ihre sehr persönlichen Gedanken geben Auskunft über die Tagesaktualitäten und Sorgen jener Zeit und runden dieses eindrückliche Buch ab.

orell füssli

ISBN 3-280-06069-9
ISBN 978-3-280-06069-8



Hans Martin Ulbrich

«Ihre Pfötchen waren grossartig...»

Musiker-Anekdoten und Zitate

160 Seiten, gebunden

«Herr Hornist, spielen Sie doch bitte etwas lauter!» «Selbstverständlich, Herr Taktstock!» Während über 40 Jahren hörte Hans Martin Ulbrich als Mitglied des Zürcher Tonhalle-Orchesters zahlreiche Anekdoten von Brahms bis Zinman. Seine Sammlung gibt einen amüsanten und zugleich erhellenden Einblick in den Musikeralltag, bereichert aber auch den Alltag von Menschen in anderen Lebens- und Berufslagen.

«Wer sich als geniessender Leser Zeit nimmt, kann hinter den Erzählungen von erheiternden Begebenheiten künstlerische und menschliche Einsichten finden.»

«NZZ»

Willi Wottreng

Die Millionärin und der Maler

Die Tragödie Lydia Welti-Escher und Karl Stauffer-Bern

232 Seiten, gebunden

Es war die grosse Tragödie der jungen Schweiz: Die Millionenerbin Lydia Escher, Tochter des Eisenbahnkönigs Alfred Escher und Schwiegertochter des Bundesrates Welti, und der Maler Karl Stauffer gehen Mitte der 1880er-Jahre eine Liaison ein, die einen Skandal hervorruft.

«Wottreng erzählt mehr als die Geschichte einer unglücklichen Liebe. Die Liaison zwischen der Zürcher Patrizierin und dem Berner Künstler selbst ist es, die mehr erzählt. All dies und vieles mehr hat Willi Wottreng ausgegraben, gesiebt, sortiert und journalistisch arrangiert.»

«NZZ»



Rosmarie Metzenthin ist seit über 50 Jahren in Zürich als Gründerin und Leiterin des gleichnamigen Kinder- und Jugendtheaters bekannt. Nach einem Rhythmikstudium am Konservatorium Zürich und Weiterbildungen zur Theaterpädagogin in München und Salzburg begann sie 1951 als Pionierin mit dem ersten Kindertheater der Schweiz. Zahlreiche ihrer Aufführungen wurden für Film und Fernsehen aufgezeichnet. Gastspiele führten ihr Kindertheater in verschiedene Länder Europas und in die USA. 1978 verwirklichte sie ihre Idee, Musik, Bewegung und Theater in einer ganzheitlichen Ausbildung zu vereinen, und gründete das Musisch-Pädagogische Seminar. Als Anerkennung für ihr Lebenswerk und die Bereicherung des Zürcher Kulturlebens erhielt sie 1976 den Literaturpreis des Kantons und 1997 die Hans-Georg-Nägeli-Medaille der Stadt Zürich.

© 2006 Orell Füssli Verlag AG, Zürich

www.ofv.ch

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagabbildung: gettyimages (Mark Oatney);

Familie Metzenthin (Personenfotos)

Umschlaggestaltung: Andreas Zollinger, Zürich

Alle Fotos © Familie Metzenthin

ausser Foto München © Stadtarchiv München

Druck: fgb • freiburger graphische betriebe, Freiburg i. Brsg.

Printed in Germany

ISBN 3-280-06069-9

ISBN 978-3-280-06069-8

Eingelesen mit **ABBY** Fine Reader

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7

Erster Teil – Eine fast noch heile Welt 9

Der Tag, an dem der Krieg begann 9

Unsere Eltern 12

Wir Geschwister und unser Spielparadies 18

Ein perfekter Schweizer Haushalt 23

Der Garten Eden 27

Die Brougierstrasse und das Schloss Holdereggen 32

Ein unbeliebtes Schulkind 37

Hausmusik 41

Bei der Grossmama in Zürich 46

Zweiter Teil – Im Schatten des deutschen Reichsadlers 53

Es wird anders als vorher 53

Jungmädelspielschar 60

Fliegeralarm 65

Die Mädchen-Oberschule 69

Erste Zweifel 72

Die Gräfin 75

Religion 79

Dritter Teil – Freundschaften 85

Ferien auf dem Hebelhof 85

Meine Freundin Vera 91

Die Heimfahrt 94

Die Lindauer Indianerbande – Das schwarze W 96

Der Ritterkreuzträger 99

«Kleinchen» 102

Landdienst – Fritz 105

Vierter Teil – Luftschlösser 109

Der Russlandfeldzug 109

Heldentod 113

Das Luftschloss 116

Treffen mit Himmler 119

Der Schule entronnen 125

Fast noch ein Paradies 127

Auf der Wies 132

Fünfter Teil – Im Reichsarbeitsdienst 137

Einberufungsbefehl zum RAD 137

Regen am Regen 139

Der Todesengel 147

Die Tage danach 151

Wieder im Lager 153

Der Besuch 157

Germanische Weihnachten 160

Die Fahnenjunker vom Fliegerhorst 163

Sechster Teil – Der Reichsadler wird flügellahm 169

Wie komme ich heim? 169

Zurück durch den Krieg 174

Die Flüchtlingspension 179

Die letzten Tage in Lindau 187

«Das Boot ist voll» 193

Freiheit – eine Fiktion? 198

Vorwort

Dieses Buch ist euch, meinen sieben Enkelkindern Eric, Dorothee, Elias, Lorenz, Johannes, Dominique und Natalie gewidmet.

Ihr habt mich oft nach meiner Kindheit und Jugend ausgefragt: Wie war das im Krieg? Durftet ihr auch spielen und lustig sein, oder war alles ganz anders als heute bei uns?

Ich erzähle euch in diesem Buch, wie ich, eure Grossmutter, die sechs Kriegsjahre erlebt habe, umgeben von meiner Familie, meinen Freunden und Kameradinnen, berichte euch von wundervollen Spielen, vom Musizieren und Indianerleben, aber bedroht von einer unheilvollen Macht in Hitlers Reich.

Die verschiedenen Abschnitte aus dem Tagebuch meiner Mutter, eurer Zürcher Urgrossmutter, lassen euch die Zeit während des Zweiten Weltkrieges noch aus ihrer Sicht nachvollziehen.

Meinen Geschwistern möchte ich für die Mithilfe beim Sammeln der Erinnerungen danken, ganz besonders meiner Schwester Esther für ihren grossen Einsatz.

Ebenfalls danken möchte ich dem Orell Füssli Verlag, welcher bereits 1983 mein erstes Buch «Schöpferisch Spielen und Bewegen» herausgebracht hat und nun meine Autobiografie ermöglichte. Besonderer Dank gebührt Herrn und Frau Dr. Manfred und Pia Hiefner-Hug und meiner geduldligen Lektorin Frau Karina Wisniewska sowie allen weiteren Mitarbeitenden.

Verschiedene Personen, die im Buch erwähnt werden, nenne ich nach Absprache mit ihnen nur beim Vornamen. Einige Vornamen und fast alle Nachnamen sind verändert oder nur mit den Initialen angegeben.

Für Erinnerungslücken bitte ich um Entschuldigung.

Meilen, im Oktober 2005

Rosmarie Metzenthin Andreae

Eine fast noch heile Welt

Der Tag, an dem der Krieg begann

Wir standen beim Gartentor unter den Pappeln. Mein Vater sagte uns nochmals, dass heute der Krieg begonnen hatte. Wir wussten es natürlich seit dem Morgen, jeder wusste es, auch im Radio wurde es ständig verkündet. Die Deutsche Armee ist in Polen einmarschiert, weil die Polen irgendetwas getan haben, was nicht sein sollte, legte ich mir zurecht.

Mein Vater meinte beruhigend: «In 14 Tagen ist der Krieg schon wieder vorbei.» Mein Vater blieb bis zuletzt optimistisch.

Eigentlich konnte ich mir gar nicht vorstellen, was das heisst: «Heute ist der Krieg ausgebrochen.» Ich betrachtete die vielen Sterne, die wie immer über mir am Himmel funkelten. Nichts hatte sich seit heute Morgen verändert. Es roch stark nach dem nahen Bodensee, so wie jedes Jahr am Ende eines heissen Sommers.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Sees sah man das erleuchtete Schweizer Ufer. Dort kam meine Mutter her. Sie hatte oft Heimweh, tröstete sich aber damit, dass sie bisher uneingeschränkt zu Besuchen und Ferien in die Schweiz reisen konnte. Hoffentlich bleibt dies so, dachte ich.

Mein Vater ist in Strassburg aufgewachsen und war stolz darauf, ein Elsässer zu sein. Das Grenzland am Rhein gehörte abwechselnd entweder zu Deutschland oder zu Frankreich. Da er als junger Ingenieur vor dem Ersten Weltkrieg bereits bei Escher Wyss in Zürich angestellt war, blieb er Deutscher und wurde nicht wie seine Brüder, die im Elsass lebten, Franzose. Kurz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs wurde er von der

Firma Escher Wyss ins nahe Deutschland geschickt, um in Lindau eine Tochter-Fabrik aufzubauen.

Später wohnte unsere Familie einige Jahre wieder in Zürich, bis mein Vater sich selbstständig machte und zu arglos nach der Machtübernahme Hitlers wieder nach Lindau übersiedelte.

Wir Kinder lebten gerne am Bodensee und genossen unser Paradies mit herrlichen Spielen in Haus und Garten. Wir spürten nicht allzu viel vom Druck des mächtigen deutschen Reichsadlers, der über uns seine Schwingen ausbreitete. Rückblickend kommt es mir vor, als ob wir von jenem Septembertag an, an dem der Krieg ausbrach, ganz unmerklich unsere Kindheit zu verlieren begannen.

Neben mir stand Dorle, eine Freundin aus dem Ruhrgebiet, mit der ich ein Jahr in einem Internat verbracht habe. Sie hatte Angst, nicht mehr nach Hause zu kommen. «Morgen suche ich dir einen Zug heraus», beruhigte sie mein Vater.

Ich sah ihn an und fühlte mich wie immer geborgen und sicher in seiner Gegenwart. Ich kletterte auf den hohen Steinfosten, an dem das Gartentor angemacht war, und legte meinen Arm um ihn. Ich schmiegte mich an seinen Kopf, der nicht mehr so viele Haare hatte, und fühlte mich sicher und wohl.

Für mich, die erst vor zwei Monaten zwölf geworden war, bedeutete das Wort «Krieg» etwas Bedrohliches. Ich war ihm vor allem in den Geschichtsbüchern der Schule begegnet, er blieb für mich aber unfassbar.

Die kleinen Geschwister waren bereits im Bett. Unser Haus lag völlig verdunkelt hinter uns, kein Lichtschimmer durfte aus den Fenstern dringen. Schon seit einigen Wochen wurde diese Verdunkelung bei uns befohlen und ausgeübt. Alle Leute hatten Leuchtabzeichen angesteckt, damit man abends auf der Strasse nicht in sie hineinlief. Wir Kinder tauschten mit Wonne unsere Leuchtbildchen: «Gib mir deinen Elefanten, dann bekommst du von mir das Seepferdchen», ein neues lustiges Spiel im Krieg. Auch Gasmasken wurden anprobiert, wir schüttelten uns vor Lachen, weil wir uns wie Rhinozerosse vorkamen.

Meine Mutter rief aus dem Haus: «Chinde, chömed jetzt, s isch Ziiit zum Schlafe.»

Ich gab ihr zur Antwort: «Im Krieg kommt es doch nicht mehr darauf an.»

Ich ahnte nicht, wie Recht ich hatte, denn bei den später erfolgten Fliegeralarmen mussten wir in den Keller, und je nach Dauer des Alarms fing die Schule am nächsten Tag ein oder zwei Stunden später an. Am südlichsten Zipfel des Bodensees war vom Krieg nicht allzu viel spürbar, wenigstens am Anfang nicht.

Aus dem Tagebuch meiner Mutter:

1. September 1939

Ein schicksalsschwerer Tag ist hinter uns. Nun ist der Krieg eben doch ausgebrochen. Heute Morgen von 10-11 sprach Hitler vor dem Reichstag. Ich hörte es in der Stadt bei Frl. St. [unsere Hausschneiderin] an. Kalt lief es einem über den Rücken u. man fragt sich immer wieder, ob es wirklich wahr ist. Vorerst kämpfen sich die Deutschen im Eiltempo nach Polen, doch was kommt noch? Die Schweiz hat auch alles mobilisiert u. einen General Guisan gewählt. (O, was würde ich geben in der Schweiz zu sein!!)

2. September 1939

Eine innere Unruhe hetzte mich herum. Fremde Sender soll man nicht mehr hören. Wie verstört ist man. Abends sitzen die grossen Länder alle im Dunkeln. «Die Kriegsflagge ist auf der Fahrt.»

3. September 1939

Ein unvergesslicher, schwerer Sonntag. Immer schlimmer wird die Lage. Nun haben England u. Frankreich auch den Krieg erklärt. Es hat mich ganz übernommen – Meine Töchter waren tapferer u. Rosmarie kann so lieb trösten. Ich hatte die feste Absicht schnell in die Schweiz zu fahren, doch bei diesen Ereignissen bleibe ich zu Hause.

Wir richteten den Luftschutzkeller ein, die Kinder spielten im Garten, o Elend.

Unsere Eltern

Die Mutter

«Mami» war eine sehr schöne Frau, fand ich. Sie war immer sorgfältig angezogen und hatte eine einfache Frisur. Dies gefiel mir vor allem, denn ich hasste eingebildete, schicke Damen, die gar nicht in mein Idealbild passten.

Mami hatte die leicht gewellten, blauweißen Haare zu einem lockeren Knoten hinten zusammengesteckt. Sie wirkte wie eine Südländerin. Ihre Familie, so malte ich mir aus, stammte sicher aus dem Süden, vielleicht aus Italien. Mit ihrem Temperament, ihrer rassigen, leicht gebogenen Nase und den schon sehr früh weiss gewordenen Haaren, die vom Coiffeur nach dem Waschen immer einen blauen Schimmer erhielten, wirkte sie anders als die Mütter meiner Freundinnen.

Mami war auch eine sehr gesunde Frau. Krankheiten waren ihr suspekt. Wenn eines ihrer Kinder Husten oder Schnupfen hatte oder gar mit einer Kinderkrankheit ins Bett musste, war sie zuerst sehr ärgerlich und schimpfte laut. Dann aber verwandelte sie sich zu einer rührend besorgten Krankenpflegerin, die Geschichten vorlas und die Krankenschachtel hervorholte. Darin waren besonders reizende kleine Spielsachen, mit denen sich gut auf der Bettdecke spielen liess.

Unsere Mutter war eine der ersten Frauen, die ganz nach der neuartigen Ernährungslehre von Dr. Bircher-Benner lebte. Wir Kinder wurden mit viel Rohkost und möglichst wenig Fleisch grossgezogen. Unsere Mutter legte auch viel Wert auf frische Luft, und als Kleinkinder schickte sie uns splitternackt in den Garten, nur mit einem Sonnenhütchen bedeckt.

Zu ihrem Gesundheitsideal gehörte auch eine dreiwöchige Kur in einem von ihr bevorzugten Kurhaus in Degersheim im Kanton St. Gallen, die sie wenn möglich einmal im Jahr durchführte.

Seit dem Alter von sechzehn schrieb meine Mutter alles, was sich in ihrem Leben ereignete, in ihre Tagebücher. Diese Tagebücher hat sie uns zum grössten Teil nach ihrem Tod hinterlassen.

Einige hat sie vernichtet und in den übrigen alle intimen, persönlichen Bemerkungen, die sie uns nicht offenbaren wollte, mit Tinte energisch durchgekritzelt.

Unsere Mutter fühlte sich als freie Schweizerin, und darauf war sie stolz. Sie ist in einem vornehmen Bürgerhaus in Zürich mit zwei jüngeren Brüdern aufgewachsen. Ihr Vater stammte aus einer wohlhabenden Seidenhändler-Familie, die ursprünglich aus Schaffhausen kam. Die so genannten «höheren Töchter» wurden in verschiedene Pensionen geschickt, lernten dort Französisch, Englisch und Italienisch, Hauswirtschaft und gute Umgangsformen. Immerhin durfte sie nach ihrem dringlichen Wunsch eine einjährige Ausbildung zur Kinderkrankenschwester im Bethanienheim in Zürich absolvieren.

Sie hatte überall auf der Welt Freundinnen und Freunde, und eine ihrer grössten Freuden war, Briefe zu schreiben und zu erhalten.

«Als ich 12 Jahre alt war, starb mein Vater», erzählte sie uns, «meine Brüder Paul und Max waren erst 11- und 9-jährig.»

«Warum ist dein Vater so jung gestorben?», wollten wir wissen.

«Man sagt, er sei als Kind von einem Mäuerchen auf den Kopf gefallen und litt danach immer wieder an Kopfschmerzen.»

«Konnte ihm denn niemand helfen?», fragte ich.

«Damals noch nicht, vielleicht wäre das heute möglich. Er war erst 41, als er starb, und meine Mutter musste uns drei allein aufziehen.»

Marni war die erste Frau aus Lindau, die einen Führerschein erwarb und in einem Auto Marke Adler herumfuhr. Dies war etwa 1922, ein Jahr vor der Geburt des ersten Kindes.

Wir waren bereits vier Kinder, als sich zur grossen Überraschung nach sechs Jahren ein kleiner Nachzügler, Hans-Dieter Max, genannt Dieter, einstellte. Meine Mutter war bereits 45 Jahre alt, als sie ihn geboren hat.

Dies ging im Elternschlafzimmer fast lautlos vor sich. Doch ich erwachte vom Getrappel und Geflüster der vielen Menschen. Von oben erspähte ich durch das Treppengeländer, wie mein Vater aufgeregt durch

die Gänge huschte und eine Hebamme mit einer grossen Waschschüssel ins Schlafzimmer eilte.

Für mich, die 11-jährige grosse Schwester, war dies eine der eindrücklichsten Nächte in meinem Leben. Ich war auch überzeugt, dass ich sehr viel dazu beigetragen hatte, dass dieser kleine Bruder zur Welt kam, da ich lange vor seiner Geburt betete: «Lieber Gott, schenk uns doch noch einen kleinen Bruder.»

Und nun war er wirklich da.

«Komm runter, schau wie herzig», sagte Papi, und ich durfte den Winzling betrachten und glücklich in den Armen halten.

Mit ihren weissen Haaren wurde Marni von vielen Leuten oft als unsere Grossmutter angesehen. Vier ihrer Kinder hatte sie ganz selbstverständlich in ihrem Schlafzimmer in Lindau zur Welt gebracht. Nur Esther ist als einziges der fünf Kinder in Zollikon in der Schweiz geboren.

Unser ältester Bruder Peter war bereits fünfzehn, als der kleine Nachzügler erschien. Peter wurde sogar zum Paten auserkoren.

Auf Peter-Markus folgten die drei Schwestern – ich, die 11-jährige Rosmarie-Ruth, Rosmi genannt, auf meinen Wunsch mit einem scharfen s ausgesprochen, das nach Ross tönen sollte und ja nicht nach einer Rose; Sylvia-Elisabeth, genannt Sylvi, war acht und Esther-Maria, abgekürzt zu Esti, sechs Jahre alt, als Hans-Dieter Max erschien.

Meine Eltern gaben uns als zweiten Namen noch einen biblischen. Nur Dieter erhielt stattdessen den Namen des Vaters angehängt.

23. November 1938

Hurra, Hans-Dieter – Richtig, heute Nacht um 3½ Uhr kam wirklich u. wahrhaftig ein ganz normales, herziges Büblein zur Welt. 5 Std. plagte es mich. Wie ein Sturm geht es in den letzten Stunden über einem her. Mali [«Mali» nannte meine Mutter ihren Mann Max] u. Frau K halfen mir fest in meinen Schmerzen, erst nach der Geburt liessen wir Dr. E., unseren

Hausarzt, kommen. Und diese Freude bei den 4 Geschwistern am Morgen! Ich telephonierte auch gleich nach Basel u. Zürich.

Der Vater

Mein Vater war ganz vernarrt in den kleinen Sohn. Er liebte ihn innig und widmete sich ihm, wann er nur Zeit fand. Überhaupt war «Papi» oder «Paps», wie wir ihn nannten, ein ausgesprochener Kindervater. Wenn wir nachts durch böse Träume aufgeschreckt wurden, stand er sofort neben unserem Bett. Er war grosszügig und liess uns in unserer Phantasiewelt gewähren. Er unterstützte unsere Indianerspiele und spielte die verschiedensten Spiele mit uns, auch alberne oder übermütige wie zum Beispiel «Die Spinne».

Als Spinne mit unendlich vielen Beinen krabbelten wir Kinder die Treppe hinauf. Zu unterst war Esti als Kleinste, darüber bückte sich Sylvi, dann kam ich, manchmal auch noch Peter, und über allen streckte mein Vater seine «vier Beine» aus. Oft krachte die Spinne zusammen, wir lachten und kreischten und versuchten aufs Neue Stufe um Stufe gemeinsam zu bewältigen.

Es fällt mir schwer zu beschreiben, wie mein Vater eigentlich aussah. Er hatte ein lebendiges, charmantes Wesen. Kaum trat er zur Haustüre herein, tönte es: «Halli-hallo, ihr Lieben. Wo seid ihr? Euer Papi ist da.»

Dann gab er meiner Mutter zwei Küsse und umarmte uns. Küsse mochten wir nicht. «Du bist stachelig», sagten wir zu ihm, wenn er abends heimkam.

Ich kann mich nicht erinnern, dass er je launisch war, nur manchmal nervös von seiner vielen Arbeit als Fabrikdirektor. Auch bedrückte ihn die politische Lage zunehmend. Er liess es sich jedoch nicht anmerken. Ich beobachtete, dass er sich immer ins Herrenzimmer zurückzog, wenn ihn ein Angestellter aus der Fabrik im Urlaub besuchte. Er wollte dann nicht gestört werden.

Manchmal erzählte er mir von seiner Jugend in Strassburg. «Wir waren fünf Knaben, ich war der Fünfte. Meine Mutter ist bei meiner Geburt gestorben, ich habe sie nie kennengelernt.»

«Wer hat dann für euch fünf gesorgt?», fragte ich sehr beeindruckt.

«Die Schwester meiner Mutter hat ihre Stelle übernommen, ich habe lange nicht gewusst, dass sie nicht meine richtige Mutter war.»

«Eine Stiefmutter, wie im Märchen», sagte ich. «War sie böse mit euch?»

«Nicht böse, aber sehr streng. Wir fünf Buben mussten parieren. Sie gebar dann noch einen eigenen Sohn, den sie natürlich über alles liebte. Jean war erst 20, als er bei einem Autounfall ums Leben kam.»

Vielleicht, so ging es mir durch den Kopf, ist Papi deshalb so lieb mit uns, weil seine Stiefmutter so streng mit ihm war. Er erlaubt uns fast alles und spielt viel mit uns. Ich kenne keinen Vater, der so ist wie Papi. Meine Freundinnen beneiden mich alle. Ihre Väter sind viel ernster, manche sind sehr streng. Viele sind im Krieg und sehen ihre Kinder fast nie.

«Warst du auch einmal im Krieg?», fragte ich ihn.

«Ja, aber nicht lange. Nur ein paar Wochen. Dann wurde ich von den Franzosen gefangengenommen. Meinen 25. Geburtstag feierte ich als junger Leutnant hinter Schloss und Riegel.»

«Warst du lange in Gefangenschaft?»

«Fast vier Jahre. Dreimal wollte ich flüchten. Da ich als Elsässer fließend Französisch sprach, bin ich nicht aufgefallen und kam fast bis an die Schweizer Grenze. Aber mein Kamerad konnte nicht Französisch. Ich sagte ihm, er solle sich als Taubstummer ausgeben, um nicht aufzufallen.

«Und dann?», fragte ich atemlos. «Weshalb wurdet ihr nicht über die Schweizer Grenze gelassen?»

«Im Krieg ist alles schwierig, es gibt Verbündete und Feinde, und wir gehörten zu den Feinden der Franzosen und nicht zu den Freunden der Schweizer. Mein Kamerad verriet sich einmal, als er um Nahrung bettelte. So kamen wir immer wieder in ein anderes Lager. Endlich, kurz vor Kriegsende, wurde ich gegen französische Gefangene ausgetauscht

und konnte zurück in die Schweiz, wo ich bereits vor dem Krieg als Ingenieur eine Stelle in Zürich hatte.»

Ich fand diese Erzählungen aus dem Leben meines Vaters sehr spannend. Zum Glück musste er diesmal nicht in den Krieg. Vielleicht war er schon zu alt, dachte ich mir, und ausserdem hatte ich noch etwas anderes aufgeschnappt:

«Gell, Papi, du bist unabhkömmlich, da musst du nie in den Krieg?»

«Hoffen wir es, man weiss nie, was noch alles kommen wird.»

Ich sah meinen Vater fragend an, ein ernster Ausdruck war in seinem Gesicht. Dann kam seine Fröhlichkeit zurück, er packte mich und sagte:

«Rosmi, wir werden schon alles überstehen, der Krieg geht bald zu Ende, und dann kann Mami endlich wieder so oft, wie sie will, heim in die Schweiz reisen.»

4. September 1939

Ich habe mich wieder etwas gefasst, spüre aber noch in jeder Faser die Gemütsaufregungen. Man beschäftigt sich nur noch mit Rot-Kreuz u. Luftschutzfragen u. dann zieht man wieder zum Radio, um die neusten Nachrichten zu erfahren. Der Flottenkrieg ist im Gang. Im Osten stürmen die Deutschen vorwärts, im Westen ists noch ruhig. Die Franzosen möch-ten am liebsten nicht anfangen.

5. September 1939

Heute beständig im Luftschutzkeller u. mit Estrich-Räumungsfragen zu tun gehabt. Bin ganz krank davon. Was ist das für eine zivilisierte Menschheit, die an Kriegen zu Grunde geht! Jetzt kann man nur noch mit Visum in die Schweiz, ich «Ausländerin» auch. So ists! Wenn ich Frau Oberst F. oder Frau Soundso in der Schweiz wäre, wärs halt anders.

Wir Geschwister und unser Spielparadies

Mit meinen Schwestern verband mich ein herrliches Spielparadies. Darin konnten wir viele Stunden oder Tage, ja sogar Wochen oder Monate eintauchen und alles um uns herum vergessen.

Sylvia war drei Jahre jünger als ich und eine Art Trabant von mir. Alles, was mir gefiel, sollte sie mitmachen. Ich lockte sie über oder unter Gartenzäunen hindurch in fremde Welten und Gefahren, und sie folgte mir blindlings vertrauend. Ich verleitete sie auf die höchsten Bäume zu klettern, wo sie leider einmal von einem Kastanienbaum hinunterstürzte und im Krankenhaus landete.

Sylvia war blond und blauäugig und durfte als Einzige von uns Zöpfe tragen, da sie einen schönen Hinterkopf hatte. So beschloss es meine Mutter, und meinen Zopfwünschen gegenüber blieb sie hartnäckig ablehnend.

«Nei, das staat dir nöd, du häsch en vil z chline Hinderchopf und au na Haarsträäne.»

In meiner Not flocht ich aus dicken Schnüren zwei Zöpfe, die ich mir am Kopf befestigte.

Estherlein hatte einen grossen runden Kopf, dunkle Augen und Haare und eine Sempelfransen-Frisur. Sie glich im Aussehen meinem Vater und auch in ihrem aufgeschlossenen, charmanten Wesen. Mit ihr spielte ich nicht so intensiv wie mit Sylvi, da sie immerhin fünf Jahre jünger war. Ich fand sie jedoch besonders reizend und lustig. Sie war bis zu Dieters Geburt Marnis Liebling und nützte das auch aus.

Und wie war eigentlich ich?

Ich glaube, ich war nicht einfach für meine Umgebung. Ich hatte eine ungeheuerliche Phantasie und wollte meine Ideen stets verwirklichen, auch wenn sie meinen Eltern, Geschwistern oder Freundinnen nicht passten.

Lange bedauerte ich es, nicht als Junge geboren worden zu sein, und zog die Hosen meines Bruders an statt diese lästigen Röcke. In meiner Kindheit mussten wir Mädchen immer Röcke tragen, ausser beim Sport.

Die Turnhosen, welche wie kurze Pumphosen aussahen, da sie am Bauch und oben an den Beinen mit einem Elast zusammengezogen wurden, trug ich immer unter meinen Röcken. Eine Ausnahme bildete mein geliebter grauer Hosenrock, den unsere Hausschneiderin für mich einmal anfertigte. Im Winter waren Skihosen in der Schule nur erlaubt, wenn es Schnee hatte.

Mein vier Jahre älterer Bruder Peter verteilte seinen jüngeren Geschwistern grosszügig die passenden Übernahmen: «Ghandi» oder «Scheich» nannte er mich, weil ich so lang und dünn war. Sylvi wurde «Walfisch» genannt, weil sie so eine beleidigte Miene aufzusetzen wusste. Später war sie unser «Watschli», da sie einen ganz speziellen Gang hatte. Esti nannte er «Fussballkopf», weil sie einen grossen, runden Kopf hatte, oder «Ölgötz», wenn sie in den Augen des grossen Bruders besonders blöd guckte. Ausserdem hiess sie auch «Franz Simpel» wegen ihrer Simpelfransen-Frisur.

Seinen 15 Jahre jüngeren Bruder taufte er «Butzelkönig der Brougierstrasse», ausserdem «Prinz Eifersucht und Eigensinn».

«Dieterlein, des Hauses Sonnenschein» wurde er dagegen von Papi liebevoll genannt.

Peter, den wir immer bedienen mussten, ärgerten wir mit dem Übernamen «Pascha». Mit ihm hatten wir fast keinen Spielkontakt. Nur selten fanden wir die Gnade, bei der aufgestellten elektrischen Eisenbahn die Bahnschranken und Signale bedienen zu dürfen. Wenn wir etwas falsch machten, ein Signal vergassen oder sogar einen Zugzusammenstoss verursachten, schrie Peter uns an und verteilte ab und zu sogar Ohrfeigen. Aber dies geschah zu unserem Glück auch nur während seiner Ferien, wenn er in Lindau auftauchte.

Von den Eltern hörte ich, dass Peter einen Schatten auf der Lunge hatte. Er tat mir Leid, weil er so viel krank war und bereits als 14-Jähriger zu einem längeren Kuraufenthalt in St. Blasien im Schwarzwald fort musste und sich später in der Internatsschule «Friderizianum» in Davos bis zum Abitur aufhielt.

Was mir aber gar nicht gefiel, Peter wollte immer über mich, seine vier Jahre jüngere Schwester, regieren, und das war sehr lästig.

Bevor er zur Kur weg musste, hatten wir einen gemeinsamen Schulweg auf die Insel Lindau. Er besuchte die dortige Oberrealschule und ich die Mädchen-Oberschule. Er erlaubte mir nur, bis zum Beginn der Landtorbrücke neben ihm zu gehen. Dann musste ich warten, bis er auf der anderen Seite der Brücke angelangt war, denn er genierte sich, gemeinsam mit seiner jüngeren Schwester gesehen zu werden.

Später liess ich mir nichts mehr von ihm gefallen, und durch das Rauftraining im Indianerstamm wurde ich so stark und behände, dass er mich nicht mehr bezwingen konnte.

Das beliebteste gemeinsame Spiel von uns Schwestern war das Leben mit unseren Puppenfamilien. Jede von uns hatte mindestens sechs Puppen, die alle mit Vornamen, Alter und speziellem Charakter versehen wurden. Sylvis und Estis kleines Puppenreich befand sich in einer Ecke ihres Kinderzimmers, meine Puppen wohnten oben in einer Nische in meinem Zimmer. Es gab in unseren Puppenwohnungen Betten, Kommoden, Schränke, Tische und Stühle, die teilweise noch aus der Kindheit meiner Mutter stammten. Auch Küchen, Badewannen oder sogar Puppenklosetts spielten eine wichtige Rolle.

Jedes Jahr vor Weihnachten zelebrierten wir unsere Puppenweihnacht. Ein Miniatur-Christbaum mit brennenden Kerzen, darunter unendlich viele kleine Päckchen, zierte das Puppenzimmer. Natürlich erhielten dann alle Puppenkinder die schönsten Kleider angezogen. Sylvia nähte diese bereits selbst. Nur meine Puppenkinder wurden zur Weihnachtsfeier in farbige Tüchlein gehüllt, die mit Stecknadeln kunstvoll drapiert und befestigt wurden. Sie glänzten in ihrer scheinbaren Pracht, die aber von meinen Schwestern kritisch durchschaut wurde: «Schaut mal, Rosmis arme Puppen, denen stecken ja Nadeln im Bauch.»

Einmal geschah es, dass ich von irgendjemandem eine Puppe in brauner Uniform geschenkt bekam, der «SA-Mann». Ich wusste nicht so recht, wie der SA-Mann am besten in meine Puppenfamilie einzugliedern war. Dummerweise war die Uniform angeklebt. Das Gesicht – blaue Au-

gen, blonde aufgemalte Haare – entsprach dem Nazi-Ideal. Ich taufte ihn Jürgen, was sich aber bei meinen Schwestern nicht recht einprägte.

«Können wir den SA-Mann nicht am besten in ein Internat geben?», fragte Sylvi, und damit löste sich das Problem. Ich liess den SA-Mann für immer auf dem Estrich verschwinden.

Ein weiteres Lieblingsspiel von uns drei Schwestern waren die Puppenstuben, die im Spielkeller auf den Tischen aufgestellt wurden. Wir verbrachten viele Tage, ja Wochen dort unten mit dem Einrichten der Stuben und dem Leben unserer Familien, welchen wir Schicksale zuteilten, genau so, wie wir es den Menschen in den Kriegszeiten abschauten. Freud und Leid hiess, dass die Väter auch in den Krieg mussten und die Familien zurückliessen, denen wir auch Lebensmittelkarten zuteilten.

Die Geschichten hörten nie auf. Wenn die Winterferien zu Ende waren, mussten wir auch die Puppenstuben mit ihren Bewohnern wieder wegräumen.

Auch die Ära der Papierpuppen darf nicht vergessen werden. Sie war ungeheuer inspirierend, Sogar meine Mutter tauchte gelegentlich einmal im Spielkeller auf und schaute uns eine Weile zu: «Ich han als Chind au mit de Papierbääbi gspilt und luut für sie gredt, genau wien iir.»

Entweder schnitten wir die Papierpuppen aus Modeheften aus, oder wir zeichneten sie gemäss den zwei Schicksalswürfeln. Die Würfelzahlen bestimmten Anzahl, Alter und Geschlecht unserer Kinder. Es war wirklich aufregend, was man für Papierkinder erhielt, und wir verbrachten ganze Sonntage mit diesem Spiel. Schlussendlich galt es noch, die Papierkinder zu zeichnen und auszuschneiden.

Musste ich dann am Abend noch Englisch-Vokabeln lernen, setzte ich gleich meine Papierpuppen vor mich hin, und sie büffelten spielend für mich.

Dieterlein war anfänglich noch zu klein, um mit uns zu spielen. Er schaute meistens mit grossen Augen zu, plapperte irgendetwas Komi-

sches in seiner Butzeli-Sprache und warf unsere Puppenstuben durcheinander. Aber wir nahmen es ihm nicht übel, wir liebten den kleinen Bruder heiss und tauchten ab und zu auch in seine Kleinkinderwelt ein.

Im Garten wurden natürlich andere herrliche Spiele gespielt. Wer getraut sich mit Anlauf über die Rosenhecken zu springen? Wer kann den Ball auf das Dach der Garage werfen und wieder fangen? Wer lässt sich beim «Hexerlis» möglichst nicht erwischen?

Auch die Spiele am Seeufer, wo man allerlei angeschwemmte Schätze finden konnte oder sich vor toten Fischen gruselte, gehörten zur Kindheit in Lindau.

Im Sommer radelten wir an heissen Tagen mit Wonne ins Aeschacher Bad, einem alten Holzbadehaus, das auf Pfählen im See stand. Unser Lieblingsspiel war ein wildes Fangis mit Sprüngen vom Steg ins tiefe Wasser, hindurchtauchen unter dem Rost der Nichtschwimmer und rennen durch die erschreckten Gäste auf dem Sonnendach. Esti, die natürlich noch nicht so schwimmtüchtig war wie ihre älteren Schwestern, ist einmal fast ertrunken. Ich sah sie von oben leblos im Wasser treiben und konnte gerade noch einem Mann zurufen: «Schnell, schnell, meine Schwester ertrinkt!» Er stürzte sich mit einem Kopfsprung vom Steg ins Wasser und schwamm mit ihr zur rettenden Leiter.

Wir erzählten zu Hause nichts von diesem Ereignis, sonst hätte uns meine Mutter nicht mehr so arglos im Bodensee schwimmen lassen.

21. September 1941

Schöner Herbstsonntag, wie geschaffen zum Wandern. Aber die Töchter spielen ja nur mit Papierpuppen, wie ich in meiner Jugend. Für Hausarbeiten interessieren sie sich nicht besonders.

4. Oktober 1941

Ein Unglückstag. Unsere Sylvia stürzte so unglücklich von einem Kastanienbaum herunter, dass sie nun mit einem Streckverband im Kranken-

haus liegt. Das war eine Aufregung Papi radelte gleich 2 mal zu ihr.

5. Oktober 1941

Mit einigem Bangen ging ich zu Sylvia hinein. Zuerst sah man sie gar nicht vor lauter Armgestell. Sie war heute noch mitgenommen u. müde u. doch konnte ich ihr die zu vielen Besuche nicht abhalten. Alle Kinder, Maja u. Hanni u. Herr Pfarrer F. sahen noch bei der Patientin hinein. Estherlein musste noch rasch den Vers lernen, den Sylvia beim Erntedankfest-Gottesdienst hersagen sollte.

14. Dezember 1943

Heute mit Sohn Dieter in die Stadt, er erheitert mich mit köstlichen Bemerkungen: ich muss «scheppern», neuester Ausdruck bei den Kindern für «lachen». Mittags toller Betrieb in jedem Zimmer: In der Küche 2 Soldaten zum Guetzli backen, bei Sylvia 5 Kinder zum basteln, bei Rosmarie Kinder zum proben, bei Esti Freundinnen zum Puppenspielen u. bei Dieter auch noch einige Kinder.

25. Dezember 1943

Alle bis auf Papi gefaulenzt. Verschiedene Besuche kamen in unser geniales Weihnachtszimmer, wo es vor Kindern wimmelte. Das wäre so was für Max u. Marina [kinderloser Bruder u. Schwägerin meiner Mutter in Zürich].

Die Kinder feierten dann wie immer noch ihre Puppenweihnacht.

Ein perfekter Schweizer Haushalt

Trotz Kriegsbeginn blieb es bei uns eigentlich so wie vorher. Die grosse Familie lebte unterstützt durch viele gute Hilfskräfte, welche von meiner Mutter, einer perfekten Schweizer Hausfrau, in überlegener Manier angeleitet wurden.

Wir Kinder hatten natürlich unsere Vorlieben für die verschiedenen Leute, die bei uns beschäftigt waren.

Rosi hiess unsere erste Köchin, sie kam aus der näheren Umgebung und stammte von einem Bauernhof. Dort durfte ich einen schweren Ackergaul besteigen und sass darauf glücklich und unverwöhnt. Ich sehnte mich von da an danach, auf dem Rücken der Pferde zu sitzen, durch die Landschaft zu galoppieren oder sogar mit einem Pegasus durch die Lüfte zu fliegen. Leider verliess uns Rosi bald einmal, da sie ein Kind erwartete.

Sie wurde von Hanni, die eine «spitze Zunge» hatte, abgelöst. Diesen Ausdruck schnappte ich bei einem Gespräch meiner Eltern auf. Die «spitze Zunge» hatte sie vor allem dann, wenn die Eltern abwesend waren. Zudem war sie eine «Nazi», hörte ich von irgendeiner Seite. Ich wusste damals noch nicht genau, was das eigentlich bedeutete.

Wenn meine Mutter zu einer Kur in der Schweiz weilte, hiess es: «Nun habe ich das Sagen, nun heisst es endlich Folgen.»

Esti sperrte sie sogar einmal in den Keller, weil sie ihr die Zunge herausstreckte. Heimlich öffneten wir vom Garten her das Klappfenster und konnten die kleine Schwester durch einen schmalen Spalt herausziehen.

Hanni besass jedoch eine Ziehharmonika, welche mich faszinierte.

«Bitte darf ich wieder einmal darauf spielen?», bettelte ich.

«Wenn du mir beim Geschirrspülen hilfst», antwortete sie schlau.

Abends sass ich dann auf dem Bett in ihrer Mansarde und übte unter ihrer Anleitung den Schlager «Ich hab ein süsses weisses Pony», bis ich ihn auf den weissen Tasten mit der rechten Hand und auf den schwarzen Knöpfen mit der linken Hand einigermaßen konnte. Faszinierend war aber, durch Zusammendrücken und Auseinanderziehen Luft in die Harmonika zu pumpen. Das war für mich entschieden spannender, als am Klavier zu sitzen, wo die Töne ganz von selbst kamen, wenn man die Tasten drückte.

Dann gab es noch Maja, unser sehr junges Kinder- und Hausmädchen, welches immer das sagte, was meine Mutter hören wollte.

«Maja, heute ist es sicher sehr kalt?», fragte meine Mutter, wenn sie morgens zur Haustüre hereinkam, denn sie wohnte bei ihren Eltern.

«Ja, Frau Direktor, heute ist es sehr kalt», antwortete sie beflissen.

«Ist es unter null? Sehen Sie auf dem Thermometer nach», hörte ich meine Mutter sagen.

Ich rutschte so schnell, wie ich konnte, auf dem Treppengeländer nach unten und hauchte das Thermometer an, damit es ja nicht unter null zeigte. Das Schlimmste, was mir passieren konnte, war lange Strümpfe anziehen zu müssen, und das war bei unter null der Fall. Damals gab es noch keine Strumpfhosen, man musste die kratzigen Strümpfe an Leibchen mit Strumpfhaltern anknipsen und darüber noch Wollhosen anziehen. Es war einfach nicht auszuhalten.

So sah ich mich jeweils vor und hauchte das Quecksilber vor dem unteren Gangfenster so lange an, bis es über null zeigte.

«Zwei Grad über null», hörte ich Maja antworten, als ich bereits wieder oben in meinem Zimmer war. Diesen Trick durchschaute meine Mutter lange nicht, wie so vieles in meinem Geheimleben.

Manchmal zogen wir die verhassten langen Strümpfe auf unserem Schulweg vorne an unserem Strässchen wieder aus, versteckten sie in einem Gebüsch und zogen die heimlich mitgebrachten Kniestrümpfe an. Auf dem Heimweg nach der Schule geschah das Gleiche umgekehrt.

Meine Schwester Sylvia nahm eine Lieblingsrolle bei den Hausmädchen ein, denn sie war ordentlich und häuslich und konnte schon früh stricken, nähen und häkeln.

Schwester Esti profitierte von ihrer besonders kapriziösen, charmannten Art, bis sie vom Nesthäkchen Dieter, der sich selbst «Didatz» nannte, entthront wurde.

«Didatz» war eine Abkürzung von «Dieter-Schatz», und so wurde er lange von seiner ganzen Umgebung genannt. Dieterlein war natürlich der absolute Liebling, besonders von Maja, die ihn hauptsächlich versorgte,

aber auch von Hanni, die ihm immer feine Schleckereien hinter dem Rücken meiner Mutter zusteckte.

Wenn wir böse Streiche machten, Gummispinnen im Klosett aufhängten, um unsere Büglerin zu erschrecken, und dazu noch riefen: «Fräulein Ganz mit dem langen Schwanz», konnte mein Vater sehr böse werden. Papi verlangte von uns Kindern, dass wir die Haushalthilfen respektierten. Zudem fanden meine Eltern, dass ich ein freches Mundwerk hatte. Eigentlich war es bei mir vor allem die Lust, Namen zu verdrehen oder sie in lustigen Sätzen zu verwenden.

Hanni blieb die ersten Kriegsjahre weiterhin bei uns als Köchin. Einmal ertönte aus der Küche ein lauter Streit. Der Grund war Rudolf Hess, der sich nach England abgesetzt hatte, um einen Spezial-Frieden mit Deutschland zu erlangen. Hanni brachte Maja, die sich für Hess ereiferte, fast zum Heulen. Meine Mutter hörte das, rief Maja zu sich hinauf und sagte leise: «Hören Sie auf zu streiten, sonst bringt Hanni Sie noch ins Gefängnis.»

Dies machte mir, als ich im Nebenzimmer lauschte, grossen Eindruck.

Später erfuhr ich, dass Hanni auf einem NS-Amt in Lindau Anzeige erstattete, weil in unserer Familie immer noch zwei Hausangestellte tätig waren. Sie wollte erreichen, dass die junge Maja an Stelle von ihr in einen Rüstungsbetrieb gesteckt wurde. Mit Mühe und Not konnte mein Vater dies verhindern.

Dann geschah es, dass in der Familie von Hannis Verwandten bei einem Bombenangriff in Kempten die Eltern und zwei von sieben Kindern ums Leben kamen. Hanni übernahm für die fünf überlebenden Kinder die Mutterstelle und verliess uns. Das beeindruckte uns sehr, und wir mussten oft an diese auseinander gerissene Familie und die fünf Waisenkinder denken.

Manchmal kam Herr L. und half beim Teppichklopfen. Seinen kleinen Jungen nannten wir «Lampe». Wir schwärmten für ihn, weil er so flink und pfiffig war und für uns ein ganz besonders beliebter Spielgefährte. «Ich werde den Lampe einmal heiraten», erklärte ich, als ich etwa zehn Jahre alt war.

Im Laufe des Krieges kamen uns fast alle Hilfsgeister abhanden, sie mussten in den Krieg oder sonstige Kriegseinsätze leisten. Ausserdem wurden die Privathaushalte sehr genau kontrolliert. Meine Eltern wussten dies und wollten nach der Geschichte mit Hannis Anzeige ja nicht mehr auffallen. Übrig blieb zuletzt nur unsere treue Maja.

26. November 1941

Um 10 Uhr verliess ich Göppingen, hier in Aeschach holten mich alle Kinder ab. Ich ärgerte mich wieder aufs Neue über die Kniestriumpfe von Rosmarie u. Sylvia. Überall sieht man keine mehr. Zu Hause gleich eine Menge Arbeit.

9. Februar 1943

Bei Sonne u. Wind im Garten die Wäsche trocknen können. Alles machen meine Hilfen allein, ich bin schrecklich verwöhnt. Es würde mich hart ankommen, wenn ich Vieles selbst machen müsste.

Ich rechne mich nie zum Deutschen Volk, merkwürdiger Weise.

Der Garten Eden

Riesig kam er mir vor, unser Garten. Später, bei meinen Besuchen, als die Kindheit immer weiter entschwand, schrumpfte er zu einem ganz gewöhnlichen Garten zusammen.

Vor dem Haus lag die «grosse Wiese», die von Kieswegen eingeraht wurde. Hinter dem untersten Kiesweg standen viele Büsche, die unseren Garten gegen die Nachbargärten abtrennten. Dahinter war ein brüchiger Holzzaun, durch den wir durchschlüpfen konnten. Die Büsche waren der bevorzugte Spielort von meinen Schwestern und ihren Freundinnen, die so genannten «Laubhäuser». Dort hielten sie sich im Sommer wochenlang mit ihren Puppen auf.

Seitlich gegen Westen gab es einen Sandplatz, daneben ein Holzgestell mit einer Schaukel und einer Turnstange zum Verstellen. Dort trainierte ich meine Lieblingsübungen – den Bauchaufschwung, das «Räd-

chen», an einem Bein hängend oder aus dem Sitzen, und den Bauchumschwung. Wenigstens im Turnen war ich immer die Beste in unserer Klasse.

Oberhalb des Turnplatzes stand das Garagenhaus mit einer gedeckten Veranda zum Spielen, darunter der Gartenkeller, das Reich unseres Gärtners. Gärtner O. war nur so gross wie meine Schwester Silvia und erinnerte an einen hutzligen Gnom.

Zwischen dem Garagenhaus und dem Wohnhaus war eine kleine Wiese mit einem herrlichen Kastanienbaum zum Klettern. Zuoberst auf einem Ast war mein Lieblingsplatz. Dort las ich oder machte manchmal auch Schularbeiten.

Auf der Ostseite neben dem Haus lag der Rosengarten. Er störte mich, nicht wegen der Rosen, sondern weil der Gärtner dauernd dort beschäftigt war. Eigentlich sah der Rosengarten wie ein Mandala aus. Die Kieswege bildeten einen Kreis um das viereckige Rosenbeet, das an jeder Ecke mit einem Rosenbäumchen bepflanzt war. Kleine Heckenröschen schlangen sich girlandenartig dazwischen. Im Viereckbeet blühten dunkelrote, edle Rosen, die wundervoll dufteten. Im Zentrum, auf einem kleinen Hügel gab es nochmals Rosen. Ich erinnere mich an weisse oder gelbe. Am prachtvollsten blühte diese ganze Rosenpracht im Juli.

Anfang Juli war mein Geburtstag, und meine Mutter verriet mir, dass ich meinen Namen einerseits wegen unserem herrlichen Rosengarten erhalten habe und andererseits nach einer Rosmarie, welche in einem Roman, den sie sehr liebte, beschrieben wurde. Ich entdeckte später einmal in ihrem Büchergestell den Roman «Die Heilige und ihr Narr». Er schilderte das Schicksal eines verstossenen Fürstenkinds mit einer bösen Stiefmutter. Natürlich habe ich mich mit dieser Roman-Rosmarie sofort identifiziert.

Unterhalb des Rosengartens stand noch eine wundervolle, grosse Blutbuche, um deren Stamm sich eine runde Holzbank ringelte. Auch dort oben in den Ästen war es mir wohl.

Der kleine Gärtner störte uns ständig. Er wollte immer die Kieswege in Ordnung halten, die wir als Rennbahnen benützten, oder schnitt dau-

ernnd die Zweige der Büsche und Bäume, die uns als Versteck dienten. Das Gartenparadies wäre fast vollkommen gewesen, wenn nicht dieser Gnom immer wieder aufgetaucht und zu unserem Spielverderber geworden wäre.

Seinen Hut hing er immer am Haken der Fahnenstange auf. Damit begann ein wundervolles Spiel: «Wem gelingt es, den Hut an einem anderen Ort zu verstecken, ohne dass er es merkt?»

Peter besass ein Luftgewehr und schoss damit einmal durch den Hut. Da hörten wir in unserem Versteck den kleinen Gärtner auf Bayrisch fluchen: «Na jetzt langts mer fei, Kreuz Sakra, Jesus Maria und Luzifer, heut Abend sag ich's em Herr Direktor, dann wird er euch Watschen verabreichen, dass ihr Saubande nurmehr blaue Sterndl secht's, ihr depperten Luder!»

Dann nahm er wutschnaubend, weiter vor sich hin fluchend, seinen durchlöcherten Hut und verschwand im Gartenkeller.

Bei diesem Ausbruch, diesem Schwall von Flüchen erstarrten wir. Hoffentlich entdeckte er uns nicht in unserem Versteck. Peter war im Haus geschützt, er hatte durch das Küchenfenster auf den Hut gezielt und zu seinem Erstaunen getroffen.

Fluchen war bei uns in der Familie verboten. Immerhin hatte ich einen neuen Fluch aufgeschnappt: «Luzifer», das war doch der Teufel-Engel, er war uns aus der Kinderbibel bekannt.

Flüche, in denen Gott-Vater, Jesus und Maria vorkamen und auch ordinäre bayrische Ausdrücke wie «fei», «na», «Depp» mussten wir vor den Eltern vermeiden, denn sie waren verboten.

Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wie diese Geschichte ausging. Ich weiss nur, dass unser gutmütiger Vater sehr ungehalten und sogar jähzornig sein konnte, wenn wir den Gärtner ärgerten.

Im Laufe der Kriegsjahre verschwand unser kleiner Paradiesverderber. Er behauptete, in einem kriegswichtigen Betrieb arbeiten zu müssen. Vielleicht war dies auch nur ein Vorwand, weil er uns Kindern entkommen wollte, denn wir sahen ihn eines Tages im Nachbargarten meiner Freundin Anneliese arbeiten, nachdem er überall herum erzählt hatte, was für schlimme Kinder wir seien.

Nun gehörte der Garten ganz uns Kindern. Wir mussten allerdings manchmal Unkraut zupfen oder das Gras zusammenrechen, das mein Vater mit dem Rasenmäher, den er auf zwei Rollen hin- und herschob, mähte. Damit verdienten wir uns aber auch etwas Taschengeld.

An Sommerabenden tobten wir zusammen mit sämtlichen Nachbarkindern im Garten herum. Unser beliebtestes Spiel war «Verbannt». Eines der Kinder musste sich an eine Hausecke stellen und auf 30 zählen. Alle übrigen Kinder versteckten sich so schnell, wie sie konnten. Kaum verliess der «Fänger» seinen Platz, raste irgendeines der versteckten Kinder herbei und schlug sich frei.

Auch Völkerball spielten wir leidenschaftlich auf der grossen Wiese. Sicher nahmen Abend für Abend zehn bis zwölf Kinder den Garten völlig in ihren Besitz. Meine Mutter war nicht sehr begeistert über diesen Betrieb, doch sie liess uns gewähren.

Nur an Sonntagen spielten sie und mein Vater gelegentlich beim beliebten Krocket oder Boccia mit. Wir durften an Sonn- und Feiertagen nicht im Garten herumschreien, nur ruhige Spiele machen, welche die Nachbarn nicht störten.

Marni genoss den Garten sehr, pflegte und hegte auch die Rosen, war aber keine wirklich leidenschaftliche Gärtnerin.

Als wir einmal alle beim Mittagessen sassen, krachte es gewaltig über uns, das ganze Haus erzitterte. Alle am Tisch erstarrten. Ich dachte sofort an eine Bombe, die eingeschlagen hatte. Doch kein Fliegeralarm war zu hören. Vielleicht hatte sich ein Bomber in sehr grosser Höhe auf dem Rückflug von seiner Last befreit? So etwas kam immer wieder einmal vor.

Mein Vater ging dem unheimlichen Krachen nach und fand den riesigen Hauptast einer unserer Pappeln, welcher bis weit in den Estrich hinein das Dach durchschlagen hatte.

Leider mussten nun beide altersschwachen Pappeln gefällt werden.

1. Juli 1943

Herrliches Wetter, das ins Freie lockt. Die Kinder sind selig im Garten zu tollen. Immer sind 10-12 Kinder bei uns.

Was wir schmerzlich vermissen, ist ein Gärtner.

Endlich stellte sich ein alter Landstreicher als Gärtner vor. Es ist nötig, denn wir arbeiten nicht genug. Auf die Töchter kann man nicht zählen. Mali zupft Lindenblüten, schneidet den Hag, recht den Kies. Dietlein ist sein ständiger Begleiter.

14. Juli 1943

Einmachen u. wieder Einmachen u. man muss froh sein, wenn man Obst erhält. Mali hat zum Glück durch die Fabrik allerlei Quellen.

Heute Schulschluss. Alle Menschen sind angestrengt u. überarbeitet.

17. Juli 1943

Die Kinder sind recht in Ferienstimmung. Abends wird im Garten noch getobt, oder auf Bäumen gesessen.

Sehr muss man den Töchtern behilflich sein, wenn sie in eine Hütte gehen, ein herrliches Durcheinander herrscht dann. Rosmarie ist immer in den Lüften u. Sylvia lässt sich nie etwas sagen.

10. August 1943

Es ist 9 Uhr u. immer noch tollen die Kinder im Garten herum. Ein Betrieb ohne gleichen, Marina, meine Schwägerin in Zürich, sollte so was erleben! Im Zelt wollten die Kinder schlafen, aber ich erlaubte es nicht. Heimlich ist die tusigi Sylvi mit ihrer Freundin Heidi in der Nacht zum Kellerfenster rausgestiegen u. haben doch im Zelt übernachtet.

16. Dezember 1943

Wieder toller Samstags-Betrieb, aber der Garten ist jetzt bald in Ordnung für den Winter. Die 2 Italiener waren gerührt über die Adventszweigli mit den kleinen Geschenken.

Die Brougierstrasse und das Schloss Holdereggen

Wer zum ersten Mal den Namen unserer Strasse aussprechen musste, stolperte garantiert, weil er in deutscher Manier Buchstaben für Buchstaben aneinanderhängte. Von unseren Eltern hatten wir Kinder uns natürlich längst die französische Aussprache abgehört. Stolz sprachen wir von der Br-u-schi-e-strasse als etwas Besonderem, denn unsere Freundinnen wohnten entweder an irgendeiner Gasse – dem Felsgässele, der Fischer-, Binder-, Zitronen-, Schaf-, Kram- oder Krummgasse – oder unten In der Grub, auch oben Auf der Mauer, oder an der Adolf-Hitler-Strasse, der früheren Maximilianstrasse, an der Bregenzer-, Friedrichshafener-, Schachener- oder der Reutinerstrasse.

Wir erfuhren später einmal, dass «unser» Herr Brougier einer der reichsten Lindauer Bürger aus dem letzten Jahrhundert gewesen war, ein Kommerzienrat, dem zu Ehren unser kleines Strässchen seinen Namen erhielt. Er liess sich sogar das oberhalb von uns gelegene, prächtige Schloss Holdereggen mit einem Turm erbauen.

Die Brougierstrasse lag unweit des «grossen» Bodensees, aber näher am so genannten «kleinen See», der die Insel vom «Kontinent» trennte. Unser Haus gehörte zu Aeschach, es lag auf dem Festland und war das letzte an der kleinen, nicht einmal asphaltierten Strasse. Ein ziemlich holpriger Belag hinderte uns Kinder daran, auf unseren Rollern und Fahrrädern richtig schnell fahren zu können.

Die Bewohner unseres kleinen Strässchens setzten sich aus den verschiedenartigsten Familien zusammen. Ganz vorne im Eckhaus an der angrenzenden Laubeggengasse wohnte Erika, eine meiner besten Freundinnen, mit ihren drei Geschwistern Ilse, Richard und Gertrud, genannt Bimi.

Gegenüber, in einem winzigen alten Häuschen, war der Fischer Stefan mit seiner Familie zu Hause. Ich erinnere mich noch gut, dass dort jeden Freitagmorgen jemand aus unserer Familie Fische abholen ging. Frühmorgens hatte sie der Fischer aus dem See gefischt, dann schwam-

men sie manchmal noch halb lebendig in seinem Brunnentrog herum, bis sie bei uns auf dem Mittagstisch landeten.

Uns Kindern waren die Fische mit den Gesichtern und den hervorquellenden Augen immer etwas unheimlich. Viel assen wir nicht davon und auch nur, wenn Papi oder die Köchin sie sorgfältig zerlegten und alle Gräten entfernt hatten.

Eine unbewohnte Villa in der Nähe von Erikas Haus erregte unser grösstes Interesse. Sie hiess eigentlich Villa Schindler, aber wir taufte sie «Villa Jück» nach einem spannenden Kinderbuch. Verbotenerweise spielten wir manchmal im verwilderten Garten, und es gelang uns sogar, durch ein Kellerfenster einzusteigen und im Haus herumzugeistern.

Neben der Villa Schindler wohnte ein Bodenseekapitän mit seiner Familie. Die beiden schwarzgelockten Söhne gehörten allerdings zur Bande von Erikas älterem Bruder Richard, und sie verfolgten uns manchmal im Schindler-Garten.

Nach ein paar kleineren Häuschen, die uns nicht interessierten, weil keine Kinder darin wohnten, gab es eine winzige Anlage mit vier Lindensäulen und einer Bank darunter, auf der ich aber nie jemanden sitzen sah. Hier fing unser Grundstück an.

Uns gegenüber, auf der Bergseite der Strasse, wohnte in einem hübschen Landhaus die nette Familie K., die grosse Turngeräte im Garten stehen hatte, die wir benützen durften.

Daneben, in einem Zweifamilienhaus, wohnte im unteren Stock Estis Spielkameradin Margot und darüber Familie G. mit drei Kindern: Lutz, der gleichaltrige Freund meines Bruders Peter, die gescheite Winifred, die immer über ihren Büchern sass, und Gerhard, der Jüngste, genannt Gerri, mit dem wir wundervoll spielen konnten. Leider verschwand er eines Tages, weil ihn seine ehrgeizige, nazitreue Mutter für die Ordensburg – im Volksmund «Napola» genannt – in Sonthofen angemeldet hatte. Dort wurden nur ausgewählte, dem Nazi-Ideal entsprechende, begabte und sportlich tüchtige Jungen aufgenommen. Gerri entsprach zwar

nicht ganz dem Nazi-Ideal, weil er nicht blond und blauäugig, sondern dunkelhaarig war und braune Augen hatte, aber er schaffte es trotzdem.

Seine Mutter begrüßte uns immer mit: «Heit-ler Rosmi, Heit-ler Sylvi, Heit-ler Esti», dazu erhob sie sogar auf dem Rad fahrend ihren rechten Arm. In ihrer Nazi-Begeisterung sagte sie zu uns: «Wenn der Führer einmal bei uns übernachten tät', würd' ich in meinem ganzen Leben die Betttücher nie mehr waschen.» Frau G. hatte aber trotz allem ein herzensgutes Wesen. War eines von uns Kindern krank, kam sie sofort und half meiner Mutter bei der Pflege.

Im kleinen Haus daneben wohnten Herr und Frau Professor H., liebe, treue Nachbarn, die viele Probleme in Nazi-Deutschland zu bewältigen hatten. Ein Jahr vor Kriegsende sind dort noch Verwandte eingezogen, die sich vor den Nazis verbergen mussten, weil die Mutter eine Halbjüdin war. Die beiden Töchter, Ursel und Bärbel, wurden die besten Freundinnen von Esti und Dieter.

Im letzten Haus uns gegenüber, auf der Bergseite der Brougierstrasse, tauchten eines Tages bei den Grosseltern die kleinen Enkelinnen auf, weil sie aus Berlin vor den Bomben flüchten mussten. Helga und Traudel, die uns in ihren kurzen Röckchen und mit ihren reizenden Haarfrisuren ungeheuer imponierten, wurden natürlich auch unsere Spielkameradinnen.

Unterhalb unseres Gartenhags wohnte früher einmal ein Kunstmaler, der zwei imposante Ölbilder von meiner Mutter und ein Porträt meines Vaters gemalt hat. Daneben lag das schöne Holzhaus der Familie S., dessen Giebel mit Ornamenten bunt bemalt war. Die gleichaltrige Tochter Anneliese war meine allererste Spielkameradin. Damit wir als kleine Kinder ungehindert über den Zaun klettern konnten, wurde extra ein Leiterchen angebracht.

Meine erste Erinnerung an unsere gemeinsamen Spiele ist, dass wir beide meine etwa acht Wochen alte Schwester Sylvia aus dem Kinderwagen herausholten und sie den kleinen Abhang auf unserer Wiese wie ein Püppchen herabrollen liessen. Das Entsetzen unserer beiden Mütter war natürlich riesig, aber Klein-Sylvia trug zum Glück keinen Schaden davon.

Wenn wir Kinder den kleinen Weg, der neben unserer Garage an Annelieses Garten vorbeiführte, mit unseren Fahrzeugen hinuntersausten, landeten wir nicht selten einmal im so genannten «Stinkbach». Parallel zum Stinkbach war das Bahntrasse.

Ein winziger Weg dem Stinkbach entlang führte zu einem Geleiseübergang mit einem eisernen Drehkreuz, den wir alle benützten, wenn wir zum Aeschacher Bad oder den Weg über den Eisenbahndamm zur Insel nehmen wollten. Auf diesen Geleisen fuhren nur die Züge von Lindau nach Brengenz und weiter in die Schweiz, aber auch verschiedene, meist sehr lange Güterzüge, die während des Krieges von und nach Italien fuhren. Zu unseren Mutproben im Indianeralter gehörte: «Wer getraut sich, über die beiden Treppchen den stehenden Güterzug zu überqueren?»

Die absolut grässlichste Mutprobe war, sich unter den stehenden Güterzug zu legen und zu warten, bis er abfuhr. Wir legten uns natürlich nur unter einen der letzten Wagen, wo wir genau sehen konnten, dass der Abstand von den Schwellen zum Wagen hoch genug war und nichts herunterhing. Heidi, die Freundin von Sylvi, behauptete, ihre Grossmutter hätte das als Kind bereits getan. Also wollten wir uns nicht lumpen lassen, und ich getraute mich wirklich, es einmal abends zu tun, und hoffte, dass mich ausser meinen Freundinnen niemand sah. Ich weiss nicht einmal mehr, ob ich Angst hatte. Ich glaube, als der Wagen anfang zu rumpeln und ich die grossen Räder neben mir rollen sah, verging sie mir.

Einen offiziellen Bahnübergang über die Geleise gab es unterhalb der Laubeggengasse. Die Bahnschranken wurden von einer Frau bedient, die im Häuschen daneben aufpasste und pünktlich zur Stelle sein musste, wenn sich ein Zug näherte. Dann klingelte es, und wir rannten oder fuhren auf unseren Rädern, so schnell wie wir konnten, unter den drohend sich über uns senkenden Bahnschranken hindurch auf die andere Seite.

Meinem kleinen Bruder gefiel die Tätigkeit der Barrierenfrau ungeheuer. Er beschloss, später einmal «Stängelifrau» zu werden, und verbrachte viele Stunden auf dem Bänklein vor ihrem Häuschen.

Die Brougierstrasse hörte bei Nr. 15, wo wir wohnten, auf. Die angrenzende grosse Bauernwiese mit Obstbäumen lud uns auch zum Spielen ein. Wenn man sie überquerte, kam man zum herrlichen Park von Schloss Holdereggen. Wir kannten etliche Schlupflöcher in der dichten Hecke, durch die wir hindurchkriechen konnten. Die uralten Parkbäume reizten mich natürlich zum Klettern, in der Gefolgschaft der beiden begabtesten Kletterfreundinnen Marlis und Inge. Aber man musste ungeheuer aufpassen, dass der schlaue Parkaufseher einen nicht erwischte, und wenn er unglücklicherweise unter unserem Baum arbeitete, mussten wir stundenlang oben ausharren.

Im Schloss Holdereggen, einem imposanten Gebäude mit einem Turm, welches nun nicht mehr der Familie Brougier gehörte, hatte die Stadt Lindau kurz vor Kriegsbeginn ein Mädcheninternat eingerichtet. Alle Internatsmädchen mussten in die auf der Insel gelegene Mädchen-Oberschule. In meiner Klasse tauchten nun immer mehr Mädchen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands auf, welche in das sichere Lindau geschickt wurden.

18. April 1940

Froh war ich, als es Nacht wurde. Durch die Vorverschiebung der Zeit ist es Abends immer noch hell bis 9 Uhr, da wollen die Kinder nicht einschlafen. Der neuste Sport ist das Geländespiel in vielen Nachbarsgärten, da sind die Kinder stundenlang weg.

4. November 1940

Habe mit französischen Gefangenen, die an der Bahn arbeiteten, einige Worte gewechselt, da kam aber gleich der deutsche Wachtaufseher u. verwehrte es mir.

Durch den Föhnsturm war der See wundervoll.

Ein unbeliebtes Schulkind

In meinen Augen war die Schule vor allem ein Ort, wo man Streiche machen konnte. Das kam vielleicht auch daher, weil meine ersten Erfahrungen seit meinem Schuleintritt sehr negativ waren.

In der ersten Klasse in der Schweiz hatte ich einen Lehrer, dessen Name mir bereits Angst machte. Er stellte mich wiederholt vor der ganzen Klasse bloss. Einmal hielt er mein Heft in die Höhe und sagte: «So schriibt en usländische Stolzgüggel.»

Ich wusste als 7-Jährige gar nicht, was er damit meinte, begriff auch nicht, warum ich stolz sein sollte und was er mit «ausländisch» meinte. Viel später realisierte ich erst, dass mein Vater in den Augen des Lehrers «en cheibe Tüütsche» war.

Nach einigen weiteren Angriffen gegen mich beschloss ich, nicht mehr in die Schule zu gehen. Ohne dass meine Eltern etwas wussten, fuhr ich mit meinem kleinen Kinderrad zum Bäcker, kaufte von meinem Taschengeld Bonbons und verteilte diese heimlich in der Pause.

An einem anderen Tag, als es sehr heiss war, zog ich unweit unseres Gartens Schuhe, Strümpfe und meinen Rock aus, versteckte alles, auch den Schulranzen, und lief zum Seeufer hinunter. Dort spielte ich «armes Kind». Einmal rutschte ich auf dem Ufermäuerchen aus und fiel in den See. «Jetzt werde ich sterben», dachte ich beim Hinabsinken, schloss die Augen, und wie ein Film spulte einiges aus meinem Kinderleben in meinem Inneren ab. Ich streckte aber meine Arme in die Höhe und irgendein Fischer, der gerade am Ufer stand, zog mich hinauf. Als «armes Kind» lief ich heim.

Ob ich meinen Eltern dieses Erlebnis preisgab, weiss ich nicht mehr. Anscheinend war ich ein schwieriges Kind und wurde deshalb von meinen Eltern wiederholt in Kinderheime gesteckt.

Dort nahm ich allerdings die Rolle des liebsten und brävsten Kindes des ganzen Heimes an. Die Leiterinnen nannten mich «Meieli» und waren über mich des Lobes voll.

Während der Internatszeit in Königsfeld im Schwarzwald, wo ich

während des Umzugs von Zürich nach Lindau versorgt wurde, war ich als 8-Jährige die Jüngste von ungefähr achtzig Mädchen. Ich musste in die Dorfschule, denn in der «Mädchenanstalt», die von der Herrenhuter Brüdergemeinde geführt wurde, gab es nur Gymnasial-Klassen für ältere Mädchen.

Der Dorfschullehrer hiess «Bruder Götze» und kannte meinen Vater zum Glück aus der Kriegszeit, denn dadurch nahm ich bei ihm eine Sonderstellung ein. Der Arme musste gleichzeitig sechs Klassen in zwei getrennten Schulzimmern unterrichten. Im rechten Zimmer liess er die Schüler der 4.-6. Klasse schriftlich rechnen, wohlweislich bei offener Türe. Dann eilte er ins linke Zimmer, wo wir Kinder der 1.-3. Klasse laut lesen mussten, oder umgekehrt.

Manchmal, wenn es mir zu langweilig wurde, sprang ich zu ihm ans Pult und setzte mich auf seinen Schoss. Er liess mich gewähren, auch wenn ich ihm über seine Glatze strich. Die anderen Kinder wagten so etwas nicht. Ich ging gerne zu Bruder Götze in die Schule, er war für mich eine Art Vaterersatz.

Dorle, ein Jahr älter als ich, stammte aus Oberhausen im Rheinland. Sie wurde zu meiner treuesten Freundin, trotzdem sie im Gegensatz zu mir brav und sehr eingeschüchtert war.

Jeden Sonntag mussten wir einen Brief nach Hause schreiben. Ich bekam viel liebevolle Post und feine Kuchenpäckchen von meinen Eltern. Von der ganzen Verwandtschaft trafen Postkarten mit lustigen Bildern ein.

Meine Postkartensammlung inspirierte mich dazu, eine Bildergeschichte zu erfinden. In leere Schulhefte klebte ich die Karten und dichtete dazu eine fortlaufende Geschichte von einer kinderreichen Familie und ihren Abenteuern. Damals beschloss ich, Schriftstellerin zu werden.

Das arme Dorle erhielt keine Päckchen. Die Sonntagsbriefe, die sie an ihre Mutter und ihre böse Tante schreiben musste, wurden mit roter Tinte korrigiert an sie zurückgeschickt. «11 Fehler», stand zuunterm, «das muss besser werden.» Dann schluchzte Dorle, und ich versuchte sie zu trösten. Ich empfand als Kind, wie schlimm es Dorie hatte – keinen

Vater, dazu eine böse Tante, die über sie bestimmte, und eine ältere Schwester, die ständig bevorzugt wurde.

In späteren Kriegsjahren wohnte die blonde Dorle wegen der schlimmen Bobenangriffe lange Zeit bei uns in Lindau. Sie lebte auf, wurde selbstbewusster und war, wieder im Gegensatz zu mir, stets eine Muster-schülerin. Leider eignete sie sich gar nicht für unsere Indianerspiele, was ihr aber egal war.

Mein Bruder Peter wurde in die etwas entfernt liegende Knabenanstalt «ingesperrt» – so nannte er es und fand diese Internatszeit unbeschreiblich schrecklich. Nur am Sonntagnachmittag durfte er mich besuchen. Heimlich eröffnete ich ihm allen Ernstes meine eigenen Ausreisepäne, wollte ihn dazu animieren, es mir gleichzutun. Er suchte mir alle Züge bis Lindau heraus. Zum Ausreißen kam es aber nie, trotzdem wir statt der von den Eltern versprochenen kurzen Zeit über ein Jahr in diesen Anstalten ausharren mussten.

Ich las sehr gerne und wurde auch von vielen Büchern beeinflusst. Besonders imponierten mir die Streiche von auffallenden Kindern, wie «Nesthäkchen», «Pucki», «Die wilde Bande», «Kasperles Abenteuer» und andere.

Eine «Pippi Langstrumpf» und eine «Rote Zora» gab es damals noch nicht, aber natürlich das «Heidi», das mich, wie auch die anderen Geschichten von Johanna Spyri, sehr beeindruckte.

Endlich wieder zurück in Lindau im Elternhaus, besuchte ich noch ein Quartal die 3. Klasse Volksschule in Lindau-Aeschach. Es war ein winziges, altes Schulhäuschen mit nur drei Klassenzimmern. Ich erinnere mich noch sehr genau, als eines Morgens das Kruzifix nicht mehr an der Wand über dem Pult hing. Die Eltern der katholischen bayrischen Schulkinder waren sehr aufgebracht. Sie redeten auf die arme Lehrerin ein, die doch auch nichts daran ändern konnte.

«Das wurde von höchster Stelle, vom staatlichen bayrischen Schulamt in München angeordnet. In keiner Schule darf ab sofort noch ein

Kruzifix hängen. Adolf Hitler hat dies befohlen.» Das war das erste Mal, dass ich als 9-Jährige mit solch einem Konflikt in Berührung kam.

In der 4. Klasse Volksschule kam ich in ein anderes Schulhaus. Dort gab es einen sehr grossen rothaarigen Jungen mit Sommersprossen, der es immer auf mich abgesehen hatte. Sein Name «Siegfried» ist mir bis heute in Erinnerung geblieben. Ich musste mich gegen ihn wehren, trotzdem er viel grösser und stärker war. Die anderen Kinder standen im Kreis um uns herum und riefen im Chor: «Sieg-fried, Sieg-fried.» Das machte mich so verrückt, dass ich an seinen roten Haaren riss, ihn mit den Fingernägeln kratzte und in seine scheussliche Haut voller Sommersprossen biss.

Der Lehrer kam dazu: «Aufhören, was bist du für eine Bestie», sagte er zu mir, ohne zu fragen, wer eigentlich mit dem Kampf begonnen hatte. «Ein deutsches Mädchel kann kämpfen», fügte er noch an, und in seiner Stimme klang so etwas wie Anerkennung meiner Wehrhaftigkeit durch.

Beim Diktat teilte er mit einem Rohrstock für jeden Fehler eine Tatze aus. Das war damals noch erlaubt. Schon kam er zu mir und blickte in mein Heft.

«Sechs Fehler, leg die Hand aufs Pult.» Das bedeutete sechs Tatzten, das tat weh. Als er ausholte, zog ich im letzten Moment die Hand zurück und schrie laut. Der Stock zerbrach, die ganze Klasse lachte.

Der Lehrer befahl mir: «Umdrehen, hinlegen.»

Das nannte man «Hosenspanner». Eigentlich bekamen nur Jungen diese Art von Schlägen, aber die hatten damals Lederhosen an, deshalb spürten sie nicht so viel. Ich hatte ja nur Turnhosen unter dem Rock, und auch der abgebrochene Stock tat weh.

Ich weiss nicht mehr, ob ich diese Geschichte meinen Eltern erzählte oder ob sie zu meinen verheimlichten schlimmen Schulerfahrungen gehörte.

20. Februar 1938

Ein merkwürdiger Sonntag Die Losung hiess: «Hoppla, der Fasching ist da.»

Erst war Puppenfastnacht, dann marschierten die 3 Kinder in den Kindergottesdienst. Mittags 2 Stunden eine Ansprache von Hitler. Dann ging's rasch mit Estherlein im Sennebueb-Gwändli u. Sy Ivi als Indianerin in den Theatersaal zum grossen Kinderball. Rosmarie musste dabei den Faschingsprinz machen u. alle begrüessen. Deutlich u. gut machte sie es, sie hat unsere Theaterbegabung.

Juhui, morgen reise ich fort u. überrasche meine Freunde in Zürich u. Basel.

Hausmusik

Papi spielte sehr gut Cello und wäre wahrscheinlich gerne Cellist geworden, was ihm als fünftem Sohn des Regierungsbaumeisters von Strassburg nicht erlaubt wurde. Er musste einen soliden Beruf erlernen und wurde Ingenieur.

Zu seinem Leidwesen war Peter, der Erstgeborene, nicht besonders an der klassischen Musik interessiert. Dafür konnte er als 4-Jähriger bereits die Uhr lesen und wusste den Fahrplan aller Züge, die unterhalb unseres Hauses vorbeifuhren, auswendig. Aber für Singen oder Geigenstunden war er nicht zu begeistern.

Später amüsierte der ältere Bruder uns Schwestern köstlich, wenn er mit aufgeblasenen Backen das Posaunenspiel nachahmte oder rhythmisch in Jazzmanier auf Tische oder Stühle trommelte.

Unvergesslich ist uns Schwestern, wie Peter die Reden von Hitler oder Göring imitierte. Er hätte damit in jedem politischen Kabarett auftreten können, so treffend komisch war sein Tonfall, seine Mimik und Gestik.

Besondere Freude zeigte der Vater an seinen drei Töchtern, die sich alle als recht musikalisch erwiesen und von ihm auch sehr gefördert wurden. Im Alter von acht Jahren musste ich als älteste Tochter leider Klavier spielen lernen. In dieser Zeit war ich über ein Jahr im Internat und machte

bei einer jungen Klavierlehrerin keine rechten Fortschritte. Als ich meinem Vater in den Ferien vorspielte, war er ziemlich enttäuscht.

Mein absolutes Lieblingsstück war damals: «An meiner Ziege hab' ich Freude, 's ist ein wunderhübsches Tier. Haare hat sie wie aus Seide, Hörner hat sie wie ein Stier. Meck, meek, meck meck.»

Ich spielte das Ziegenstück mit einer einfachen Ländlerbegleitung natürlich auswendig, denn Noten lesen lernte ich lange nicht. Mit Begeisterung drückte ich auch aufs Pedal.

Später, in Lindau suchte der Vater für mich eine neue Klavierlehrerin, Fri. K., der es mit der Zeit gelang, mich zum korrekten Spiel anzuhalten, ohne mir die Freude an der Musik zu nehmen. Da ich mich strikte weigerte, langweilige Etüden zu spielen, überlistete sie mich mit «Etüden grosser Meister». Mit Wonne spielte ich aus diesem Band Bachs Präludien und zweistimmige Inventionen, einfachere Beethoven-Stücke, natürlich auch «Für Elise», und Kompositionen von Haydn, Schubert und Schumann, die mich nicht überforderten und doch meine Fingerfertigkeit trainierten. Fri. K. war in der Mädchen-Oberschule unsere Sing- und Musiklehrerin und verstand auch dort, unsere Freude am Singen durch anspruchsvolle Literatur zu wecken. Da ich anscheinend eine schöne, sichere Stimme hatte, durfte ich auch Solopartien übernehmen, zum Beispiel den Hänsel aus der Humperdink-Oper oder einen der drei Knaben aus der «Zauberflöte» von Mozart.

Mit der Zeit löste ich meine Mutter, die nicht gut vom Blatt spielen konnte, als Begleiterin meines Cellisten-Vaters ab. Marni hatte früher auch einmal Gesangsstunden, sang manchmal Sololieder und wurde dabei von Papi am Klavier begleitet. Aber dies fanden wir Kinder ziemlich schrecklich, weil ihre Stimme dann so übertrieben vibrierte.

Mein Vater konnte gut Klavier spielen. Jeweils am Sonntagmorgen tönnten bereits Melodien von Kinderliedern oder Bach-Chorälen durchs Haus. Wir liefen, so schnell wie wir konnten, oft noch im Schlafanzug, ins Wohnzimmer, wo er am Flügel sass, vor sich das Liederbuch «Sang

und Klang fürs Kinderherz» aufgeschlagen. Von klein auf sangen wir alle diese alten Kinder- und Volkslieder, welche sehr romantisch bebildert waren.

Besonderen Eindruck machte mir «Ich hat' einen Kameraden». Auf dem grossen ganzseitigen Bild sah man einen Soldaten, der verwundet am Boden lag und seinen Arm nach oben streckte, bei seinem Kameraden Halt suchend. Dieses Bild war meine früheste Begegnung mit dem Krieg.

Später hörte ich diese Melodie oft in den Gedächtnisfeiern der im Krieg Gefallenen. Mir liefen immer Tränen über das Gesicht. Ich versuchte sie zu verbergen, indem ich mir mit dem Taschentuch die Nase putzte.

In späteren Jahren sangen wir Mozart-, Schubert- oder Schumann-Lieder und hoch romantische Loewe-Balladen. Mein Vater begleitete sehr geschickt, schmuggelte sich überall durch und fiel nie aus dem musikalischen Gesamtablauf.

«Du darfst nie rausfallen, wenn du jemanden begleitest», sagte er immer zu mir. «Schmuggle dich weiter, sei mit den Ohren und Augen immer voraus.»

Wo Papi Klavier spielen gelernt hat, weiss ich eigentlich nicht, vielleicht bei seiner Stiefmutter, die sehr musikalisch war und auch Klavierstunden erteilte. Sein Instrument war das Cello, das er sehr liebte. Ich denke, er musste die Musik als wichtigstes Lebenselement immer um sich haben.

Sylvia durfte Geige lernen, ich beneidete sie deswegen sehr. Eine Geigenlehrerin, Fräulein Grete U., kam einmal in der Woche aus Bregenz zu uns ins Haus.

Als 14-Jährige konnte ich endlich meinen Wunsch durchsetzen, auch ein Streichinstrument erlernen zu dürfen. Mit dem Vater reiste ich nach München, wo wir eine besonders geeignete kleinere Bratsche für mich aussuchten, und dann ging es nicht mehr allzu lange, bis ich im Jugend-Orchester von Fri. U. mitwirken konnte. Auch einfache Kammermusik konnte ich bald auf der Bratsche mitspielen.

Esti wurde von meinem Vater besonders gefördert und avancierte zum kleinen Cello-Star. «Estherlein, Cello üben fein», tönte es abends durch den Garten, wenn wir alle noch am Spielen waren. Ein Kind nach dem anderen verschwand dann im Haus, meistens im grossen Keller-raum, in dem ein Klavier stand, und dort wurde geübt.

Ich zog den Bechstein-Flügel oben im Wohnzimmer vor. Wenn ich genüsslich das Pedal drückte und improvisierte, träumte ich irgendetwas Schönes oder auch Trauriges, das mit dem unerklärlichen Krieg zusammenhing.

Mein Vater sorgte immer dafür, dass wir Schwestern auch Kammermusik machen konnten. Als wir noch kleiner waren, arrangierte er verschiedenste einfachere Kinder- oder Weihnachtslieder. Später spielten wir als erstes klassisches Werk einen Satz aus dem Haydn-C-Dur-Klaviertrio, der mich mit allerlei schnellen Läufen und Arpeggien ganz schön ins Schwitzen brachte.

Unter der Leitung des Vaters übten wir mit Freundinnen die Kindersinfonie von Haydn, die wir dann anlässlich eines Hausmusikabends unserer Schule aufführten. Ich hatte ziemlich Lampenfieber, trotzdem ich nur die untere Partie des vierhändigen Klaviersatzes spielte. Viel lieber hätte ich dirigiert und die verschiedenen Einsätze an den Kuckuck, die Nachtigall, Trompete oder Wachtel gegeben.

Zu gerne spielte ich auch Mundharmonika. Dies brachte ich mir auf langen Autofahrten bei, wo es mir nur dank ständigem «Muulörgeli» Spielen, wie es meine Mutter nannte, nicht mehr schlecht wurde.

Auch Blockflöte lernten wir, angeregt durch unsere begabte Freundin Ursel. In meiner Erinnerung sehe ich uns Schwestern im Garten sitzen und eifrig kleine Duette für C- und F-Flöte blasen.

Zu meinen schönsten Erinnerungen gehören die Streichquartett-Abende in unserem Haus. Wir Kinder durften aufbleiben und zuhören und servierten in der Pause belegte Brötchen. Bis in die letzten Kriegsjahre spielte mein Vater ein- bis zweimal pro Woche mit ihm ebenbürtigen Amateur-Musikern Streichquartett, ab und zu auch Klavierquartett und -quintett.

Es kam mir ein Gerücht zu Ohren, dass mein Vater bei Neueinstellungen in seiner Fabrik immer Leute bevorzugte, die ein Streichinstrument vorzüglich beherrschten.

Ich denke, dass mein Vater durch die Musik sein glückliches Temperament ausleben und trotz den Kriegsjahren auch bewahren konnte. Uns Kinder hat er damit ganz sicher bereichert.

6. November 1940

Heute war unser Haus ein Bienenhaus, vielmehr ein Mädchenpensionat. Im Kellersaal 20 Jungmädler, im Wohnzimmer, zur Probe der Kindersymphonie, 12 Mädchen mit Mali als Dirigent. Dieterlein fühlt sich in diesem Trubel wohl. Seit heute Abend wird in der Schweiz auch verdunkelt, da die Engländer immer über die Schweiz fliegen.

19. November 1940

Heute Abend war der wichtige Tag: Hausmusikkonzert des Lyzeums, bei dem die eingeübte Kindersymphonie v. Haydn gespielt wurde. Meine Töchter in den grünen Kleidchen hatten es sehr wichtig, überall im Saal sah man sie. Alles ging gut, die Menschen waren entzückt, Papi war stolz! Ein nettes Erlebnis für später.

1. Dezember 1941

Nun ist endlich der Hausmusikabend vorüber, auf den so emsig geprobt wurde. Ein voller Theatersaal, wo es von Kindern nur so wimmelte u. immer eine Unruhe herrschte. Herr G. hat ein sehr schönes Mozartprogramm zusammengestellt. Rosmarie spielte recht gut mit ihrer Schulfreundin Liesel eine 4-händige Mozartsonate. Estherli und Rosmarie spielten auch in einem Streichquartett von Haydn mit. Sylvi musste wegen ihrem Armbruch ersetzt werden.

Ich wäre viel aufgeregter gewesen als meine Töchter, die sich ganz gut anpassten. Es will viel heissen bei dem grossen Publikum. Eine nette Erinnerung für später u. gute Vorübung.

2. November 1942

Heute stieg auch wieder der Schulmusikabend, der Bach gewidmet war. Schönes, einheitliches Programm. Zu nett, seine 3 Töchter, alle in blauen Kleidern u. weissen Kniestrümpfen, im Quartett spielen zu sehen. Auch Mali betätigte sich, er half enorm zum Gelingen des ganzen Abends mit.

Einmal spielten der Vater u. Estherlein zusammen Cello in einem Orchester. Esti hat nie Lampenfieber, alle sind immer begeistert von der kleinen «Chrott». Nach dem Konzert kamen 10 Personen zu uns zum Tee, hauptsächlich die Lehrerinnen. Da gab es dann nochmals Musik bis fast Mitternacht.

Bei der Grossmama in Zürich

Unsere Grossmama Berta O. war im Gegensatz zu ihrer Tochter Fanny Helena, genannt Mimi – unsere Mutter -, eine sehr zurückhaltende, etwas steife Dame mit einem weissen Stehkragen aus feinem Tüll. Sie hatte einen kleinen Buckel, was mich von klein auf störte. Vielleicht erinnerte er mich an Zeichnungen von buckligen Hexen in meinem Märchenbuch.

Wir wohnten, immer wenn wir in Zürich zu Besuch waren, in ihrer schönen Wohnung an der Gloriamstrasse oberhalb des «Himmelsleiterli». Von ihrem Balkon aus hatte man einen einzigartigen Rundblick über Zürich und den Zürichsee bis hin zum Uetliberg.

Wir Kinder mussten feine Manieren haben, sonst tadelte uns die altmodische Grossmutter und sagte: «Se-se.» Wenn ich laut oder frech war, hiess es: «Rosmarie, schäm di und stell di is Eggli.»

Dann musste ich in frühen Kinderjahren vom Tisch aufstehen und mich in eine ganz bestimmte Ecke des Zimmers stellen. Heimlich rutschte ich allmählich aus meiner Schanddecke immer weiter gegen das Fenster und beobachtete das Tram, welches mühsam bergan zur kleinen Kirche Fluntern fuhr und fest klingelte. Bei der Abwärtsfahrt quietschten die Bremsen so laut, dass wir es bis ins Esszimmer hören konnten.

Ich ging nicht besonders gerne zu meiner Grossmutter in die Ferien, es war mir dort oft langweilig. Am schlimmsten war die Zeit, in der ich als 7-Jährige einige Wochen bei ihr in Quarantäne verbringen musste, weil ich Keuchhusten hatte und die jüngeren Schwestern keinesfalls anstecken durfte.

Nach einer etwas unheimlichen Nacht in einem ungemütlichen Gastzimmer in einem viel zu hohen Bett mit dicken Matratzen, von denen man immer auf den Boden rutschte, fragte mich Grossmama jeweils am Morgen: «Rosmarie, mit was wettisch du hüt spile?»

So eine Frage war ich nicht gewohnt, denn wir wuchsen in Freiheit auf und niemand fragte nach unseren Spielwünschen. Diese bestimmten wir ganz spontan nach Lust und Laune selbst.

Mit allen Spielsachen, die einen Stock höher in einem alten Kasten versorgt waren, durfte man bei Grossmama nicht zur gleichen Zeit spielen. Ich musste mich entweder für die Puppenstube, den Zoo, den Baukasten oder den Puppenkochherd entscheiden.

«Ich weiss jetzt gerade noch nicht, mit was ich heute spielen möchte», murmelte ich. An der Gloriestrasse gab es auch keinen Garten, nur einen Abglanz davon ums Haus herum. Richtig spielen konnte man darin nicht.

Die kleine Schwester Esti, unser «Fräulein Schleckmaul», war einmal bei der Grossmama zu Besuch, als nachmittags eine Teeeinladung angesagt war. Wunderbare Törtchen standen auf einem Tablett bereit. Esti konnte nicht widerstehen und nahm von jedem Törtchen nur einen kleinen Bissen, wie Schneewittchen. Grossmama war entgeistert. Bevor der Teebesuch eintrat, halbierte Grossmama in ihrer Not alle Törtchen, die angebissene Hälfte verschwand in der Küche. Esti musste natürlich auch in die Ecke stehen und sich später bei jeder eingeladenen Dame entschuldigen.

Bis zu Beginn des Krieges waren wir immer zu einer zweiten Weihnachtsfeier an der Gloriestrasse eingeladen. In unseren Festtagskleidern mussten wir im Salon brav und still auf den grünen Plüschsesseln mit den darüber ausgebreiteten gehäkeltten weissen Spitzendecken sitzen. Grossmama begleitete auf dem Klavier ein paar Weihnachtslieder. Wenn sie

steckenblieb, hielten wir beim Singen sofort rücksichtsvoll inne, um dann, sobald sie wieder weiterspielte, lauthals das Lied fortzusetzen. Grossmama tat mir Leid, denn sie hatte gichtige, verkrüppelte Finger, damit konnte sie doch nicht mehr so gut Klavier spielen.

Sobald das Weihnachtsglöckchen bimmelte, durften wir in die Halle zum kleinen Christbaum, an dem nur Hirsche, Rehe und Hasen aus Zinn hingen. Kein Vergleich mit unserem Christbaum daheim, der bis zur Decke ragte und kunterbunt geschmückt war.

Das Weihnachtsevangelium wurde von Onkel Max, dem Bruder unserer Mutter, sehr theatralisch vorgelesen, und wir Kinder sagten unsere Gedichte auf. Nach einer Ewigkeit, so kam es uns vor, stieg der Onkel die Treppe hinauf und holte die Geschenkpackchen. Wir mussten uns unglaublich gedulden, denn jedes Kind erhielt der Reihe nach sein Päckchen ausgeteilt. Alle übrigen Geschwister mussten zusehen, wie das Päckchen aufgemacht und verdankt wurde, und bewundern, was zum Vorschein kam. Es war für mich fast nicht auszuhalten.

Wie schön war doch die Weihnacht bei uns zu Hause. Nach dem Musizieren und Singen spielten wir meistens ein von Sylvia gedichtetes Engel- oder Hirtenspiel, und dann durften wir uns jeder auf sein Geschenkischchen stürzen und alle Päckchen aufmachen.

Endlich erhielt meine Mutter wieder einmal ihr lange ersehntes Besuchsvisum in ihr Heimatland. Das war im Krieg gar keine Selbstverständlichkeit, denn entweder machten die deutschen Behörden Schwierigkeiten und erteilten meiner Mutter monatelang kein Ausreisevisum, oder aber sie erhielt aus irgendwelchen Gründen kein Einreisevisum von den Schweizern.

Bei jeder Besuchsreise nahm meine Mutter ein bis zwei ihrer Kinder mit. Dieses Mal durfte ich sie mit meinem 2[^]-jährigen kleinen Bruder Dieter begleiten.

Meine Mutter hatte in Zürich immer unendlich viele Besuche zu machen und war deshalb meistens unterwegs. Gelegentlich nahm sie uns Kinder mit, aber auch das war nicht immer sehr spannend.

Ich wollte im Schweizer Paradies etwas unternehmen und keinesfalls bei der Grossmutter wie in einem Käfig eingesperrt sein. Zufällig entdeckte ich unten an der Zürichbergstrasse eine kleine Reitanstalt, wo ich mich im heimlichen Einverständnis mit meiner Mutter anmelden durfte. Nur die Grossmama sollte auf keinen Fall etwas davon erfahren. War das ein Glück, täglich konnte ich unter der Aufsicht des Reitlehrers mit anderen Reitschülern zusammen ausreiten. Eigentlich hatte ich vom Reiten noch keine grosse Ahnung und schaute mir den aufrechten Sitz, die Zügelführung, den Englisch-Trab und auch anderes einfach ab.

Dummerweise führte der Hin- und Rückweg der Reitergruppe am Haus meiner Grossmutter vorbei. Kaum war sie von weitem auf ihrem Balkon oder am Fenster zu sehen, stieg ich vom Pferd und führte es am Zügel, denn so konnte ich mich hinter dem Pferdehals verstecken.

Einmal musste ich Dieter bei Verwandten abholen. Der Ausritt dauerte länger, als ich dachte, und so blieb mir nichts anderes übrig, als den kleinen Bruder vor mich auf mein Pferd zu setzen. Dieter genoss es sehr und ritt stolz am Haus der Grossmutter vorbei. Durch ein Telefon der Verwandten war Grossmama jedoch vorgewarnt. Sie stand auf dem Balkon und sah mit Entsetzen ihre Enkelkinder hoch zu Ross. Dieter jauchzte ihr zu, und mich erwartete bei der Heimkehr eine völlig verängstigte Grossmutter. Sie schimpfte aber nicht laut mit mir – sie zeigte überhaupt kaum jemals ihre Gefühle.

Trotzdem Grossmama es gut mit uns meinte, konnten wir nach unseren Besuchen in Zürich die Rückkehr in die Freiheit kaum erwarten. Wenn uns jemand unserer Schweizer Verwandten allen Ernstes fragte, ob wir nicht lieber Lindau verlassen und in die Schweiz zurückkommen wollten, kam das für uns trotz Krieg überhaupt nicht in Frage. Nur meine arme Mutter war ständig hin- und hergerissen zwischen ihrem Heimatland und ihrer Familie in einem Kriegsland.

Die Besuche in Zürich

23. Oktober 1939, Besuch in der Schweiz

War das ein Einpacken! Beständig kamen Leute u. Telephons.

Ich bin unbehelligt über die Grenze gekommen. In Zürich holte mich Marina ab u. führte mich gleich in eine Conditorei, wo ich eine herrliche Schokolade mit Schlagrahm genoss. So vieles hat man sich zu erzählen. Auch Mutter war glücklich mich zu sehen. Bruder Max brachte mir noch den Koffer hinauf.

29. Oktober 1939, Sonntag

Kein Telephon mehr aus Lindau u. auch keine Post! Alles gesperrt. Heute nach der Predigt von Prof. Brunner, die mich sehr packte, ging ich telegraphieren. Erst abends spät kam die Antwort, alles wohlauf.

1. November 1939, Heimreise

Eher schweren Herzens u. doch froh, meine Lieben in Lindau wieder zu sehen, fuhr ich von Zürich fort. In Rorschach waren die Zöllner sehr nett u. auch am deutschen Zollgingailes normal. Die Kinder u. Mali warteten auf mich u. Dieterlein streckte die Ärmchen nach mir. Ganz glücklich u. auch etwas konfus von allem war ich.

9. April 1940, Besuch in Zürich mit Sylvia

Die Weltgeschichte ist wieder aufregend, besonders wenn man in der Schweiz weilt, wo man immer so voller Angst lebt. Heute Nacht, als wir noch ruhig schliefen, marschierten deutsche Truppen in Dänemark ein. Ach ich bin froh, morgen wieder daheim zu sein. Von 8-9 war ich in der Stadt für Einkäufe, zwischendurch kaufte ich Extra-Blätter.

10. April 1940

War das schön, das Heimkommen. Sylvia u. ich hatten richtig Heimweh, besonders nach Didatz. Um 9 Uhr verliessen wir Zürich. Mama weinte u. ich hin immer wie ein Stockfisch! Die Zöllner waren sehr nett – wir hätten mehr mitbringen können. Bis Mitternacht mit Mali geplaudert.

6. Juni 1941 (Zürich)

Rosmarie erlaubte ich im Sonnenbühl Reitstunden zu nehmen. Sie hilft fest im Haushalt von Grossmama u. beim erst 2 Z2 jähr. Dieter u. hat sonst kein Vergnügen.

Mittags mit den Kindern im Autobus nach Zollikon zu Mimi R., es war sehr gemütlich. Rosmarie machte Handstände u. das Malatelier ihrer Gotte interessierte sie auch. Auf der Heimfahrt stiegen wir bei unserem ehemaligen Haus aus u. besuchten schnell unsere Nachbarn. –Alles auf einmal! Nun lebt man in einer anderen Welt.

10. Juni 1941 (Zürich)

Heute besuchte ich meine Tochter in der Reitbahn, sie ist schon ganz verwachsen mit dem Pferd, am Sonntag machte sie einen langen Ausritt durch die Wälder. Bei Regengüssen mit Dieterlein in der Stadt, um mit Punkten für ihn einzukaufen. Ich hätte noch vieles zu erledigen, dieses Gehetze macht mich halb konfus u. unausstehlich. Tante Frieda u. Mutter waren ungnädig, als wir etwas verspätet heimkamen. Abends kam noch Bruder Max zum Plaudern.

12. Juni 1941 (Zürich)

Gestern arbeitete ich noch bis über Mitternacht, während alles schlief. Briefe mussten noch geschrieben sein. Ich kam mit Dieterlein zu nichts, auch Mutter kam zu kurz. Fest u. gescheit eingepackt – ganz gute Fahrt, auch bei den Zöllen ging's gut. In Bregenz war Mali, u. Dieter strahlte. Seine erste Auslandsreise war vorüber.

13. Dezember 1941

Das war wirklich fein gestern Abend, als unser Papi aus Zürich kam, alles Mögliche auskramte, nützliche u. gute Sachen! Und was er alles zu berichten wusste, bis Mitternacht plauderte man. Ganz erfrischt kehrte mein Mann heim, gerne wäre er noch ein paar Tage länger geblieben. Alle waren sehr nett zu ihm.

9. September 1943

Schnell eingepackt u. dann fuhr ich mit Esti um 5 Uhr weg. Am Bahnhof sah ich noch rasch Rosmi, die gerade von ihrer Schulung heimkehrte. Gerne wäre sie mitgefahren. Ach, schweren Herzens lasse ich meine Lieben zurück. Gott behüte sie u. mich u. führe uns wieder zusammen.

18. September 1943

Esti wollte allein von Zürich nach Lindau zurückreisen u. wir erfüllten ihr ihren Wunsch, ich etwas ungerne. Peter u. ich begleiteten sie zum Bahnhof, lachend u. glücklich fuhr sie los. Es tut mir leid, dass das Persönchen nicht mehr um mich ist. Wenn ich allein bin, habe ich viel mehr Heimweh.

Heute zum ersten Mal wieder die Sonntagsglocken von Zürich gehört.

9. Oktober 1943, Kuraufenthalt in Degersheim

Ich bin wieder ganz eingelebt in Degersheim, hier könnte man alles vergessen.

Doch nein, die Flieger, die nachts über das Kurhaus fliegen u. zwar Richtung Bodensee, erinnern mich grausam an das Kriegsgeschehen.

10. Oktober 1943

Ein toller letzter Tag in Zürich. Mit Verstand musste ich 2 grosse Koffer packen, fuhr mit ihnen ins Zollgebäude u. da ging s mir schlecht. Haargenau wurde 2 Stunden mein Zeug durchsucht u. vieles herausgenommen. Das war ein peinliches Verhör. Ich schämte mich u. musste telefonieren, dass alle meine Leutchen mit dem Taxi zum Zollamt kommen sollten, da die Zeit so knapp sei.

Ein trauriger Abschied, sogar ich vergoss Tränen, es war eben eine zu schöne Zeit.

In St. Margrethen gings gut u. in Bregenz stieg im Dunkeln Papi mit Dieter in mein Abteil u. am Bahnhof in Lindau standen meine Töchter, alle gesund – Gott sei Dank.

Bis Mitternacht auspacken, Geschenke verteilen, erzählen.

Im Schatten des deutschen Reichsadlers

Es wird anders als vorher

Der Krieg hatte schon länger begonnen. Meine Mutter war sehr deprimiert, dass alle ihre Briefe aus dem Ausland von der deutschen Zensur geöffnet wurden. «Lueged emal, wie das usgseet, roti, blau und violett Strich zmittst über d Siite.» Ja, es sah wirklich aufregend aus.

«Die meinen, du seist eine Spionin», reizte ich sie.

«Wann ich nu eini wär, das gschääch euern Hitler rächt! Telefoniere chan ich au nüme, nöd emal mee minere Mueter.»

Ihr Lieblingsplatz war der kleine barocke Sekretär. Dort verbrachte sie viele Stunden, schrieb in ihr Tagebuch oder unendlich viele Briefe an ihre Freunde und Verwandten. Wäre sie fünfzig Jahre später geboren worden, hätte sie das Schreiben vielleicht zu ihrem Beruf gemacht.

«Chinde, lueged emal im Briefchaschte na, ob s würlki kei Poscht hät.» Ein Tag ohne Post war für meine Mutter wie ein halb gelebter Tag. Sie konnte ihre Gefühle besser schriftlich mitteilen.

Als Kinder hörten wir in der Schule, in den Geschäften oder auch von irgendwelchen Leuten draussen auf der Strasse neueste Kriegsmeldungen. England und Frankreich hatten kurz nach dem Einmarsch in Polen Deutschland, das wir als unser Heimatland empfanden, den Krieg erklärt.

Als ich an diesem Tag von der Schule heimkam, fand ich meine Mutter ganz aufgelöst, sie weinte sogar: «Alli mini Fründe z England und z Frankriich sött ich vo hüt a nie mee gsee.»

Ich versuchte sie zu trösten, sie tat mir wirklich Leid. Ich hatte sie kaum je weinen sehen. «Der Krieg hört doch bald wieder auf, das meint auch Papi, dann kannst du alle deine Freunde wieder besuchen.»

Im Krieg war ein ausgebauter Luftschutzkeller Bedingung. Unser Luftschutzkeller, das ehemalige Bügelzimmer, war gleichzeitig ein Spielzimmer mit angebautem Vorraum, den wir als Bühne mit einem Theatervorhang benützten. Die Stützbalken unter der Decke und der Notausgang, durch den man kriechen konnte, wenn man eine Eisenbetonfalle öffnete, störten uns nicht. Auch ein Klavier stand im Luftschutzkeller sowie Wandbänke um einen Tisch. Mein Vater stellte diesen Raum offiziell als Jungmädchenheim zur Verfügung, was mir natürlich sehr gelegen kam, meine Mutter aber störte, weil dann oft noch zusätzlicher Betrieb im Haus herrschte.

In der Hitlerjugend, zu der alle Kinder und Jugendlichen in Deutschland aufgeboten wurden, fand zweimal in der Woche «Dienst» statt. Ich gehörte damals bereits zu den Jungmädern und war stolz darauf, in Reih und Glied mit meinen Kameradinnen singend durch die Strassen zu marschieren. Als Uniform trugen wir einen dunkelblauen Rock, der an eine weisse Bluse geknöpft war. Darüber wurde ein schwarzer Schlips um den Hals gebunden. Ein geflochtenes Lederband hielt den Schlips zusammen. Jungmädelführerinnen, zu denen ich auch einmal gehören sollte, waren an einer rotweissen oder grünweissen Kordel zu erkennen. Zu den Jungmädern gehörten die 10 bis 14-Jährigen, die älteren Mädchen zum BDM (Bund Deutscher Mädchen). Die 10- bis 14-jährigen Jungen nannte man Pimpfe, und die älteren waren Hitler-Jungen.

Singen, Spiele, Sport, wandern oder an einem Lager teilnehmen war für mich lustvoll, da es eine Freizeitbeschäftigung gemeinsam mit meinen Kameradinnen war. Langweilig hingegen und äusserst unbeliebt waren bei uns allen die «Schulungs-Nachmittage». Da wurden uns alle Daten, die mit Hitler und den Nationalsozialisten zusammenhingen, eingepaukt: «Am 20. April 1889 ist unser Führer in Braunau am Inn geboren.»

Dies konnte ich mir gut merken, da er den gleichen Jahrgang hatte wie mein Vater. Zudem lag Braunau in Österreich, also ursprünglich im Ausland – genauso wie Strassburg, die Geburtsstadt meines Vaters, nach dem Ersten Weltkrieg auch nicht zu Deutschland gehörte, sondern zu Frankreich.

Als Kind fragte ich mich, warum denn in Hitlers Reich alle unbedingt «Deutsche» sein sollten, ob das etwas Besseres als «Franzosen» oder «Österreicher» war.

Adolf Hitler wurde von allen nur «der Führer» genannt. Ich sah ihn vor allem als gütigen Kinderfreund abgebildet, der Blumen überreicht bekam, den Kindern über den Kopf strich und lächelte wie ein lieber Vater. Seinen Reden am Radio hörten wir Kinder sowieso nicht zu.

Unser beliebtestes Spottlied war damals: «Und wenn das ganze London brennt und der Chamberlain im Hemd rumrennt.» Dann kam der Refrain dieses Soldatenliedes: «Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern, keine Angst, keine Angst, Rosmarie.»

Warum ausgerechnet mein Name gesungen wurde? 1938, ein Jahr vor Kriegsbeginn, wurde Österreich von Hitler «heim ins Reich» geholt, und wir mussten oder durften mit den Jungmädeln in die nahe gelegene österreichische Grenzstadt Bregenz einmarschieren. Vor uns blies und trommelte eine Militärmusik, die ich liebte, weil sie mir das lange Marschieren erleichterte. Trotzdem ich als 11-jähriges Kind keine Ahnung hatte, um was es eigentlich ging, marschierte ich gerne mit.

Viele Häuser in Bregenz waren mit Hakenkreuzfahnen geschmückt. Die Menschen standen auf den Balkonen und winkten uns zu.

Plötzlich entdeckte ich auf dem Balkon des Hotels «Weisses Kreuz» eine mit uns befreundete Familie, die vor dem Spanischen Bürgerkrieg ins neutrale Österreich geflüchtet war. Alle vier Kinder mit den mir unvergesslich imponierenden Namen José, Elicea, Mercedes und Ines staunten etwas verlegen zu mir herunter, als ich laut ihre Namen rief.

Abends, als ich von diesem Einmarsch in Bregenz erzählte, erregte sich meine Mutter, die mit uns Kindern immer Schweizerdeutsch sprach: «Also das hät grad no gfäält, das mini Tochter bi so öppis Verbotenem debii isch.»

Darauf mein Vater: «Rosmi kann doch nichts dafür, sie musste einfach mitmarschieren.»

Meine Mutter wütend: «Wäred mir nu nöd i dem blöde Tüütschland, wo sogar d Chinde em Hitler folge müend und i d Politik inezoge werded.»

Dann wurde das Gespräch auf Französisch weitergeführt.

Um meine Eltern zu ärgern, sagte ich: «Ich habe alles verstanden, ihr wollt wieder in die Schweiz zurück.»

Aber genau das hatte mein Vater verpasst. Er rechnete nicht mit den politischen Auswirkungen nach der Machtübernahme Hitlers und keinesfalls mit einem Weltkrieg. Er war mit seiner Fabrik festgenagelt. Während der Wirtschaftskrise hatte er von den Zürcher Escher-Wyss-Werken die Tochterfabrik in Lindau übernommen und sich selbstständig gemacht. Im Dritten Reich wurden selbstständige Unternehmer genau beobachtet und bespitzelt, ob sie auch der Partei der Nazis gefügig handelten.

Ich erinnere mich noch, als mein Vater in seiner Fabrik französische Gefangene zugeteilt erhielt. Wahrscheinlich dachte er an seine eigene Gefangenschaft während des Ersten Weltkrieges. Er wollte, dass es die Gefangenen bei ihm besser haben sollten. Als Erstes schickte er uns Kinder in verschiedene Geschäfte, um Zahnbürsten zu hamstern. «Sagt aber nicht, für wen die sind, das braucht niemand zu erfahren.»

Wir waren stolz darauf, so einen schwierigen Auftrag ausführen zu dürfen, und erstanden für jeden der rund vierzig Franzosen eine eigene Zahnbürste. Mein Vater erteilte seinen Gefangenen auch Deutschunterricht. Zu Ostern malten wir Kinder für jeden Franzosen ein Osterei und brachten sie ihnen mit guten Wünschen.

«Nein, wir erzählen es niemandem», beruhigten wir unseren gutmütigen Papi.

Er musste besonders aufpassen, dass er mit seiner temperamentvollen Schweizer Ehefrau, die oft kein Blatt vor den Mund nahm, nicht allzu sehr auffiel.

Als stolze Schweizerin hatte meine Mutter niemals den Arm zum Hitlergruss erhoben, geschweige denn «Heil Hitler» in den Mund genommen.

Bei den Feiern zum Schulbeginn standen wir Schülerinnen und alle Eltern im Schulhof um den Fahnenmast mit der Hakenkreuzfahne. Zuerst hielt der Direktor eine Ansprache, und dann wurde das Deutschlandlied gesungen: «Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt.»

Die Melodie kannte ich aus Haydns so genanntem «Kaiser-Quartett». Haydn hatte zu Ehren von Österreichs Kaiser Franz Josef die Melodie in seinem Streichquartett verwendet. Damals wurde gesungen: «Gott erhalte Franz den Kaiser.»

Anschliessend an das Deutschlandlied musste immer noch das Horst-Wessel-Lied «Die Fahne hoch» ertönen. Zu beiden Liedern musste jeder den rechten Arm zum Hitlergruss ausstrecken. Das dauerte unendlich lang, der Arm schmerzte, und so legten wir ihn, wenn irgend möglich, auf die Schulter der vor uns Stehenden. Wehe, wenn wir in der ersten Reihe standen, dann war es kaum auszuhalten, bis endlich der Schluss kam.

Meine Mutter erhob als Einzige aller anwesenden Eltern ihren Arm nicht. Ich schämte mich, dass ausgerechnet meine Mutter so auffiel. Innerlich verstand ich natürlich, dass sie sich als Schweizerin nicht dazugehörig fühlte. Aber gegen aussen wusste ich nicht recht, was ich als Erklärung für ihr Handeln hervorbringen sollte. Ich sagte den Schulkameradinnen, sie könne den Arm nicht so lange hochhalten, da sie damit irgendein Problem habe.

Mein Vater wollte sich möglichst unauffällig und gegen aussen angepasst verhalten und stellte sich mit seinem Cellospiel bei allen möglichen Parteifeiern zur Verfügung.

Meine Mutter sollte als Mutter von fünf Kindern das Mutterkreuz von der NSDAP überreicht bekommen.

«Niemals gaan ich det ane, das faälti grad no. Ich han doch nöd für de tüütsch Staat mini feuf Chind gehöre.»

«Mimi, du kannst nicht absagen, bitte, du musst zu dieser Feier erscheinen, es kommt sonst zu einer Katastrophe.» Ich hörte meinen Vater eindringlich auf seine Frau einreden.

Dieser Anlass wurde sehr feierlich im Aeschacher Rathaus durchgeführt und von Musik umrahmt. Mein Vater stellte sich mit seinem Streichquartett zur Verfügung.

Also gingen wir alle ins Rathaus. Zuerst überreichte irgendein höherer Parteiführer das goldene Mutterkreuz an Frauen, die mehr als acht Kinder geboren hatten. Dann wurde das silberne Mutterkreuz an solche mit sechs bis sieben Kindern verteilt, und zuletzt kam meine Mutter an die Reihe, sie erhielt nur das bronzene Mutterkreuz, da sie zur Gruppe gehörte, die nur vier bis fünf Kinder geboren hatte. Ich war fast ein bisschen enttäuscht.

Kaum waren wir zu Hause, wollten wir alle das bronzene Mutterkreuz mit dem schönen rot-weiss-schwarzen Band um unseren Hals hängen. «Ir chönd s grad bhalte, ich wett das nie mee gsee», rief meine Mutter aus und verschwand nach oben.

Wir Schwestern waren etwas verlegen ob Marnis Ausbruch.

Als 12-Jährige durchschaute ich alles noch nicht recht, spürte aber die Spannung, die in unserer Familie immer wieder ausbrach. Trotzdem meine Eltern sich sehr zurückhielten und vieles nicht vor uns Kindern diskutierten, lebten wir in Deutschland und wurden Tag für Tag beeinflusst. Mehrmals am Tag ertönte im Radio eine Fanfare, und immer neue Siegermeldungen wurden durchgegeben.

17. Dezember 1939

Heute muss meine Mutter in Zürich ohne uns Geburtstag feiern, nicht einmal telefonisch können wir gratulieren, aber in Gedanken bin ich an der Gloriosastrasse. Ausgerechnet heute an ihrem Geburtstag erhielt ich das bronzene Mutterkreuz. Es war eine ganz nette Feier. Mit Blumenstöckli und Blumen kam man heim. Lieber hätte ich ja Schweizerkinder und kein Kreuz, aber es ist nun mal so.

Mittags war noch die Aufführung im Lyzeum, sehr eigenartig u. germanisch. Viele Gespenster, Teufel u. Unholde kamen auf die Bühne. Rosmarie war in ihrem Element.

Im Rathaus besichtigten wir noch die vielen hübschen Bastelarbeiten der HJ u. des BDM für das Winterhilfswerk.

Immer viel Arbeit, keine Ruh u. Rast.

14. Mai 1940

Das Wetter wäre herrlich zum Wandern, aber Mali kam nicht mehr vom Radio weg. Ganz viele Sondermeldungen, alles vibriert. Adiö Blütenfahrten, man erlebt Weltgeschichte. Holland hat sich bereits ergeben, in 5 Tagen hat Deutschland es bezwungen u. die Engländer liessen es im Stich. Regierung u. Königsfamilie flogen schmachlich nach London, was ich schnöde finde. – Die Töchter bestiegen heute mit vielen Gespielinnen den Pfänder, Zelt u. Decken wurden mitgenommen. Sie kamen ganz glücklich heim.

17. Mai 1940

Alles spricht u. beschäftigt sich nur mit dem Krieg, mit den raschen Erfolgen, mit den brutalen Methoden (wie Amerika schreibt). Ich frage mich, ob Mama auch alles mitverfolgt in ihrem Krankenbett im Bethanienheim?

13. April 1941, Ostern

Die Kinder waren selig im Garten ihre Osterteller zu suchen. Auch ein Croquet kam zum Vorschein u. wurde eifrig gespielt. Morgens brachten wir den franz. Gefangenen selbst bemalte Eier u. schauten ihre Unterkünfte an. Sie haben es gut bei meinem Mann.

– Wieder eine Neuigkeit – Belgrad ist erobert.

26. August 1943

Rosmarie's Sachen gepackt für die 2-wöchentliche Schulung in Donauwörth. Immer ist das Mädél fort. Es wird nur befohlen, Eltern haben nichts mehr zu sagen. Alles wird sich mal ändern.

Jungmädels-Spielschar

Man gehörte automatisch zur Hitlerjugend, ob man wollte oder nicht. Meine Schwestern und ich wollten selbstverständlich dazugehören. Nicht weil wir an die Ideologie des Nationalsozialismus glaubten, davon wussten wir so gut wie nichts. In unseren Augen sah es so schön aus, wenn die Jungmädels in ihren weissen Blusen mit den blauen Röcken und den braunen Kletterwesten in Reih und Glied durch die Strassen marschierten. Es hatte für uns etwas berückend Theatralisches, ja fast Ballettartiges, wenn die ganze Gruppe Stillstand, die Seite wechselte oder rhythmisch die Arme schwang.

Lauthals wurde gesungen, im Takt dazu marschiert. Bei besonderen Anlässen trugen einige Pimpfe eine Hakenkreuz-Fahne voraus, andere bliesen Fanfaren oder trommelten.

Es hat uns Kinder förmlich mitgerissen, wir freuten uns darauf, auch so in Reih und Glied durch die Strassen zu marschieren.

Im Hitler-Reich musste die Jugend körperlich ertüchtigt werden. Deshalb wurde der Sport gross geschrieben, was mir als Bewegungstyp noch so recht war. Auf dem Sportplatz mussten vor allem die drei Disziplinen Rennen, Weitsprung und Ballwerfen trainiert werden. Manchmal war es sehr heiss und doch etwas langweilig, wenn man immer wieder nach der Stoppuhr herumrennen oder mit Anlauf möglichst weit in die Sandgrube springen musste.

Am Sporttag erhielt man die Siegenadel, wenn man 180 Punkte erringen konnte. Ich gehörte immer zu den Besten, weil ich im Ballwerfen besonders Erfolg hatte. Den kleinen Lederball schleuderte ich meist gegen 30 Meter, und damit erlangte ich übermässig viele Punkte. Rennen und Weitsprung gelangen mir auch gut, doch nicht sensationell. Dank meiner Weitwurf-Begabung wurde ich zu einem Wettkampf nach Oberstdorf im Allgäu geschickt, wo ich ebenfalls siegte. Damit war ich die beste Ballwerferin von ganz Süd-Bayern.

Von da an trainierte ich Speerwerfen. Es gelang mir, den Speer weiter als unsere grosse Wiese zu schleudern. Zu meinem Schreck landete er oftmals ausserhalb des Gartens.

Meine kleine Schwester Esti konnte aus irgendeinem Grund überhaupt nicht werfen. Es war eine Katastrophe, und ich versuchte vergeblich mit Nachhilfestunden eine Ballwerferin aus ihr zu machen. Sie blieb im Sport eine Null. Sie schwärmte fürs Ballett und wurde von Sylvia und mir akrobatisch trainiert. Wir brachten ihr den Handstand mit Überschlägen bei, die wir in einem Zirkus abguckten.

Welch grosse Rolle der Sport im Dritten Reich spielte, ersah man aus den Zeugnissen. An oberster Stelle stand «Leibesübungen». Dieses Hauptfach war unterteilt in Leichtathletik, Geräteturnen, Spiele, Mädchengymnastik, Tanz, Bodenübungen und Schwimmen. Für jede dieser sieben Disziplinen erhielt man eine gesonderte Note, was mir sehr zugute kam. Dann erst folgten im Zeugnis die eigentlichen Schulfächer: Deutsch, Geschichte, Algebra, Geometrie, Geographie, Naturkunde, Englisch, Zeichnen, Musik und Handarbeit. In den höheren Klassen kamen ausserdem Physik, Chemie, Kunstgeschichte, Latein und Französisch dazu.

Betragen und Fleiss wurden extra benotet und bei mir zusätzlich noch mit einem Satz versehen: «Ihr Betragen lässt sehr zu wünschen übrig» oder so ähnlich.

Als Wahlfach konnte man eine Zeit lang freiwillig sogar noch Religion besuchen. Ein äusserst unerschrockener Pfarrer erteilte uns den Unterricht und wetterte bei offenen Fenstern gegen alles, was «faul im Staat» war.

Der Schulunterricht fand nur am Vormittag bis etwa 13 Uhr statt. Nachmittags waren wir zweimal pro Woche mindestens zwei bis drei Stunden im Jungmädeldienst. Zusätzlich hatten wir von der Schule aus zweimal pro Woche Sport oder Schwimmen.

Mit 14 Jahren konnte man Jungmädelführerin werden und eine Schar jüngerer Mädchen selbstständig leiten. Natürlich meldete ich mich. In speziellen Ausbildungslagern wurde man für die Führungsaufgabe vorbereitet. Ohne weiteres erhielt man dafür in der Schule eine Woche frei.

Endlich war es so weit. Als frischgebackene Führerin fuhr ich ein-

bis zweimal pro Woche nach dem kleinen Dorf Wasserburg, in der Nähe von Lindau, wo mir 20 Jungmädels im Alter von 10 bis 14 Jahren anvertraut wurden.

Bei schönem Wetter radelte ich etwa dreissig Minuten dem See entlang, bei schlechtem Wetter bummelte ich mit dem Zug zu meiner Jungmädelschar.

Die Programme wurden einem meistens an einem speziellen Führerinnenabend, der einmal pro Woche stattfand, vorgeschrieben. Sie wechselten ab zwischen Schulungsnachmittagen, welche unbeliebt waren, und Sport. Ich umging meistens die langweiligen Schulungen, wo man alles über Adolf Hitler und die NSDAP erzählen musste. Viel lieber spielte ich mit den Jungmädels Theater oder lehrte ihnen fröhliche Lieder.

Bei den Sportnachmittagen vernachlässigte ich das ehrgeizige Trainieren für die Siegernadel und machte mit meinen Jungmädels Ballspiele und Hindernisläufe. Einige besonders ungeschickte, unsportliche Mädchen, die oft auch von den Übrigen ausgelacht wurden, taten mir Leid. Ich wollte erreichen, dass innerhalb meiner Jungmädelschar jedes Mädchen auf irgendeinem Gebiet ein Erfolgserlebnis haben konnte. Einige waren besonders geschickt beim Basteln, andere konnten gut singen, wieder andere ungehemmt Theater spielen.

Oft ging ich mit meinen Jungmädels auch an das Seeufer, das in Wasserburg besonders romantisch ist. Dort las ich ihnen Märchen oder Sagen vor, statt von den grossen Taten im Krieg zu erzählen.

Ich spürte in dieser ersten Zeit als Jungmädelsführerin, dass ich ausserordentlich Freude hatte, eine Gruppe zu leiten. Ich wollte aber die Zeit viel lieber mit Singen, Tanzen und Theaterspielen verbringen, statt die Jungmädels im Sinne des Dritten Reiches zu schulen.

Es kam mir von irgendwoher zu Ohren, dass es innerhalb des BDM auch spezielle Gruppen gab, die sich ganz auf die musischen Gebiete konzentrierten.

«Warum können wir in Lindau nicht eine Spielschar mit besonders begabten Mädchen eröffnen», fragte ich Bethel, meine vorgesetzte Füh-

rerin, welche den BDM von ganz Lindau unter sich hatte. «Wir könnten in Lazaretten und bei vielen anderen Anlässen auftreten, mit Liedern und kleinen Theaterszenen.»

Bethel, eine nette, gutherzige Schwäbin aus Heilbronn, hörte sich meine Ideen an und war damit einverstanden.

Nun begann für mich eine herrliche Zeit. Ich wurde Spielscharführerin von etwa 25 ausgewählten Lindauer Mädchen, die alle gut singen, Theater spielen oder tanzen konnten. Auch meine Schwestern waren dabei und viele mit uns bekannte und befreundete Mädchen aus Lindau oder solche, die aus gefährdeten Gebieten an den Bodensee übersiedelt waren.

Meine gleichaltrige, begabte Musizierfreundin Liesel unterstützte mich beim Einstudieren von mehrstimmigen Liedern. Wir erstellten auch Chorsätze, und mein Vater half bei der instrumentalen Vorbereitung.

Für einen Wettbewerb aller Spielscharen aus Schwaben, der in Memmingen im Allgäu stattfand, erfand ich ein kleines Theaterspiel: «Die Singeländer und die Stummländer», das ich mit meiner Spielschar aufführte und mit dem ich grossen Erfolg hatte.

«Wo man singt, da lass dich ruhig nieder – böse Menschen haben keine Lieder» – dieser Kanon umrahmte den Anfang und den Schluss unseres Spiels.

Die Spielschar forderte und beglückte mich sehr. Die Auftritte mehrten sich, wir wurden überall hingeschickt. Wir spielten in Lazaretten vor verwundeten Soldaten und an allen möglichen Feiern.

Besonders setzte ich mich für einen Mozart-Abend ein, den ich mit meiner Spielschar im Lindauer Konzertsaal veranstaltete. Dazu inspiriert hatte mich das reizende Kinderbuch «Donnerblitzbub», in dem das Leben des Wunderkindes auf originelle Art, mit lustigen Zeichnungen versehen, geschildert wird.

Mit acht Mädchen studierte ich ein Menuett ein, für das uns Tante Charlöttli reizende alte Rokoko-Kostüme schenkte. Ich erfand dazu eine Choreographie, trotzdem ich von Tänzen oder Menuett-Schritten eigentlich keine Ahnung hatte.

Der abwechslungsreiche Abend wurde zu einem grossen Erfolg, und voll Stolz las ich auch die Kritik in der Lindauer Zeitung.

Meine Eltern sahen mit Besorgnis, wie ich die Schule immer mehr vernachlässigte. Meine Zeugnisse sahen dementsprechend aus.

Immer wieder nahm ich an einem Musiklager für Spielscharführerinnen teil und fehlte in der Schule, die mir dies im Dritten Reich wohl oder übel erlauben musste.

24. Mai 1941

Heute grosse Aufregung, da das Sportfest stattfand.

Sylvia hatte Pech, erhielt keine Siegernadel. Rosmarie dafür, aber ihr Ehrgeiz erstrebte noch mehr.

Sondermeldung: Insel Kreta wurde auch besetzt u. das grösste englische Schlachtschiff wurde torpediert.

28. Februar 1943 [Sonntag]

Um 8 Uhr verliessen Rosmi u. Sylvi das Haus, da sie in Lindenberg Turnwettkämpfe zu bestreiten hatten. Ich ging anschliessend mit Mali in die Kirche. Mittags war ich mit den Kleinen bei der Kinderschar der Familie E. in der Villa Elena in Bad Schachen. Solch ein verwahrloster Palast und Park.

Ganz beglückt kehrten abends die Turnerinnen heim, ihre Gruppe wurde die Erste.

19. Juli 1943

Mali u. ich rafften uns zu einer Tour auf, wir wanderten von Rankweil aus in 3 Stunden zur Wieshütte, wo wir alle Jungmädler überraschten. Sie lagen alle vor der Hütte u. ihre Führerin las ihnen vor. Es ist eine grosse, luftige Hütte, in der Küche sahen wir uns auch um. Meine Töchter sind von allem sehr befriedigt.

Und unser grosser Bub feiert in München, oder auch gar nicht seine 20 Jahre!

19. Dezember 1943, Sonntag

Nur Sy Ivi, unser Konfirmandenkind, war in der Kirche. Rosmarie ging in das Jungmädelsheim zum Schmücken für den Mütterabend. Da kam Alarm, aber zum Mittagessen waren wir alle wieder vereint. Von 2-5 Uhr war dann die Feier, etwa 20 Mütter von Rosmis Spielschar-Mädelsn waren anwesend. Die 3-stimmigen Lieder waren gut. Rosmarie verband alles mit kurzen Reden. Kleinchen war auch dort u. kam dann mit uns heim zum Abendessen.

30. September 1944, Mozart-Abend der Spielschar

Rosmaries erste selbständige Aufführung ist gut gelungen. Ein voller Saal mit allen Honoratioren. Das Dirigieren liegt Rosmarie besonders gut. Auch die Chöre und das Menuett in Kostümen gelangen sehr gut, überhaupt erfreute der ganze Mozart-Abend alle Besucher. Die Spielschar-Mädelsn waren selig. Mit Blumen u. Bücher-Geschenken kam Rosmarie zurück. Beim Quartett spielten auch Sylvi u. Esti mit. Lampenfieber gibt es heutigen Tages kaum mehr.

2. Oktober 1944

Bereits stand heute eine charmante Rezension des Mozart-Abends in der Zeitung. Vor 20 u. vor 15 Jahren stand Mali (als Solo-Cellist) in der Zeitung u. nun seine Tochter!

Fliegeralarm

Die Schule wurde von uns immer weniger ernst genommen. Tönten nachts die Sirenen, schauten wir gespannt auf die Uhr und freuten uns, dass am nächsten Morgen die Schulstunden ausfielen. Kam die Entwarnung nach zwei Stunden, begann der Unterricht statt um 8 Uhr erst um 9 Uhr. Begeistert waren wir jedoch, wenn wir erst um 10 Uhr zur Schule mussten, weil der Fliegeralarm länger als drei Stunden dauerte und wir dadurch manchmal sogar noch eine Klassenarbeit mit Notengebung verpassten.

Als Kinder interessierte uns weniger, ob irgendwo Bomben fielen.

Lindau lag am Rande von Deutschland, hatte kaum Kriegsindustrie und war deshalb auch kein besonders interessantes Ziel für die feindlichen Bomber. Ich fand es aber sehr aufregend, und es erfüllte mich mit Stolz, dass auf dem Dach der Fabrik, welche mein Vater leitete, eine Fliegerabwehrkanone (FLAK) platziert wurde.

Ziemlich bald verschwanden das Flakgeschütz und seine Mannschaft wieder. Vielleicht war die Fabrik meines Vaters doch nicht so kriegswichtig, denn sie stellte vor allem Kühlschränke her. Später allerdings erfuhr ich, dass in der Fabrik neuartige «Autofrigor»-Tiefkühlaggregate hergestellt wurden, die in den U-Booten für ihre monatelangen Einsätze unter der Meeresoberfläche unentbehrlich waren. Sogar der Sonderzug von Adolf Hitler erhielt von der Escher-Wyss-Fabrik in Lindau eine Kühlanlage eingebaut und stand deshalb einige Zeit auf einem Bahngeleise in der Nähe der Fabrik in Lindau-Reutin.

Gab es nachts Fliegeralarm, versuchte mein Vater die Nähe und Anzahl der feindlichen Bomber an den Geräuschen zu erkennen. Flogen sie hoch über Lindau, holten uns die Eltern nicht in den Luftschutzkeller. Doch einige Male wurde das nahe gelegene Friedrichshafen wegen seiner Dornier-Flugzeugwerke bombardiert.

Kurz vor dem Krieg durfte ich dort mit meinem Vater den neu erbauten Zeppelin «Hindenburg» besichtigen, der dann nach seinem ersten Amerika-Flug bei der Landung in New York in Flammen aufging. Das Wasserflugzeug DO-X, das auch in den Dornier-Werken erbaut wurde, landete manchmal vor Lindau im See. Ich bettelte so lange bei den Piloten, bis ich einmal mitfliegen durfte.

Mit meinem Vater zusammen sah ich von einem Dachfenster aus den roten Feuerschein am Himmel. Die farbig aufsteigenden Flakgeschosse erinnerten mich an die früheren prächtigen Seenachtsfeste, die wir vom Lindauer Seehafen aus bewunderten. Als der Angriff schon fast vorüber war, sagte mein Vater plötzlich: «Komm jetzt in den Keller.»

«Warum», entgegnete ich, «wir werden doch nicht bombardiert?»

«Man weiss nie, ob sich ein Flieger irrt, denn von oben und im Dunkeln sehen sich die Städte ähnlich. Manchmal lassen die Flieger beim Wegflug ihre übrige Bombenlast auch irgendwo fallen.»

Dies leuchtete mir ein. Wir weckten meine Geschwister und gingen in den gemütlichen Luftschutzkeller, wo uns meine Mutter zur Beruhigung heissen Tee brachte.

«Wänn d Engländer vo obeabe wenigstens d Schwiiz gseend», meinte meine Mutter mit schlechten Vorahnungen, denn später fielen wirklich Bomben in Schaffhausen, Basel und sogar in Zürich. Die Engländer meinten wegen der Verdunkelung, die unterdessen auch in der Schweiz angeordnet wurde, sie seien bereits über deutschem Gebiet.

In den späteren Kriegsjahren, als immer mehr Grossstädte bombardiert wurden, schickten viele Familien ihre Kinder in die sicheren Landesteile, vor allem nach Süddeutschland. Deshalb kamen Kinder aus Hamburg, aus Berlin oder dem Rheinland in unsere Schulklassen nach Lindau. Auch in unserer Familie wurden Kinder von befreundeten Familien aufgenommen. Evi aus Ludwigshafen am Rhein wohnte über ein Jahr bei uns. Sie war ein Einzelkind, hatte immer Heimweh und konnte sich nicht recht in unserer Grossfamilie einleben. Dorle, meine Internatsfreundin aus Oberhausen im Ruhrgebiet, verbrachte mehrmals längere Zeit bei uns in Lindau. Für uns Kinder entstanden neue Freundschaften. Manche dieser Familien waren ausgebombt, hatten ihr Hab und Gut verloren, was uns behüteten Kindern grossen Eindruck machte.

25. September 1939

Gegen 9½ gestern Abend hörte ich Kanonenschüsse und gleich darauf Sirenengeheul. Rosmarie erschien sogleich und beförderte zwei schlafende Schwestern in den Luftschutzkeller. Dieterlein liessen wir schlafen. Über 2 Stunden waren wir unten versammelt, teils auf Liegestühlen u. teils auf Matratzen. Die Kinder waren hellwach. Es war richtiger Alarm, das Nähere erfahren wir erst. Ist dies alles Ernst u. Wahrheit?

26. September 1939

Heute konnte man wieder ruhig schlafen. In der Schweiz ängstigen sie sich gewiss um uns, denn sie meinten, es sei in Friedrichshafen ein Bombardement gewesen, – Luftangriffe auf die Dornier- u. Zeppelinwerke. Auch die Engländer brachten in ihren Zeitungen ein grosses Geschrei u. dabei war nichts. Viele junge Bekannte sind bereits gefallen.

21. April 1942

Nachts werden wir nun öfters geweckt durch Fliegeralarm. In Augsburg wurden Bomben abgeworfen, aber die Flugzeugfabrik nicht getroffen.

Heute Abend war beim Holzbau Schneider Luftschutzübung mit Feuerwehr, Sanität u. Pflegerinnen, für unsere Töchter hochinteressant.

18. Januar 1943

Abends strömten die Musikleute heran zum Quartettabend. Mitten im Spielen ertönte die Sirene, man machte ruhig weiter. Auch die Töchter durften der schönen Musik lauschen. Erst um 1 Uhr war Ruhe.

2. März 1943

In der Nacht zwei Stunden mit dem kranken Dieterlein im Keller, da die Flieger gewaltig über uns brummen. Sie zogen nach München und verheerten dort vieles. Gott sei Dank ist Peter gut davongekommen.

21. Juni 1943

Eine tolle Nacht – Angriff auf Friedrichshafen. Wir waren angezogen im Keller, z. Teil auch im Garten. Dieterlein machte den reinsten Kasper. Mir wars nicht ums Lachen.

28. April 1944

Eine arg schlimme Nacht ist vorbei. Friedrichshafen wurde von vielen englischen Fliegerverbänden total bombardiert. Die Flieger brummen über uns weg, die Flak schoss wie toll u. spätersah man einen feuerroten Himmel. Friedrichshafen ist ganz dahin. Bald glaube ich, dass auch wir

nicht mehr sicher sind. Jede Nacht verbringen wir 2 Stunden im Keller. München ist auch sehr zerstört. O dieser Krieg, diese Geißel! Was erwartet uns diese Nacht? Man lebt am Rande des Todes.

Die Mädchen-Oberschule

In der Mädchenoberschule, das frühere Lyzeum, die nach der 4. Klasse Volksschule begann, fing für mich ein neues, spannendes Schulleben ohne Schläge an. In der 1. Klasse waren wir nur zwölf Mädchen, bis dann später die Internatsschülerinnen aus dem Schloss Holdereggen dazusties- sen.

In der Bank neben mir sass Hilde, eine brave Bauerntochter aus Her- gensweiler, die jeden Morgen mit dem Zug gefahren kam. Sie hatte streng geflochtene Zöpfe, und ihr glatter Kopf erinnerte mich an ein Osterei. Er reizte mich zum Darüberstreicheln. «Ach, du hast so einen schönen Eier- kopf», begrüßte ich sie jeden Morgen. Vor mir sass die quirlige Gisela, genannt Gisi, die gerne mit mir Streiche machte und unentwegt plapperte. Ihre Vorfahren stammten aus Italien, ihr Grossvater hatte einen Obst- und Gemüsestand an der Hauptstrasse. «Heute zusperrt, komme gestern», schrieb er auf sein Plakat.

Gisi hatte ein ungewöhnlich lebhaftes Temperament. Sie war die Ein- zige der Klasse, die wie ich nur eine Vier im Betragen hatte. Sie spielte auf dem Klavier begabt und nicht so kleinlich genau bereits Beethoven- Sonaten, als ich mich noch mit den Etüden grosser Meister abplagte.

Inge, eine dunkelhaarige Schönheit, die als 10-Jährige bereits ihre Mutter verlor, wurde auch zu einer meiner Freundin, wie auch die feine, zierliche Ilse aus einer Villa in Hochbuch. Beide haben sich später am Indianerstamm beteiligt, besonders auch Marlis, welche ich sehr gerne hatte, weil man sich immer auf sie verlassen konnte und sie zudem so gut klettern konnte.

Zu den Klassenbesten gehörte Brunhilde, genannt Bonny, deren Va- ter Sportlehrer war und ihr schon früh Tennis beibrachte. Bonny und Han-

ni waren immer die Besten in Mathematik, und ich versuchte manchmal bei ihnen abzuschreiben. Norma, welche sogar aus Amerika nach Lindau kam, und Ingeborg mit den langen schwarzen Zöpfen gehörten mit Isolde aus Hergatz auch zu den fleissigsten Schülerinnen.

Mit Inga, der Jüngsten aus unserer Klasse, war ich eine Zeit lang sehr eng befreundet. Sie wohnte im Hotel Bad Schachen, das ihre Eltern leiteten. Ein Kinderfräulein musste auf sie aufpassen, darum tat sie mir Leid. Trotzdem gelang es unserem Indianerstamm einmal im Winter, als das Hotel geschlossen war, unter Ingas Führung in die verlassenen Gästezimmer zu schleichen. Ingeborg, die sich in einem Kleiderschrank versteckte, brachte ihn nicht mehr auf, und erst nach langem Suchen konnten wir die Ärmste befreien.

In unserer Klasse war auch Liesel, die eine Zeit lang sehr unter mir zu leiden hatte, weil ich sie «Möpschen» nannte. Später wurde sie zu meiner treuen Musikfreundin, die viel in unserem Hause musizierte und von meinem Vater auch sehr gefördert wurde.

Wir waren nicht sehr motiviert, im Krieg Englisch zu lernen. England war ja mit Deutschland verfeindet, was sollte man da diese blöden Vokabeln büffeln. Zudem war uns der Englischlehrer völlig ausgeliefert. Wir machten mit ihm, was wir wollten, er flog immer darauf herein.

In der Klasse war ich die Rädelsführerin, ich heckte immer neue Streiche aus. «Heute gibt niemand eine Antwort», stiftete ich meine Mitschülerinnen an. «Wehe, wenn jemand dieses Spiel nicht einhält.»

Es läutete, der Englischlehrer Herr H. kam herein. Er hob seinen Arm. «Heil Hitler», rief er. Üblicherweise hätten wir alle ebenfalls «Heil Hitler» gerufen, das musste man bei jedem Lehrer, wenn die Stunde begann. Nichts regte sich, einige Mädchen unterdrückten das Lachen. Er konnte sagen, was er wollte, die Klasse reagierte nicht. Wutschnaubend verliess er das Zimmer, um den Direktor zu holen.

Einige der Brävsten verliess der Mut.

«Dann sind wir jetzt alle übertrieben freundlich», schlug ich vor.

Schon kam der Schuldirektor Herr D. herbei und fand eine lammfromme Klasse vor, die nette Antworten gab und tat, wie wenn nie etwas geschehen wäre.

Bald einmal wurde der Schuldirektor ins Militär eingezogen, ebenso verschwand der Englischlehrer. Überhaupt lösten die Frauen während des Krieges fast in allen Bereichen die Männer ab.

Da unsere Schule mitten in der Altstadt auf der Insel lag, führte mich mein Schulweg über die Landtorbrücke. Im Winter, wenn der kleine See, der zwischen den beiden Brücken zur Insel lag, zugefroren war, versuchten wir die Abkürzung über das Eis.

«Kommt mit», rief ich den Freundinnen zu. «Zeigt etwas Mut», und ich wagte die ersten vorsichtigen Schritte auf das brüchige Eis.

Leider ist es vorgekommen, dass die Schulmappe mit allen Heften darin nass wurde, weil wir sie notfallmässig auf dem glitschigen Eis fallen liessen.

«Halt mich», rief Erika einmal. «Mein rechter Fuss ist eingebrochen», dann musste ich sie aus dem Eis herausziehen.

Besonders waghalsig trieben wir es, wenn sich Eisschollen lösten und wir darauf balancierend einem Brückenpfeiler der Landtorbrücke entgegetricben. Passanten auf der Brücke schrieten und wollten uns den Rettungsring zuwerfen.

Beim Mittagessen war meine Mutter einmal völlig ausser sich und stellte mich zur Rede: «Was sind das für gföörlichi Unternämige, vo jetz a verbüüte ich dir uf s lis z gaa.»

«Woher weisst du das überhaupt?», fragte ich sie.

Da stellte sich heraus, dass sie beim Friseur sass und aus der Kabine nebenan ein Gespräch mit anhörte. Die entsetzte Kundin schilderte der Friseurin, was für unglaublich leichtsinnige Dinge diese Mädchen auf dem Schulweg trieben.

Für Missetaten musste man an den freien Nachmittagen in den Arrest. Allein wurde man in ein leeres Schulzimmer eingesperrt und musste

100 Mal schreiben: «Ich werde dies nie mehr tun» oder «Ich bereue meine Tat». Gelegentlich hatte man einen Aufsatz zu schreiben.

Mehrmals gelang es mir, durch ein Fenster zu klettern und auf einem vorspringenden schmalen Sims der Hauswand entlang zu balancieren, in ein anderes offenes Fenster hineinzusteigen und ungesehen durch das Treppenhaus dem Arrest zu entweichen. Dann war mein Triumph vollkommen.

Mein Vater erhielt Verwarnungsbriefe wegen seiner missratenen Tochter. «Rosmi», rief er mit ernster Stimme, «komm sofort zu mir.»

Da stand ich vor ihm im so genannten Herrenzimmer. Er sass meistens am Pult.

«So geht es nicht mehr weiter, sie schreiben, dass du zur Fassadenkletterin geworden bist.» Er musste das Lachen unterdrücken, ich war erlöst. «Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal eine Tochter haben würde, die Fassadenkletterin wird.» Er räusperte sich und fuhr sehr ernsthaft weiter: «Ich habe in meiner Jugend auch Streiche gemacht. Aber du musst trotzdem beweisen, dass du auch einiges leisten kannst. Du darfst niemals aus der Schule fliegen. Hast du verstanden?»

Ich nickte und verstand sehr gut, was er meinte.

14. Dezember 1940

Sylvia brachte ganz stolz ihr Zeugnis heim – 7 Einser! Wir freuen uns auch. Bei Rosmarie dagegen hapert es! Immer kommen Verweise nach Hause.

Erste Zweifel

Eine wundervolle Persönlichkeit war Luise B. Sie stammte aus Kufstein in Österreich, hatte ein grosses, gütiges Gesicht und einen wohltuenden Humor. Sie lachte viel und zeigte dann ihr Pferdegebiss, was sie mir sehr sympathisch machte. Leider erteilte sie uns Biologie, wofür ich mich überhaupt nicht interessierte, deshalb störte ich in ihrer Stunde ständig den Unterricht.

Im Geographieunterricht, den sie auch erteilte, konnte ich kaum erwarten, bis Amerika durchgenommen wurde, da ich in meinen Karl-May-Büchern vieles über die Indianer erfuhr und noch mehr wissen wollte. Als ich sie eines Tages, angeregt durch meine Indianerlektüre, fragte, ob sie mit mir Blutsbrüderschaft schliessen wolle, willigte sie zu meinem grossen Erstaunen ein. Sie erschien zur Freude unseres Indianerstammes am freien Nachmittag bei uns im Garten. Wir empfingen sie in Indianerkleidung. Ich ritzte mir mit einem Messer in die Hand und liess stumm und heldenhaft ein wenig Blut in ein Gefäss tropfen. Ohne mit der Wimper zu zucken, tat sie das Gleiche. Mit einem kleinen Knochen wurde unser gemeinsames Blut vermischt und auf unsere beiden Handrücken aufgemalt. Von diesem Tag an hatte ich eine Verbündete in der verhassten Schule.

Zwei Jahre später, als wir schon längst nicht mehr Zwiebeln mit sieben Häuten im Biologieunterricht durchnahmen, mussten wir die Stammbäume unserer Familien erstellen. Das faszinierte mich ausserordentlich. Wer waren alle diese Menschen, die ich in die Tabellen meiner Vorfahren eintrug? Woher stammten sie, und warum überlebten in früheren Zeiten nur so wenig Kinder ihre Geburt oder wurden oft kaum älter als zwei Jahre? Luise B. erklärte uns flüchtig etwas über die verschiedenen Rassen. Sie hing auch Tabellen auf mit Profilen von Prototypen der germanischen, der westlichen, östlichen und dinarischen Rasse. Alle seien Arier, belehrte sie uns.

«Was heisst das, Arier?», fragte ich sie. «Immer wieder wird uns im BDM gesagt, dass nur die arische Rasse gut sei.»

Mein «Blutsbruder» wirkte verlegen und fand keine rechte Antwort.

«Zu welcher Rasse gehöre ich?», wollte ich von ihr wissen.

«Zur dinarischen, groß, hager, alpenländisch, wie ich auch bin.» Wir lachten, der Bann war gebrochen, sie wollte wahrscheinlich der Frage ausweichen, dass die jüdische Rasse nicht arisch und deshalb schlecht sei.

Die erste Begegnung mit einem Hetzbuch gegen die jüdische Rasse hatte ich bei unserem Zahnarzt. In seinem Wartezimmer lag ein Bilder-

buch mit völlig übertriebenen Darstellungen von jüdischen Familien. Immer, wenn ich dort warten musste, schaute ich mit einem Gefühl des Unbehagens dieses Buch an, das an Comic-Zeichnungen erinnerte, so gross und scheusslich waren die Nasen abgebildet. Da wurde mir bewusst, dass wir bei einem witzigen Lied den blöden Juden-Vers sangen und ich mir nie etwas dabei gedacht hatte: «Zwei Juden sassen auf einem Turm, der eine hatte den Bandelwurm, der andre, froh und munter, liess sich daran herunter – Freut euch des Lebens, Grossmutter wird mit der Sense rasiert, alles vergebens, denn sie war nicht eingeschmiert.»

Einmal hörte ich in der Schule, dass im Kleidergeschäft Spiegel die Schaufenster eingeschlagen wurden.

«Warum?», fragte ich die Mitschülerinnen.

«Sie waren Juden», antwortete mir Marga, eine kecke Blondine.

Dies liess mir keine Ruhe, und ich fragte meinen Vater: «Was bedeutet es, dass man solche Bilderbücher zeichnet und Schaufenster einschlägt? In der «Matthäuspasion» singen sie doch auch vom Judenkönig, und das ist doch Christus?»

Wieder einmal versuchte mein Vater eine Erklärung zu geben, die seine 13-jährige Tochter verstehen konnte, ohne dass sie in der vorläufig noch unbeschwerten Umgebung der Familie, der Freunde, der Musik und der Ausgelassenheit bei den Indianerspielen zu sehr belastet würde. «Schau, wie verschieden wir doch alle sind. Nur schon in unserer Familie gibt es blonde und dunkle, grosse und kleine Menschen. Alle sind vor Gott gleich. Er nimmt sich auch besonders den Schwachen und Armen an, das weisst du ja aus der Bibel. Die <Matthäuspasion> von Johann Sebastian Bach, die du neulich in einer herrlichen Plattenaufnahme gehört hast, schildert den biblischen Ablauf der Kreuzigung.»

«Ja, das weiss ich, aber ...»

Mein Vater fuhr mit seiner Erklärung fort: «Die Regierung von Deutschland möchte wahrscheinlich nicht, dass jetzt während des Krieges die Menschen im christlichen Sinne beeinflusst werden. Nach dem Krieg wird dies hoffentlich alles wieder anders werden.»

Ich konnte eine Beschönigung noch nicht ganz heraushören und nahm seine Erklärung halbwegs an.

8. Dezember 1940 (Sonntag)

Tochter Rosmarie u. ich sind zu spät aufgestanden u. verpassten den Kirchgang Immer zu Hause beschäftigt, aber etwas Wirkliches kam nicht heraus. In allen Gemächern muss ich immer aufräumen.

Meine Nachbarn Prof. H. erzählten mir ihre Leidensgeschichte. Frau Prof, ist ein Findelkind gewesen u. nun lässt es sich nicht nachweisen, ob jüdischer Abstammung. Beide Söhne müssen nun beruflich darunter leiden. [Die Söhne wurden zu keinem Studium zugelassen, flüchteten rechtzeitig in die USA und nach England, und die Eltern litten darunter, dass sie während des Krieges keine Nachrichten von ihnen mehr erhielten.]

13. August 1943

Vorgestern war ich mit Peter in einem ganz köstlichen Film, man musste wider Willen lachen. Heute waren wir in einem Theaterstück, das auch aus lauter Blödsinn zusammengesetzt ist. Alles Unsinn u. doch tut einem das Lachen gut. Ach wie ernst sind die Zeiten u. wie dankbar kann man sein, wenn man jeden Morgen gesund u. ungestört aufstehen darf. Nun wurde Berlin bombardiert.

Die Gräfin

Es gab noch etwas, was mich sehr beschäftigte. In unserer Klasse war eine Stella dazugestossen. Es hiess, sie sei sitzengeblieben und müsse ein Jahr wiederholen. Ich fand sie sympathisch mit ihrer wilden Mähne und ihrem treuherzigen Blick. Aber irgendwie erschien sie mir merkwürdig. Sie hatte immer den gleichen schäbigen Wollrock an und dazu eine zerknitterte Bluse. Ihr ausgeschriebener Name war: Stella – Maria – Antonia – Philippine – Dorothea – Anna – Luisa, Gräfin zu B. und W.

«Stellt euch vor», prahlte ich vor meinen Schwestern, «in der glei-

chen Bank neben mir sitzt ein Mädchen mit sieben Vornamen und sie ist erst noch eine Gräfin.»

Meine Schwestern waren sehr beeindruckt und lernten sofort die sieben Vornamen auswendig.

Ich freundete mich mit meiner Banknachbarin an. Einmal begleitete ich sie heim. Sie bewohnte mit ihren älteren Geschwistern und zwei Tanten eine ziemlich zerfallene Jugendstilvilla am Seeufer. Der Park darum herum glich einer Wildnis. Ich erschrak, als ich das Haus betrat. Nur das Allernötigste war als Einrichtung vorhanden. Im Zimmer von Stella und ihrer Schwester gab es nur zwei schmale Bettgestelle, einen wackligen Holztisch, daneben zwei Stühle, einen kaputten Kleiderschrank und sonst nichts. Auf dem Holzriemenboden lag kein Teppich, an den Wänden hingen keine Bilder, alles war kahl und leer. Auch im Ess- und Wohnzimmer und im Treppenhaus sah es karg aus. Diese Fürstenfamilie war wahrscheinlich sehr arm, überlegte ich, aber warum?

Ihre Tante, genannt Rica, eine zierliche, hübsche, dunkelhaarige Frau, war eine Prinzessin von Bourbon-Parma. Sie wirkte auf mich verschlossen und bedrückt. Die andere Tante, Cora, war eine Prinzessin von Calabrien, sie war herzlicher zu Stella und begrüßte mich freundlicher. Die ganze Atmosphäre in diesem Haus strahlte etwas Bedrückendes aus. Wo waren die Eltern, fragte ich mich?

Irgendjemand wusste, dass Stellas Mutter bei ihrer Geburt gestorben war. Tante Cora habe sie und die Geschwister aufgezogen. Jemand anderes sagte, der Vater, ein Reichsgraf, der auch mit dem bayrischen König verwandt sei, «spinne» und sei deshalb in Dachau.

Den Spruch «Sei lieber ruhig, sonst kommst du nach Dachau» hatte ich auch schon gehört. Niemand aus unseren Kreisen, erst recht nicht meine Mutter, wusste etwas Genaueres von Dachau und von KZ-Lagern.

Stella tat mir Leid. Sie war eine Gräfin und musste in solcher Armut leben. Das kannte ich bisher nur aus Märchen. Sie erzählte mir, dass sie fast täglich nur Brot, Kartoffeln, Rüben und Kohl assen. Deshalb hatte Stella einen aufgeschwemmten Bauch, stellte ich fest.

Ich brachte sie einige Male zu uns heim zum Mittagessen. Fast schämte ich mich wegen des Überflusses an guten Speisen, die bei uns trotz Kriegszeiten aufgetischt wurden.

Unser Esszimmer passte eher zu einem gräflichen, vornehmen Haushalt. Der Tisch aus dunklem Holz mit Löwenfüssen war schön gedeckt mit einem weissen Tischtuch. Darauf lagen Porzellanteller mit dem fröhlichen Strassburger Blumenmuster von Villeroy & Boch, dazu passend die Schüsseln. Wir assen mit silbernem Besteck. Die Messer durften wir Kinder auf kleine «Messerbänkli» ablegen, wenn wir sie nicht mehr brauchten. Zum Ärger meiner Eltern spielten wir damit Eisenbahn, weil sie sich so schön aneinanderhängen liessen.

An der Lampe über dem Tisch war eine Klingel befestigt, auf die meine Mutter drückte, wenn Maja den Tisch abdecken und den nächsten Gang servieren sollte. Maja hatte dazu immer ein durchsichtiges weisses Schürzchen an.

Ich beobachtete Stella und überlegte mir, ob sie noch eine Erinnerung an frühere Zeiten hatte, ob dort, wo sie aufgewachsen war, wohl auch so gepflegt wie bei uns gegessen wurde, aber ich wollte sie nicht danach fragen. Wo waren wohl die Möbel, die Teppiche, das Porzellanservice und das Silber geblieben?

Im Winter nahmen mich Stella und ihre Tante Roca mit zum Skilaufen auf den nahen Pfänder oberhalb Bregenz.

Ich staunte, wie rassic und gut die beiden die Abfahrt meisterten. Tante Roca fuhr in eleganten Schwüngen immer vor uns her. Auch Stella, die in der Schule im Turnunterricht eher etwas plump war, fuhr schwungvoll und mutig hinterher. Ich konnte zuerst nicht mithalten, lernte dann aber durch ihr Vorbild bessere Kurvenschwünge hinzulegen.

Beim Skilaufen waren die beiden fröhlich und lachten, das freute mich. Sicher war die Tante von Stella in früheren Jahren viel in bekannten Skiorten gewesen, deshalb beherrschte sie die Technik so gut.

Warum mussten die Adligen, die Grafen, Prinzessinnen und Könige

in unserer Zeit in solcher Armut leben?, ging es in meinem Kopf herum. Es war sicher ähnlich wie bei den Nachkommen des jüdischen Volkes, sie stürten die Machthaber im Deutschen Reich, deshalb hatte man ihnen alles weggenommen.

Wo waren eigentlich die früheren deutschen Kaiser und Könige?, fragte ich mich.

Der bayrische König war ein Urgrossvater von Stella, wusste ein Mädchen aus meiner Klasse. Eine Bekannte meiner Mutter verbreitete das Gerücht, dass Stellas Vater in verschiedenen Klöstern in Bayern und Österreich gepflegt werde, weil er geisteskrank sei. Sie sagte auch noch, dass viele der Adligen aus den deutschen Fürstengeschlechtern unter Erbkrankheiten litten.

Davon hörte ich zum ersten Mal, und ich fragte meine Eltern. Meine Mutter konnte oder wollte mir das nicht so genau erklären. In ihrer Generation klärte man die Kinder nicht eigentlich auf. Sie las mir manchmal aus speziellen Aufklärungsbüchlein vor, dass Hühner Eier legen, aber dass ein Hahn dabei eine Rolle spiele, damit Küken ausschlüpfen – oder wie kleine Hasen oder Pferde aus dem Mutterbauch schlüpfen. Aber wie Kinder ganz konkret gezeugt werden, das wusste ich lange noch nicht.

Mein Vater sprach deutlicher zu mir: «Weisst du, Königs- und Fürstenskinder müssen standesgemäss immer mit anderen Nachkommen aus hohen Adelsgeschlechtern verheiratet werden. Weil es nicht genügend Prinzen und Prinzessinnen zur Auswahl hat, heiraten oft Cousins einen Cousin, welche die gleichen Grosseltern haben. Wenn einer von den Vorfahren zum Beispiel kurzsichtig ist, vererbt sich das gleich doppelt, und ein Nachkomme ist dann vielleicht blind.»

In meiner Phantasie entstand ein Gespinst um Stella mit ihren sieben Vornamen.

Religion

Meine Eltern waren beide stark vom Christentum geprägt. Es war ihnen ein Anliegen, dass wir Kinder auch zum christlichen Glauben erzogen wurden. Beim Gute-Nacht-Sagen kam meistens meine Mutter zu mir ans Bett, sang und betete mit mir. Sie wusste viele Gebete und Lieder. Als ich klein war, verstand ich die Worte oft nicht richtig und interpretierte sie deshalb auf meine Art. In einem Gebet hiess es: «Breit aus die Flügel beide, o Jesu meine Freude, und nimm dein Küchlein (Küklein) ein ...» Wie schön hatte es doch dieser Jesus, der riesige Flügel ausbreiten konnte und jeden Tag ein kleines Kuchenstücklein essen durfte, stellte ich mir vor. Am Schluss des Gebets kam für mein Gefühl der Höhepunkt: «Stell uns die goldenen Waffeln ums Bett mit seiner Engelschar.» Herrlich empfand ich es, wie goldene Riesenwaffeln gerollt kamen, von Engeln sacht geleitet, und daraus ein Schutzwall um mein Bett aufgebaut wurde. Später erst begriff ich, dass es eigentlich «Waffen» heissen sollte. Schade, von diesen hörte man viel zu viel im Krieg.

Als ich grösser war, sagte meine Mutter zu mir: «Heute wollen wir frei beten.» Sie faltete die Hände und sprach laut alle ihre Gedanken aus, die Gott hören sollte. Auch ich sollte es ihr gleich tun und laut zu Gott beten. Bald genierte ich mich aber, laut vor ihr zu beten, und wollte dies lieber für mich allein, nur in meinen Gedanken tun. Dies habe ich noch lange beibehalten und sicher nie vergessen, darum zu beten, dass mein Vater nicht im Krieg sterben müsse und dass dieser Krieg endlich aufhören solle.

Auch bei Tisch wurde gebetet, abwechselnd musste eines der Kinder das Tischgebet sprechen. Am schönsten konnte es aber unsere Mutter, sie deklamierte voller Gefühl, mit wohlklingender Stimme. Am meisten liebte ich das Tischgebet: «Lass uns, Herr, beim Trinken, Essen, deine Güte nicht vergessen, teil uns deine Liebe aus, füll mit Frieden Herz und Haus.»

Am Sonntagmorgen sollten wir in den Kindergottesdienst. Dort war es aber ziemlich langweilig, und ich trieb es schlimm hinter den hohen

Kirchenbänken. Die armen Leiterinnen hatten ihre liebe Mühe mit mir.

Zum Glück gab es eine Alternative zum verhassten Kindergottesdienst, das waren die eigenen, von den Eltern abgehaltenen so genannten Andachten.

«Rosmi, heute bist du an der Reihe, du darfst eine Geschichte in der Kinderbibel aufschlagen», sagte mein Vater.

Es gab zwei grosse Bände, das Alte und das Neue Testament, von Schnorr von Carolsfeld romantisch-realistisch illustriert. Spannend war für mich das Alte Testament, darin fanden sich besonders schaurige Bilder, die mich sehr beeindruckten.

«Hier», sagte ich. «David und Goliath, das ist eine meiner Lieblingsgeschichten. Das versteht sogar Dieterlein.»

Wir nahmen den kleinen Bruder zwischen uns und hörten gespannt zu, wie Papi sehr theatralisch, aber auch immer wieder auf Gottes weise Führung hinweisend die biblische Geschichte interpretierte.

Diese sonntäglichen Vormittage sind mir unvergesslich. Ich fühlte mich in der Umgebung meiner Geschwister und Eltern, in unserem schönen Wohnzimmer mit den gemütlichen alten Stilmöbeln meiner Urgrosseltern sehr geborgen.

Was musste dies wohl für ein Gott sein, von dem so viele Geschichten in der Bibel erzählt wurden und der seinen Menschenkindern so viel Merkwürdiges geschehen liess? War es der gleiche liebe Gott, zu dem wir beteten? O wie stark war so ein Simson, der einen Tempel zum Einsturz bringen konnte. Dieses Bild aus der Kinderbibel sehe ich immer noch vor mir.

Auch Sylvia und Esti, und sogar der kleine Bruder hatten ihre Lieblingsbilder und Geschichten in unserer Kinderbibel, die sie sich wünschen durften.

Um uns Kinder vom Kirchgang abzuhalten, wurden von der Hitlerjugend an Sonntagvormittagen spannende Jugendfilme angeboten: «Hitlerjunge Quex», «Gorch Fock», «Leben auf einer Farm in Deutsch-Süd-

west-Afrika» und andere aufregende Filme, die ich zu gerne gesehen hätte. Aber meine Eltern erlaubten es mir nicht.

Sie wollten eigentlich jeden Sonntag in die Kirche, aber im Tagebuch meiner Mutter kann man lesen, dass es immer wieder Abhaltungen gab, so dass sie oft Schuldgefühle hatte.

Bald begleitete ich sie in die Kirche, weil mein Jahrgang wegen des Krieges bereits mit 13 Jahren konfirmiert wurde. Deshalb war es für mich Pflicht, die Gottesdienste zu besuchen. Die Predigten langweilten mich ziemlich. Für das Schlussgebet mussten alle in den Bänken aufstehen. Der Pfarrer sprach: «Wir wollen beten. Beschütze Gott mit starker Hand, den Führer, Volk und Vaterland.»

Zuerst nahm ich dieses Gebet einfach so hin, weil ja der «Führer» nur das Beste für sein Volk und unser Vaterland wollte. Also musste Gott ihn ja beschützen. Später begann es in mir zu nagen, und so fragte ich meinen Vater einmal, als wir auf dem Heimweg von der Kirche waren: «Beten deine Brüder in Frankreich auch so?»

Dies brachte meinen Vater in Verlegenheit. Wir setzten uns auf eine Bank, und ich erinnere mich an dieses erste offene Gespräch. Ich kam mir sehr erwachsen vor.

«Siehst du, der Mann, der hier Führer genannt wird, sorgt vor allem für sein Volk in Deutschland. Er will den Krieg gewinnen und denkt, alle Menschen in den anderen Ländern seien Feinde. Aber weisst du, Feinde gibt es eigentlich gar nicht, die macht man sich, wenn man nur an sich denkt und Kriege anzettelt, und das tun vor allem Kaiser, Könige und Staatsmänner wie eben Adolf Hitler.»

Papi ereiferte sich immer mehr und fuhr fort: «Zwei meiner Brüder mit ihren Familien leben in Frankreich, das jetzt bereits von der Deutschen Armee besiegt wurde. Wie ich dir erzählt habe, ist das Grenzland dazwischen, das Elsass, mein Heimatland. Abwechselnd gehörte es zu Frankreich und dann wieder zu Deutschland.»

Ich spürte, wie weh es meinem Vater tat, dass seine Brüder mit ihren Familien nun zu den Feinden gehören sollten, weil sie in Frankreich lebten. Er selbst gehörte rein zufällig zu den von den Franzosen gehassten Deutschen, weil er in Lindau lebte.

«Dann beten deine Brüder sicher nicht darum, dass Gott den Führer der Deutschen beschützen soll und zum Sieg verhelfen», sagte ich und verstand auf einmal, dass es eigentlich keine gute deutsche Siegernation geben sollte und keine minderwertigen besiegten Nationen wie Polen, Holland oder Frankreich.

«Weisst du, jedes Land kämpft um seine Macht, besonders im jetzigen Krieg die Deutschen, weil sie es gar nicht besser wissen. Aber du und ich, wir haben unsere Verwandten und Freunde in der Schweiz und in Frankreich, in England, in Holland und in Dänemark und lieben sie doch auch. Wie sollten wir sie auf einmal hassen, nur weil es diesen Krieg gibt?»

Mit solchen Worten versuchte mir mein Vater die Augen zu öffnen.

«Aber sprich nicht mit jedem über diese Gedanken, sie sind unsere innersten Geheimnisse, nur unsere allernächsten Freunde sollen davon wissen.»

Ich nickte und war stolz darauf, von meinem Vater so ernst genommen zu werden. Wieder einmal war mir bewusst, warum meine Eltern so oft miteinander französisch sprachen. Nur Eingeweihte durften alles verstehen.

Bald kam meine Konfirmation, zu der weder die Grossmutter, noch die Patentante aus der Schweiz zu uns nach Deutschland kommen konnten oder wollten. Ich wurde in ein ungeändertes schwarzes Kleid von irgendeiner Verwandten gesteckt, das ich schrecklich fand. Vor allem störten mich die schwarzen Seidenstrümpfe, die ich sofort nach der Kirche in einem Versteck in unserem Garten auszog und nie wieder hervorholte.

Nach der Konfirmation fühlte ich mich als 13-Jährige gar nicht erwachsen, wollte viel lieber ein wildes Indianerkind sein und leistete innerlich und äusserlich Widerstand.

Nach der lutherischen Liturgie mussten wir am Abend vor der Konfirmation in den Bänken knien und beichten, das heisst, das Glaubensbekenntnis auswendig aufsagen. Damals war das Bedingung. Ich fand es ziemlich unnötig. Als wir beim Abendmahl die Hostie bekamen, konnte

ich mir nicht einbilden, ich hätte nun wirklich das Fleisch von Jesu gegessen. Auch der Schluck Wein erinnerte mich nicht an das Blut von Christus.

Ich meldete mich zu einem persönlichen Gespräch beim Pfarrer und fragte ihn, zu wem ich eigentlich beten sollte, zu Gott, Jesus Christus oder zum Heiligen Geist?

Er entgegnete: «Es kommt nicht darauf an, es ist alles das Gleiche, es bedeutet eben die Dreieinigkeit.»

Mit seiner Antwort war ich überfordert. Vor allem der Heilige Geist war für mich unfassbar. Ich stellte mir kleine Flämmchen vor, die aus den Köpfen der Jünger von Jesus gegen den Himmel aufstiegen. So ähnlich war es in der Kinderbibel abgebildet.

Ich hatte dann keine Lust mehr, mit dem Pfarrer über meine Probleme beim Abendmahl zu sprechen. Wahrscheinlich war ich mit dreizehn noch zu jung, um den christlichen Glauben zu verstehen. Trotzdem habe ich weiterhin Gott direkt angesprochen, wenn mir etwas auf dem Herzen lag. Jeden Abend betete ich: «Lieber Gott, mach, dass dieser Krieg bald aufhört.»

6. April 1941, Konfirmationstag von unserer Rosmarie!

Nun ist auch dieser Tag bereits ein Stück Erinnerung. Es regnete ohne Unterlass, aber das war Nebensache. Wir waren bei Zeiten in der Kirche, die sich ganz füllte. Sylvia durfte mit. – 44 Konfirmanden. Predigt über das Wort: «So ihr solches wisst, selig seid ihr, so ihrs tut.» Leicht verständliche Predigt. Mittags waren wir Eltern nochmals im Gottesdienst mit Rosmarie. Abends sangen die Kinder noch. Rosmarie war ganz mitgenommen von all dem Erlebten, es ist auch viel.

8. April 1941

Rosmarie erhielt von bald 50 Personen Geschenke, sehr viel Blumengrüsse. Wir haben alles auf dem Flügel aufgebaut. Rosmarie ist ganz beschämt über die Fülle, auch über die vielen Kärtchen.

3. April 1942, Karfreitag

Papi mit Rosmarie in der Kirche. Ich hielt den anderen Kindern eine Andacht. Dieterlein will nie zuhören, sogar oft nicht gern beten. Mittags machte ich mich mit Rosmi auf die Frühlingswanderschaft durch dick und dünn, reizende Blumen gepflückt, prachtvolle Fernsicht. Abends noch gesungen mit dem Töchtertrio.

6. Dezember 1943

Heute mit meinen 3 Töchtern u. Dorle zur Kirche. Da sie nicht geheizt ist, verkürzt Herr Pfr. die Predigt. Ganz ausgefroren kommen die Leute aus der Kirche. Zum Tee kam Charlöttli u. nachher machte Rosmi den Nikolaus, hatte aber solch eine fratzenhafte Maske an, dass Dieter furchtbar Angst hatte. Er tat mir direkt leid. Nun ist es 9 Uhr u. ich komme erst etwas zur Ruhe.

6. Februar 1944, Sonntag

Für die Kirche reichte meine Energie nicht, nur Rosmarie und Sylvia vertraten unsere Familie.

Heute einmal keine Besucher. Die Kinder spielten unermüdlich mit Phantasie Puppenspiele. Ich schrieb z. T. meine Schweizer Erlebnisse in mein Tagebuch nach. [Während des Krieges durften keine schriftlichen Dokumente über die Grenze mitgeführt werden.]

9. April 1944, Ostern

Heute war mir nichtsehr österlich zu Mute, zu viel Arbeit u. Betrieb u. kein Kirchgang. Die Kinder wollten gleich die Osterteller verstecken u. Dieterlein liess einem auch keine Ruhe. Abends Quartett mit den Damen zum Zuhören. Schön waren die Beethoven-Quartette. Bei Musik könnte ich vor Heimweh immerfort weinen.

Freundschaften

Ferien auf dem Hebelhof

Bereits bevor der Krieg begonnen hatte, ging unsere Familie aus irgendeinem Grund, den wir Kinder nicht genau kannten, nicht mehr in die Schweiz in die Ferien. Unser neuer Ferienort war das ländliche Hotel Hebelhof auf dem Feldberg im Schwarzwald. Zum Hotel gehörten auch einige kleine gemütliche Chalets, das «Liseli», das «Vreneli» und das etwas oberhalb gelegene «Haus Frieden», das unsere Familie im Sommer bewohnte.

Dort lebten wir glücklich und völlig zeitlos, vor allem in unserem selbst erschaffenen Indianerreich, dem «Wigwam» im Wald.

Mit Kindern aus Familien, welche auch jedes Jahr dort in den Ferien waren, befreundeten wir uns. Ein spannendes Spiel für uns Schwestern war es, herauszufinden, wie diese Kinder hiessen.

«Kommt, wir schleichen uns vor dem Mittagessen in den Speisesaal und lesen auf den Serviettentaschen die Namen», schlug ich meinen Schwestern vor.

Gesagt, getan! Bevor die Türe zum Speisesaal offiziell geöffnet wurde, eilten wir schnell zu den Tischen, wo die Kinder anderer Familien sassen. Da gab es eine Familie mit vier Kindern. Die beiden Mädchen hatten immer Dirndl an, und die beiden Jungen immer Lederhosen mit Jankerl, das sind gesteppte Trachtenjacken. Die Kinder waren ungefähr in unserem Alter und hiessen Hadwig, Ruprecht, Uta und Christoph. Wie uns diese Namen imponierten! Hätten wir in die Zukunft blicken können, der ältere der beiden Jungen sollte einmal der Ehemann meiner Schwester Sylvia werden!

«Schaut her, was die dort für interessante Namen haben», rief Sylvi, und wir huschten schnell zu ihrem Tisch. Dort sass eine Familie mit vier Kindern aus Hamburg. Sylvi las vor: «Inge, Gisbert, Renate und Kri-schan.»

«Renate können wir in unseren Indianerstamm aufnehmen, sie ist etwa so alt wie du», sagte ich zu Sylvi. «Und Gisbert kann bei den Bleichgesichtern mitmachen.» Die «Bleichgesichter» waren unsere Feinde, meistens unsere älteren Brüder und ausserdem noch einige Jungen aus dem Hotel, angeführt von meinem Vater.

An einem Tisch mit nur zwei Gedecken sass ein Mädchen in meinem Alter, das mir schon lange aufgefallen war. Sie hatte dicke, lange Zöpfe und ein besonders ausdrucksvolles Gesicht. «Vera», stand auf ihrer Serviettentasche. Sie kam mir einsam vor, und ich verwickelte sie am nächsten Tag in ein Gespräch.

«Hast du Lust, in unserem Indianerstamm mitzumachen?», fragte ich sie.

«Ja und wie, ich habe eben <Der schwarze Mustang> gelesen, wenn du willst, leihe ich dir das Buch aus.»

So begann eine Freundschaft, die bis heute andauert.

Vera stammte aus einer Reiterfamilie. Sie ritt, seit sie acht Jahre alt war, auf dem Pferd ihrer Mutter. Ihr Vater hielt Rennpferde, und ihre Grosseltern waren ebenfalls leidenschaftliche Reiter. Das imponierte mir alles ungeheuer. Ich schlug ihr vor, dass wir beide die Häuptlinge unseres neu gegründeten Indianerstammes sein könnten: «Du bist der Friedenshäuptling und ich der Kriegshäuptling.» Damit war sie einverstanden. Nur lebten wir meistens im Kriegszustand mit den anschleichenden Bleichgesichtern, dadurch hatte Vera, der Friedenshäuptling, viel zu wenig zu tun. Sie nannte sich «Tokwi Kawa» – Schwarzer Mustang – und ich mich Fliegender Pfeil. Da ich aber nicht wusste, wie dies in der Indiansprache hiess, drehte ich einfach das Wort Apotheke um. Von hinten gelesen tönte das ziemlich indianisch: «Eke-Topa.»

Meine Schwester Sylvi wurde zum Weissen Adler, und Esti, die wir als eine Popuse, das ist ein Indianerkind, mitspielen liessen, nannten wir

Flinkes Eichhörnchen. Warum wir uns ausgerechnet «Der Stamm der blitzenden Messer» nannten, kann ich nicht mehr sagen.

Die ganzen drei Wochen unserer Ferien waren wir mit Leib und Seele mit unserem Indianerdasein beschäftigt. Das Wigwam lag versteckt an einem Abhang im Wald und wurde ringsum gegen alle möglichen Feinde mit Hölzern und Zweigen gut befestigt. In der Mitte stand ein Marterpfahl. Dort wurde der schlimmste Feind, das älteste Bleichgesicht, das mit einem alten Hut und schäbiger Windjacke angeschlichen kam, gefesselt und gemartert. Natürlich taten wir unserem geliebten Feind nie wirklich weh. Gelegentlich war Papi aber auch der Mediziner, gab uns gute Ratschläge oder kaufte sich bei uns mit einer Tafel Schokolade frei.

Ingrid, eine Indianerin aus Basel, kannte ein Tessinerlied, dessen Melodie uns für unseren Indianertanz geeignet erschien. Laut brüllten wir: «Tschim-bala-bala-tschimpa, huwa-huwa-balatschimpa» und hüpfen mit immer gleichen rhythmischen Bewegungen, den Tomahawk auf und ab schwingend, um den Marterpfahl.

Zum guten Glück gab es genügend Hühner auf dem Hebelhof, so dass wir reichlich Federn für den selbst gebastelten Kopfschmuck zur Verfügung hatten. Unsere Indianergewänder wurden von Jahr zu Jahr reichhaltiger ausgestattet. Wichtig war, dass wir Hosen tragen durften, denn unsere Expeditionen führten uns auch über gefährliche Felswände, wo Esti, die Popuse, einmal abstürzte.

Meine Mutter spielte nie mit, denn sie war mit dem kleinen Bruder beschäftigt oder mit Tagebuch und Briefe schreiben. Ganz im Gegensatz zu meinem Vater zeigte sie auch kein grosses Verständnis für unsere wilden Spiele. Sie war in ihrer Jugend ziemlich sittsam in der Zwingli-Stadt Zürich aufgewachsen.

Ausser unserem Vater gab es auch keine anderen Väter, die mit ihren Kindern Indianer spielten. Sie waren entweder im Krieg oder sonst beschäftigt und tauchten höchstens über ein Wochenende auf. Ich fragte mich, warum sie nicht so kinderlieb wie mein Vater waren. Ob die Spiel-

freude auch mit der besonders regen Phantasie meines Vaters zusammenhing?

Einmal während der drei- bis vierwöchigen Ferien wurden wir Kinder zu einer Gipfelbesteigung des Feldberges verpflichtet oder zu einer grösseren Wanderung mit Picknick, aber eigentlich störte uns dies. Manchmal wurden wir auch zum Heidelbeer-Pflücken aufgefordert, was wir wohl oder übel einen Tag mitmachten, aber mehr sangen als fleissig pflückten.

Abends zum Nachtessen verwandelten sich alle Indianer in gesittete, nett gekleidete Mädchen. Wir drei Schwestern machten uns einen Sport daraus, jeden Abend gleich angezogen im Speisesaal zu erscheinen.

«Wollen wir heute das lila-blassblaue, das grüne oder das blau karierte Kleid anziehen?», fragte Esti, sie war die Eitelste von uns. Zudem waren ihre Kleider so genannte Hängerli, oben unter der Brust gesmukt, während Sylvis und meine Kleider in der Taille einen Gürtel hatten.

Meine Mutter liess alle unsere Kleider bei einer Schneiderin in der Lindauer Altstadt nähen. Aus Modeheften durften wir gemeinsam mit ihr einige Modelle, die uns besonders gut gefielen, aussuchen.

Von irgendwoher kannten wir einen Tanz, zu dem wir ein Lied sangen und in einem einheitlichen Revueschritt in unseren weissen Kniestrümpfen die Beine schwangen. Diesen «Hollandtanz», der allerdings eher an einen Pariser Cancan erinnerte, führten wir manchmal vor der Türe zum Speisesaal auf, wenn die Gäste eintraten. Meine Mutter genierte sich und fand, dass ihre Töchter sich unnötig produzierten.

Bei schlechtem Wetter luden wir die verschiedenen Hotelkinder in unser «Haus Frieden» ein. Am liebsten spielten wir zusammen Scharade. Da galt es, spontane kurze Theaterszenen zu erfinden. Die Zuschauergruppe musste die Wortsilben erraten, die zum Lösungswort zusammengesetzt wurden. Das längste und weitaus schwierigste Wort, das uns damals einfiel, war «O-ber-dampf-schiff-seil-an-bin-der». Ich liebte das

Theaterspielen und Verkleiden über alles und begeisterte auch meine Schwestern zum Mittag.

«Rumpelstilzchen» war das erste Märchen, das meine Schwestern und ich für alle unsere Hotelfreunde gemeinsam aufführten. Mit den Rollen ging es gerade auf: Sylvi war die Müllerstochter, Esti das Rumpelstilzchen, und ich verkörperte abwechselnd alle übrigen Rollen, zuerst den prahlerischen Müller, später den König und dann noch den Diener, der das Zauberwort herausfand. Für den kleinen Bruder Dieter war die Rolle des Königskindes in der Wiege vorgesehen. Leider war er in seinem Alter aber völlig unberechenbar, so dass wir ihn durch eine Puppe ersetzen mussten.

An den Abenden spielten die älteren Hotelkinder draussen auf einem Platz hinter dem Haus leidenschaftlich «Raufball», alle Mädchen gegen alle Jungen. Völlig verausgabt und verschwitzt erschienen Sylvi und ich anschliessend zum Schlafen im Haus Frieden. Meine Mutter hatte gar keine Freude an den wilden Spielen ihrer Töchter und erst recht nicht an dem in ihren Augen verderblichen Spiel «Monopoly», das gerade in Mode war und bei schlechtem Wetter im gemütlichen Johann-Peter-Hebel-Stübchen gespielt wurde.

Dabei ging es ums Geldverdienen. Grundstücke, Hypotheken, Anlagen und Häuser mussten möglichst geschickt verkauft oder erworben werden, und die Mitspieler sollten das Nachsehen haben. Wer war am Ende des Spieles der Reichste?

Ich durfte nur zusehen oder höchstens einmal heimlich daran teilnehmen, denn meine Eltern fanden dieses Spiel schädlich. «Ich wett nöd, das sich mini Chind i sonere Spiihöll ufhalte», rief meine Mutter aus.

Geld war in unserer Familie tabu. Es widersprach wahrscheinlich den christlichen Grundsätzen. Ich wusste lange nicht, ob wir eigentlich zu den armen, den mittelreichen oder eher reicheren Familien in Lindau gehörten. Ich wunderte mich manchmal, wenn meine Schulkameradinnen uns zu den Reichen zählten, weil wir in ihren Augen in einer Villa wohnten.

Auch Schach wurde gespielt. Mein Vater lehrte uns schon früh die

Grundkenntnisse. Es imponierte uns allen sehr, dass er sogar vom 8-jährigen Horst, einem Jungen aus unserem Hotel, besiegt wurde.

Es hiess, Horst sei ein Schach-Wunderkind.

Die alljährlichen Sommerferien im Schwarzwald, die bis 1941 trotz den fortschreitenden Kriegseignissen noch durchgeführt werden konnten, genossen wir alle recht unbeschwert, vor allem natürlich wir Indianerkinder. Ich denke, dass wir mit unseren wilden und archaischen Spielen unbewusst die drohende Zukunft verdrängen und sogar besiegen wollten.

1. August 1940

Ich dachte fest ans Schweizerland, da der 1. August doch der Nationalfeiertag ist. Wie dankbar werden die Reden klingen, dass das Ländchen verschont blieb.

1. August 1941

Zum 4. Mal hier oben am 1. August. Viel muss ich an mein Heimatland denken, das heute das 650jähr. Bestehen feiert, nur in aller Stille. Höhenfeuer gab's wohl nicht.

19. August 1941

Schon wieder ein Tag des Nichtstuns. Die 3 Töchter in ihren neuen Kleidern müssen sich immer irgendwie produzieren mit Singen und Tanzen. Zur Zeit können sie einen kleinen Ballett-Holländertanz. Die Leute finden es reizend u. dann spendiert man ihnen ein Eis, das hier oben noch prima ist!

21. August 1941

Der grosse Rummel des Packens ist vorüber. Mali hilft immer fest mit. Dieter ging mit den Schwestern spazieren, besonders Sylvia nimmt sich seiner an. Heute nach dem Abendessen hatten meine Töchter noch grosse Kindereinladung im Häuschen mit Himbeersaft u. Kuchen. Scharaden wurden gespielt. Wir Eltern plauderten im Hotel mit den befreundeten Familien, es war ganz nett.

Meine Freundin Vera

Nicht nur die ungeheuer langen, dicken Zöpfe imponierten mir bei meiner Freundin Vera. Auch noch vieles andere an ihr und um sie herum war für mich ungewohnt und spannend.

Wir lernten uns als 11-Jährige in den gemeinsamen Ferien auf dem Feldberg kennen. Der Ursprung unserer langjährigen Freundschaft war das gemeinsame Interesse am Indianerspiel, das ich bereits beschrieben habe.

Im kommenden Jahr wurde ich in den Frühlingsferien zu ihr nach Darmstadt eingeladen.

Ihre Familie wohnte in einer schönen, grossen, nach eigenen Plänen erbauten Villa am Rande der Stadt im Grünen. Vera hatte ein Zimmer mit eigenem Bad, was mir besonders imponierte. Nach meiner Ankunft steckte mich ihre Erzieherin, welche «Tatz» genannt wurde, sogleich in die Badewanne.

«Du bist sicher verschwitzt und schmutzig nach der langen Bahnfahrt. Hier ist dein Badetuch, und da hängt die Bürste, mit der du nachher die Wanne ausreiben kannst.»

Noch nie hatte ich bisher selbst die Badewanne geputzt. Ich gab mir sehr Mühe damit, fand es aber gar nicht so einfach. Dann zog ich mich frisch an und wurde von Vera hinunter ins Esszimmer geführt. Wir gingen über eine breite, schöne Treppe, die mit Teppichen belegt war. An den Wänden im Treppenhaus hing ein grosses Ölgemälde, darauf war Veras schöne Grossmutter im langen Abendkleid, mit einem Fuchspelz um die Schultern, abgebildet. Man sah sogar das ausgestopfte Fuchsköpfchen, es sah wie lebendig aus und erschreckte mich ein wenig.

«Komm jetzt, wir dürfen nicht zu spät zum Abendessen kommen», ermahnte mich Vera und riss mich aus meinen Träumen.

Im Speisezimmer warteten ihre Eltern auf mich und begrüßten mich in einer mir ungewohnten, schnellen hochdeutschen Sprache.

«Du kannst neben Vera sitzen», sagte mir ihre Mutter, und schon wollte ich absitzen, als mich Vera heimlich daran hinderte.

«Erst wenn mein Vater sich gesetzt hat», raunte sie mir zu. Alle standen hinter ihren Stühlen, auch Fritz, ihr Bruder, hielt die Stuhllehne in der Hand und sah den Vater an.

«Na gut, setzen wir uns», sagte er, und dann hörte ich während des ganzen Essens seine Ermahnungen an die Kinder. «Halt den Rücken gerade», sagte er zu Fritz. «Vera, seit wann sind deine Ellenbogen fast auf dem Tisch?», tadelte er die Tochter.

«Wie war deine Reise, kleine Schweizerin?»

Ich gab mir Mühe, in einem verständlichen Hochdeutsch zu antworten, denn in Lindau sprach ich einen schwäbisch-bayrisch gefärbten Dialekt und ab und zu mit der Mutter Schweizerdeutsch. Warum er mich kleine Schweizerin nannte?

«Fritz, schneide die Kartoffeln nicht mit dem Messer. Vera, sprich nicht mit vollem Mund.» Ich war völlig entgeistert, so einen strengen Vater hatte meine arme Freundin.

Zudem wurde mir bewusst, dass ich ganz schlechte Tischmanieren hatte. Meine Eltern legten nicht so grossen Wert darauf. Ich konnte als 12-Jährige noch nicht einmal das Messer während des ganzen Essens in der rechten Hand behalten.

Als Vera etwas erzählen wollte, hiess es: «Man spricht nur, wenn man gefragt wird.»

Am Schluss des Essens wusste ich nicht mehr ein noch aus, denn da nahm Veras Vater, den ich nun Onkel Fritz nennen sollte, unvermittelt die Dessertschüssel in beide Hände und schleckte den Rest aus. Er spielte den Clown, der sich alles erlauben darf, und die Kinder lachten, wenn auch etwas verkrampft.

Es war mir etwas unwohl in dieser vornehmen deutschen Familie. Besonders stolz war Vera auf einen Vorfahren, der ein persönlicher Freund von Goethe war. Ein Ölgemälde des berühmten Vorfahren Johann Heinrich hing im Wohnzimmer.

Zum Glück konnte ich mit Vera wundervoll spielen. Bei schönem Wetter als Indianer draussen auf einer noch unverbauten grossen Wiese mit Apfelbäumen, bei Regenwetter beschäftigten wir uns stundenlang

mit unseren Papierpuppen. Tatz, welche seit Veras Geburt um sie besorgt war, ersetzte eigentlich die Mutter, so empfand ich es.

Ihr Vater hielt Rennpferde, und die Mutter ein eigenes Reitpferd. Vera konnte schon gut reiten, und darum beneidete ich sie sehr. Fritz wollte nicht reiten. Er war eher unsportlich und ein schlechter Schüler und konnte dem strengen Vater kaum etwas recht machen. Trotzdem war er der Sohn und Erbfolger, und Vera wuchs im Schatten ihres Bruders auf.

Ein Jahr später besuchte ich meine Freundin wieder. Diesmal war alles ganz anders. Der Krieg hatte bereits begonnen, ihr Vater war als Offizier eingezogen worden, und viele Hilfskräfte fehlten in dem grossen Haushalt. Die liebe Tatz stellte sich als Krankenschwester in einem Lazarett zur Verfügung. Vera musste von nun an viel selbstständiger sein.

Die Mutter meiner Freundin, die Tochter eines hohen Offiziers eines hessischen Dragonerregimentes, nahm bisher verwöhnt am gesellschaftlichen Leben teil. Dies änderte sich mit Kriegsbeginn schlagartig. Sie arbeitete ganz besessen auf dem neu erworbenen, angrenzenden Ackerland hinter dem grossen Garten, wo sie Gemüse pflanzte, Kartoffeln setzte und Obstbäume pflegte. Auch zwei oder drei Milchschafe wurden angeschafft. Frau Alexandra, die ich Tante Alex nennen durfte, versorgte in den kommenden Kriegsjahren nicht nur ihre eigene Familie, sondern auch weite Kreise der Verwandt- und Bekanntschaft.

Tante Alex sah mit ihrem Kopftuch und der Schürze wirklich wie eine Bäuerin aus. Weil sie zufällig an dem Tag geboren wurde, als die hessische Grossherzogin, die spätere Zarin von Russland, in Darmstadt zu Besuch kam und von ihrem Vater eskortiert wurde, erhielt sie den Namen Alexandra. Später fiel die russische Zarin Alexandra der Revolution zum Opfer. Als mir Tante Alex schilderte, dass ausser dem Zar und der Zarin auch ihre fünf Kinder von den Bolschewiken erschossen wurden, war ich zutiefst beeindruckt.

Wir assen jetzt im Vorraum der Küche, ausser wenn Onkel Fritz in seiner schmucken Majorsuniform auf Urlaub kam. Er war nun auch nicht

mehr so streng mit seinen Kindern, es schien mir, dass er durch den Krieg wichtigere Aufgaben und Sorgen hatte.

Ich erinnere mich an meinen ersten Opernbesuch, im herrlichen Gebäude der früheren grossherzoglichen Oper. Wir sahen «Die verkaufte Braut» von Smetana. Trotz Krieg waren die phantastische Ausstattung, das vorzügliche Orchester und das Sänger-Ensemble immer noch erst-rangig. Diese meine erste Opernaufführung machte auf mich als 12-Jährige einen ungeheuren Eindruck. Das Zusammenspiel von Musik, Theatralik und Tanz, das wunderbare Bühnenbild und die herrlichen Kostüme inspirierten mich derart, dass ich damals die Vision hatte, auch so etwas verwirklichen zu wollen.

Die Heimfahrt

Nach dem Besuch bei meiner Freundin wurde ich von ihrer Erzieherin Tatz auf den Bahnhof begleitet, wo ich in einem Nachtzug allein bis Konstanz zurückreisen musste. Nicht in der gewöhnlichen 3. Klasse sollte ich reisen, sondern zur Sicherheit in einem Abteil der gehobenen 2. Klasse. Dort sass nur noch ein höherer Fliegeroffizier, den Tatz mit eindringlichen Worten darum bat, ein Auge auf mich zu werfen und mich zu beschützen. Der Zug fuhr ab, ich winkte Vera und Tatz noch lange vom Gangfenster aus zu. Im Abteil unterhielt sich der Offizier sehr freundlich mit mir, ich antwortete respektvoll und sehr höflich.

Dann wollte ich mich zum Schlafen in meine Ecke zurückziehen. Nur eine schwache Lampe brannte in unserem Abteil. Ich hatte meine Augen schon geschlossen, als ich spürte, wie jemand mit seinen Fingern unter meinen Pullover griff und mich abtastete. Wer weiss, was dieser Offizier noch vorhatte. In meiner Not sprang ich auf, drückte ihn energisch zurück, riss die Türe des Abteils auf und stellte mich weit entfernt in den Gang an ein Fenster.

Als der Schaffner vorbeikam, fragte er mich: «Na, Mädels, was tust denn du da draussen?»

«Mir ist schlecht», antwortete ich. Niemals hätte ich gewagt zu sa-

gen, dass der Fliegeroffizier mich belästigt hatte. Ein hoher Offizier war in Deutschland so etwas wie ein Halbgott, ein Schaffner hätte kaum gewagt, ein Mädchen gegen ihn in Schutz zu nehmen.

In den dunklen Bahnhöfen, in denen unser Zug anhielt, konnte ich schwach die riesigen Plakate erkennen, die im Krieg überall aufgehängt waren: «ACHTUNG, FEIND HÖRT MIT». Darauf war ein Finger auf einem verschlossenen Mund abgebildet. Der Fliegeroffizier kam mir in den Sinn – er war für mich der Feind dieser Nacht.

Im nächsten Bahnhof, in Offenburg, tauchte ein anderes Plakat auf: «RÄDER MÜSSEN ROLLEN FÜR DEN SIEG».

Da, tatsächlich, der Fliegeroffizier verliess in seiner schmucken Uniform mit einem Koffer das Abteil und drückte sich an mir vorbei zum Türausgang. Er würdigte mich keines Blickes und tat, wie wenn er mich noch nie gesehen hätte.

Die Räder rollten weiter, für meinen ganz persönlichen Sieg. Ich ging ins leere Abteil zurück und schlief sofort erlöst ein, bis ich plötzlich unter mir keine Räder mehr rollen hörte.

«Konstanz» konnte man schwach beleuchtet in dem verdunkelten Bahnhof lesen, und daneben sah ich ein grosses Plakat: «KRAFT DURCH FREUDE».

Schnell packte ich meinen Koffer und stieg aus. Ich sah meinen Vater auf dem Bahnsteig bereits auf mich warten. Glücklicherweise fiel ich ihm in die Arme. Die schlimme Nacht war überstanden. Wir gingen durch die Bahnhofshalle dem Ausgang zu. Wieder tauchte das Plakat «Kraft durch Freude» vor mir auf. Kinder mit ihrer Mutter waren darauf abgebildet, die ihrem Vater, der als Soldat in den Urlaub kam, ihre Arme entgegenstreckten. Ich hielt meinen Vater etwas zurück und zeigte auf das Plakat.

«Ein Propaganda-Plakat für Urlauber», sagte er und zog mich daran vorbei. Ich spürte, dass er es kitschig fand, aber mir gefiel es nach dieser Nacht.

Dann stiegen wir frühmorgens zusammen in einen Bodenseedampfer, der uns trotz Krieg in einer vierstündigen Fahrt über das so genannte

«Schwäbische Meer» sicher auf die Insel Lindau brachte.

11. April 1940

Rosmarie erzählte noch ausführlichst von ihrem Besuch in Darmstadt, aber auch Sachen, die mir sehr nahe gehen. Die Heimfahrt war direkt gefährlich für mein Kind u. sie konnte es niemand erzählen, bis ich aus der Schweiz zurückkam.

Die Lindauer Indianerbande – Das schwarze W

Nicht nur in den Sommerferien auf dem Feldberg wurde Indianer gespielt, sondern auch bei uns zu Hause in Lindau.

Alle Mädchen, welche dazugehören wollten, mussten sich fürchterlichen Mutproben unterziehen. Meine kleine Schwester Esti, die weiterhin als Jüngste nur den Rang einer Popuse einnahm, wurde an die Teppichstange gehängt. Dort musste die Arme mindestens fünf Minuten ausharren und durfte ja nicht auf den Boden fallen.

Ältere «Krieger» unseres Stammes mussten ihre Abscheu überwinden und sich, ohne mit der Wimper zu zucken, rote Schnecken über die Hände kriechen lassen oder barfuss durch Brennesseln oder Kuhmist rennen. Nur Liesel, die sich gar nicht für solche Spässe eignete, verschonten wir, sie durfte eine Squaw spielen, was ihr noch so recht war.

Bald hatten wir echte, gefährliche Feinde, deren Anführer Richard, der ältere Bruder meiner Freundin Erika, war. Zu seinem Stamm gehörten alle älteren Jungen aus unserer Strasse und einige seiner Klassenkameraden. Nachdem sie uns einige Male im Garten der Villa Jück überfallen wollten – wir ihnen jedoch immer geschickt entkamen -, schlugen wir unser geheimes Wigwam in der Badehütte der Villa Lotzbeck auf, die auf Pfählen im See stand. Es gelang uns, durch einen Spalt einen Rollladen zu öffnen und hineinzuklettern.

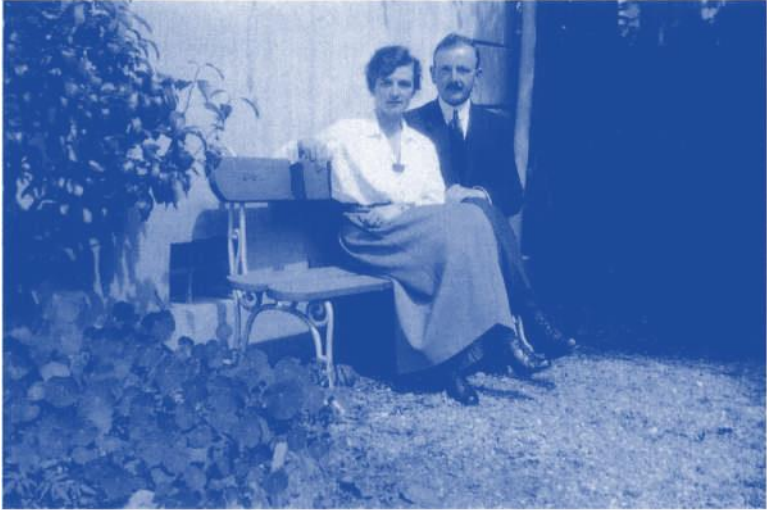
Drinne im Halbdunkel sassen wir und rauchten pantomimisch die



Lindau im Bodensee



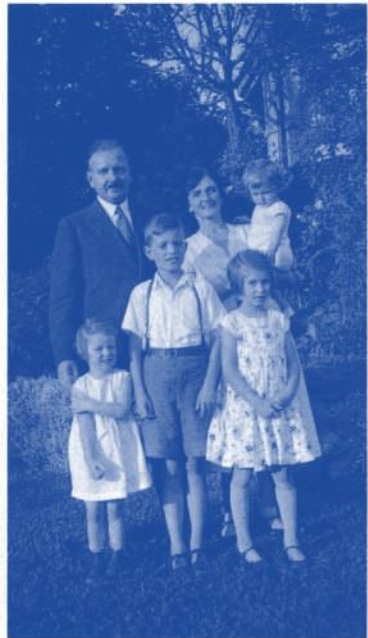
Das Elternhaus



Die Eltern als Brautpaar (1922)



Die Eltern während der Kriegsjahre



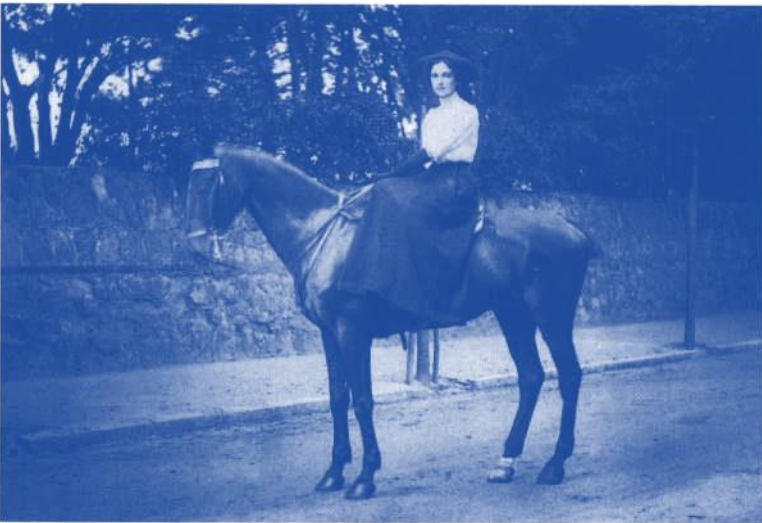
Die Familie in Zollikon (1933)



Die Grossmutter und Onkel Max
mit Esther



Die Zürcher Grossmutter Berta O.



Die Mutter als 18-Jährige hoch zu Ross in England



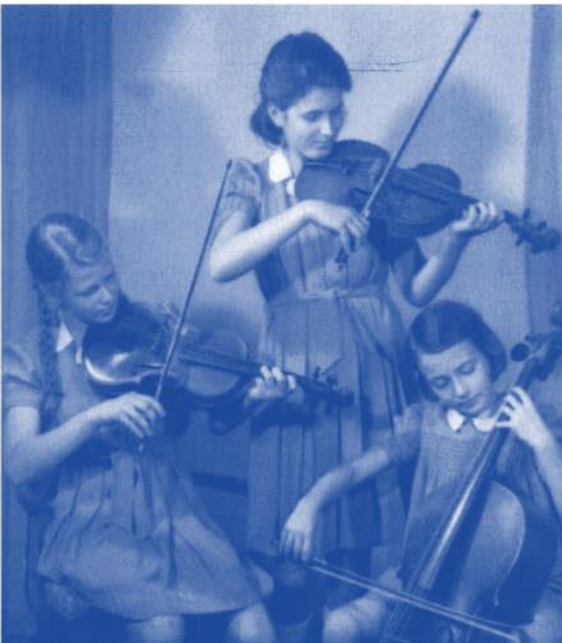
Die Mutter «Mimi» mit ihrem fünften Kind Dieter



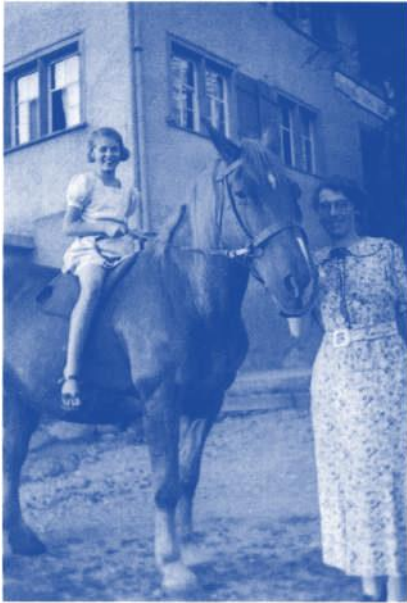
Der Vater Max mit Sohn Dieter



Die fünf Geschwister (1938)



Das
Schwestertrio



Erste Reitversuche
bei Rosi auf dem Bauernhof



Wir spielen Schule mit
Nachbarskindern



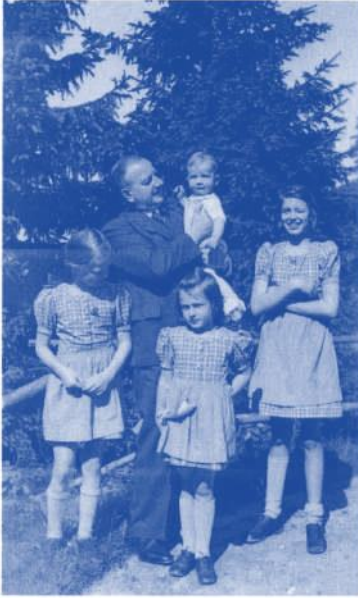
Faschingseinladung im Garten



Unsere Puppenkinder



Die Schwestern als Schwarzwälderin, sizilianischer Fischerbub, Appenzeller



Sommerferien im Schwarzwald



Vor dem «Haus Frieden»,
Maja mit Sylvi und Esti



Rosmi und Esti auf dem Floss



Indianerleben auf dem
Feldberg im Schwarzwald



Im «Landdienst» bei Fritz und Vera



Rosmi und Fritz



Die junge Konfirmandin



Rosmi, Sylvi und Erika mit den Pferden im Bodensee



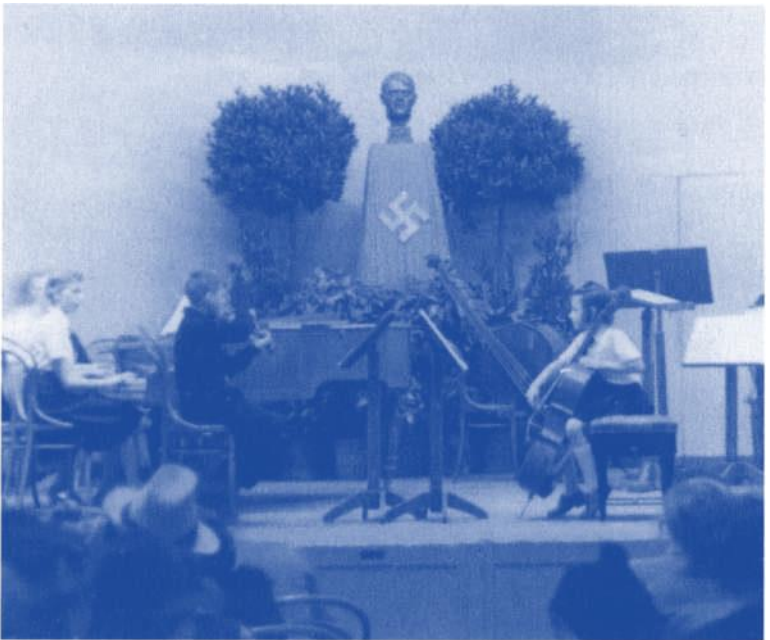
Der Unteroffizier mit «Siegfried» zu Besuch im Garten, Sylvi als Reiterin



Einladung zum 13. Geburtstag von Rosmi (2. o.r.)



Rosmarie als Bratschistin im Jugend-Orchester



Esti als kleiner Cellostar unter der Hitlerbüste



Die Spielschar bei einem Auftritt im Lazarett. Rosmi als Dirigentin (r. aussen)



Die Spielscharführerin



Die verwundeten Soldaten als Zuschauer



Das zerbombte München



Die Arbeitsmaid im RAD



Fritz als Panzersoldat (1944)



Letzte Aufnahme der Familie in Lindau (1945)



Die drei Schwestern hinter dem Stacheldrahtzaun
im Auffanglager in St. Margrethen

Friedenspfeife. Jeder Indianer musste vier Züge in jede der vier Himmelsrichtungen tun und dann die wundervoll geschnitzte Pfeife an den daneben sitzenden Indianer weitergeben. Wir übten uns im Meditieren. Alle mussten lange schweigen können. Nach unendlich langer Zeit durfte jede von uns irgendetwas «Hochphilosophisches» von sich geben.

«Der Weisse Adler ahnt etwas Fürchterliches», begann meine Schwester Sylvi.

Heidi fuhr fort: «Kleiner Bär spürt einen Gewittersturm auf uns zu kommen.»

Ich sagte mit belegter Stimme: «Fliegender Pfeil hatte einen unheimlichen Traum.»

Erika erschreckte uns: «Grosser Bär fand diese Nachricht.» Sie las einen Zettel vor, den die Bande ihres Bruders in den Fensterladen des Badehauses geklemmt hatte: «Ha, ihr elenden Kojoten, bald werden wir den Stamm der Blitzenden Messer ausrotten.»

Wie elektrisiert sprangen wir auf, woher wussten unsere Feinde von unserem Versteck? War unter uns ein Verräter? Wir verteilten uns in alle möglichen Winkel und Nischen, ich kletterte auf das Dach des Badehauses.

Doch zu spät! Schon waren wir umzingelt. Eine Übermacht von grösseren und stärkeren Jungen überfiel uns. Richard, der Anführer, hatte es auf mich abgesehen. Ich kämpfte verzweifelt mit ihm und konnte mich nur noch durch einen Sprung in den kalten See retten.

Zwei Jahre später wurde Richard zu meinem wohlherzogenen Tanzstundenherr im «Lieben Augustin», wo wir trotz Krieg noch zur Tanzstunde gingen. Sogar ein Pianist griff genüsslich in die Tasten und trieb uns an. Das nette Lokal wurde nach der berühmten Lindauer Figur aus H. W. Geisslers Roman benannt.

Zum Abschlussball trug ich ein halblanges altrosa Seidenkleid, das von einer Freundin meiner Mutter aus Amerika stammte und mir von unserer Schneiderin angepasst wurde.

Die Karl-May-Bücher waren in dieser Zeit meine bevorzugteste und angeregendste Lektüre, aus der ich auch die verschiedenen Rituale der Indi-

aner herauslas und sie mit eigenen Erfindungen ergänzte. Ich schrieb eifrig alle indianischen Wörter, die ich bei Karl May finden konnte, in ein kleines Heft und lernte sie auswendig.

Meine Eltern sahen es gar nicht gern, wenn ich stundenlang lesend in «Old Shatterhand», «Old Surehand» oder «Der Schatz im Silbersee» versunken war. Ich erhielt immer wieder neue Karl-May-Bücher von meinem Bruder Peter ausgeliehen. Abends las ich mit der Taschenlampe unter der Bettdecke heimlich weiter. Ich hoffte, dass mein Vater keinen Lichtschimmer in meinem Zimmer entdeckte, wenn er vom Garten aus hinaufblickte.

Ich erinnere mich, wie im dritten Band «Winnetou» der Tod meines Idols beschrieben wird. Das war für mich so schlimm, dass ich den ganzen Sonntagnachmittag heulte und am nächsten Tag die Schule schwänzte.

Ein anderes Buch faszinierte mich auch sehr, es hiess «Das rote U». Darin wird beschrieben, wie ein schwächlicher, kranker Junge lange Zeit eine Bande von Jungen beherrscht. Das unbekannte Rote U gibt sich als ihr Anführer aus und hält die Bande durch unglaubliche Aufgaben in Atem. Gegen Schluss des Buches überlistet der schwächliche Ulrich mit Hilfe der Jungen sogar eine echte Verbrecherbande und gibt sich erst ganz zuletzt als Rotes U zu erkennen. Diese Idee wollte ich nachahmen. Es gelang mir, alle Mädchen unseres Indianerstammes mit immer neuen Zetteln, die ich an den unmöglichsten Orten versteckte oder fallen liess, in Atem zu halten. Das «Schwarze W» stellte den Indianern unseres Stammes auf immer neuen Papierfetzen, stets in anonymer Schreibmaschinenschrift getippt, fast nicht erfüllbare Aufgaben: «Geh ins Lehrerzimmer, entführe ein Heft mit Rechnungsprüfungen und lege es auf die Dachzinne des Schulhauses» oder «Im Zimmer unseres Feindes Richard muss sein Aufgabenheft aus der Schulmappe geklaut und in seinem Cellokasten versteckt werden».

Auch gutherzige Aufgaben mussten meine Indianer erfüllen: «Lege der armen Familie vom Schneider Hotz diesen Geldschein auf den Stuebentisch, ohne dass du gesehen wirst.»

Keines der Mädchen ahnte, dass ich alle Fäden in der Hand hielt. Es war für mich ziemlich anstrengend, vor allem in der Schule, wo ich dauernd mit dieser Aufgabe beschäftigt war. Ich hetzte vom Keller bis aufs Dach, vom Schulhof bis in die Bücherstube von Renate K., und es blieb mir nicht mehr viel Zeit für die Schulfächer. Ich sank mit meinen Noten, ausser in Turnen, Musik und Deutsch, unaufhörlich in die Tiefe.

So beschloss ich dann, das Schwarze W für meine Indianerbande zu enttarnen. Ich weihte das ältere Nachbarmädchen Winifred, das fast schwarze Haare hatte, in meinen Plan ein und bat sie, sich als das Schwarze W zu erkennen zu geben. Es klappte, meine Indianer ahnten nichts. Winifred, die Beste in ihrer Klasse und bisher als langweilige Streberin verschrien, stieg in aller Achtung.

10. März 1944

Betrieb im Haus und Garten: oben Geigenstunden, im Keller Jungmädel, im Garten tobt der Indianer stamm.

Rosmarie ging abends wieder in die Tanzstunde, die im Hotel Reutemann-Lokal «Zum lieben Augustin» stattfindet. Richard ist ihr Tanzstundenherr.

Bei unserer Hof- und Familienschneiderin liess ich ihr ein Seidenkleid meiner Freundin umändern. Ihre Haarfrisur ist immer noch ein Problem, sie könnte sich viel schöner machen.

Die heutige Jugend nimmt alles viel nüchterner. Das Führerinnen-sein ist ihr Ein und Alles.

Der Ritterkreuzträger

Grosse Aufregung, ein gebürtiger Lindauer, Oberst eines Fallschirm-Bataillons, erhielt das Ritterkreuz. Er nahm in einem besonders genialen Streich – so stand es jedenfalls in der Lindauer Zeitung – mit seinen Fallschirmspringern über Nacht die griechische Insel Kreta ein.

Kreta, das war für mich irgendwo sehr weit weg, eine Insel im Mittel-

meer. Aus einem Buch über die griechische Mythologie wusste ich, dass dort der Stiergott Minotaurus verehrt wurde.

Ein glücklicher Zufall: Meine Mutter war mit der Mutter des Ritterkreuzträgers schon lange gut bekannt. Deshalb durften wir Schwestern dem «Helden» einen persönlichen Besuch abstatten.

Ich stellte ihn mir unwillkürlich als Minotaurus vor und war fast enttäuscht, dass er ganz normal aussah und sehr jugendlich wirkte.

Wir schenkten ihm eine Praline-Schachtel, und er fragte uns, ob wir einen Wunsch hätten. Natürlich hatten wir insgeheim darauf gewartet und platzten sogleich damit heraus: «Wir hätten so gerne Reitstunden und dachten, ob das nicht in der Kaserne möglich wäre.»

Der Ritterkreuzträger machte es möglich.

Er verabredete sich mit uns am nächsten Tag in der Kaserne auf der hinteren Insel. Alles stand vor unserem Minotaurus stramm, und wir liefen stolz hinter ihm her. Ein Unteroffizier wurde zu unserem Reitlehrer ernannt.

«Dass Sie die Reitstunden aber ernst nehmen, die Mädels sind begabt und ausserdem mit mir befreundet. Also zweimal pro Woche sollten Sie das einrichten.»

«Zu Befehl, Herr Oberst, wird gemacht!» Der Unteroffizier schlug seine Hacken zusammen und stand vor dem Ritterkreuzträger stramm.

Von da an standen uns die Pferde in der Kaserne tatsächlich für Reitstunden zur Verfügung, und das mitten im Krieg! Es war kaum zu glauben.

Sylvia, ich und unsere Freundin Erika lernten bei dem netten Unteroffizier ganz ordentlich reiten. Meine Eltern fanden, Esti sei noch zu klein. Wir durften auch über Hindernisse springen, was ich besonders aufregend fand, so aufregend, dass mir dabei immer die Spucke im Mund wegblieb.

Im Sommer ritten wir auf unseren Pferden zusammen mit einigen Kavalleriesoldaten, natürlich unter Aufsicht des Unteroffiziers, an eine

besonders geeignete flache Stelle am See. In der so genannten «Schwemme» am Schachener Ufer wurden die Pferde abgesattelt, und wir Mädchen saßen in unseren Badeanzügen auf den nackten Pferderücken. Auch die Soldaten hatten ihre Uniform abgezogen und nur eine Badehose an.

Das erste Mal war es ein unheimliches Gefühl, als Siegfried, mein Pferd, sich plötzlich steil gegen das Wasser hin aufrichtete und zu schwimmen begann. Die Zügel behielten wir locker in der Hand, um die Pferde nach einer etwa 20-minütigen Schwimmzeit wieder ans Ufer zurückzudirigieren.

Es ist unbeschreiblich herrlich, auf einem Pferd in den weiten Bodensee hinauszuschwimmen, unvergesslich dieses Gefühl der Lebenslust und Freiheit.

Als ich wegen Scharlach sechs Wochen zuoberst im Haus in meinem Zimmer isoliert war, tauchte zu meiner grossen Überraschung Siegfried mit dem Unteroffizier in unserem Garten auf. Voll Freude warf ich für Siegfried einige Würfelzucker auf die Wiese hinunter.

Da hörte ich meine Mutter ganz aufgeregt meinen Schwestern zurufen: «Nämed de Zucker ja nöd i d Hand, susch stecked ir eu no aaü»

Doch zu spät, sie hatten die Zuckerstückchen schon auf der flachen Hand und hielten sie Siegfried hin.

Er bekam jedenfalls nicht Scharlach, dafür aber Esti, kaum war ich genesen. Als sie nach sechs Wochen Quarantäne wieder auf den Beinen war, kam Dieter an die Reihe. Ob die Ansteckung durch den Würfelzucker geschah, bleibt ein Rätsel.

Im Verlauf des Krieges wurden unsere Pferde und auch der Unteroffizier an die Front beordert. Unsere Reitstunden, die wir dem Ritterkreuzträger verdankten, fanden damit leider ein Ende.

25. August 1941

Nach dem Abendessen erschien Frau Sch. mit ihrem Sohn, dem Ritterkreuzträger. Gleich machte er mit Rosmarie Speerwerfen, die 2 verstan-

den sich prima. Ein sehr urchiger, charmanter Mann u. seine Mutter ein Original.

11. April 1942

Rosmarie ist eine leidenschaftliche Reiterin, alle Soldaten müssen ihr ihre Pferde leihen, – alle Offiziere bestürmt sie, sie ist direkt schon überall bekannt.

28. Mai 1942 (mein Geburtstag)

Rosmarie erlebte gestern die grosse Freude, dass ihr Reitpferd «Siegfried» samt dem Reitlehrer auf die Wiese kam u. sie die beiden aus ihrem Fenster sehen konnte. Sylvi durfte aufs Pferd, ich knipste die ganze Sache. Rosmarie, die Ärmste, muss wegen ihrem Scharlach 6 Wochen in ihrem Zimmer eingesperrt bleiben.

Heute kam noch viel Geburtstagspost für mich. Zur nachträglichen Geburtstagsfeier ruderte ich mit den Kindern auf dem «kleinen See» herum. Dieterlein zum ersten Mal. Schön wars! Ein grosser Überraschungstag, auch für Rosmarie.

20. Juni 1942

Was für ein Glück Rosmarie gestern hatte, – sie traf Oberst Sch. an (ihr Mannideal) u. dieser nahm sie zu einem Vortrag mit, den er über seine Erlebnisse in Kreta hielt.

«Kleinchen»

Eines Tages wurden wir nach der Schule von meiner Mutter mit einer freudigen Nachricht empfangen: «Hüt Namitag törfed ir eu i de neue Bücherstube vo de Renate K. es Buech usläse.»

Das war spannend. Die Bücherstube lag in der Bindergasse, genau gegenüber dem Haupteingang unserer Mädchen-Oberschule.

Wir radelten an unserem freien Nachmittag in die Altstadt und betrachteten neugierig die Bücherstube. Zuerst bewunderten wir die schönen Auslagen in den Schaufenstern, und dann traten wir ein. Es waren

zwei gemütliche kleine Räume in einem alten Haus. Eine junge, reizende Frau begrüßte uns.

«Ihr seid sicherlich die drei Töchter von Frau M.? Eure Mutter hat mir bereits von euch berichtet, auch dass ihr Leseratten seid.»

Wir waren ganz begeistert von der hübschen, lebhaften Person, die aus Wuppertal im Rheinland stammte.

«Nun schaut einmal nach, was für ein Buch euch gefällt.»

Mich zog es zu den Pferdebüchern, aber auch zu Geschichten über Kinder, die in Afrika oder Amerika aufwuchsen. Sylvi vertiefte sich in Berichte über Kinder, Familien, Tiere und ihre Abenteuer, und Esti freute sich über allerlei Kinderbücher, die auch hübsch illustriert sein mussten.

Die Bücherstube wurde von nun an zu unserem Zufluchtsort. Renate, der wir bald den Spitznamen «Kleinchen» gaben, war immer für uns da. Wenn wir unser Herz ausschütten wollten, von unangenehmen Erlebnissen in der Schule und auch sonstige erzählen wollten, war sie immer ganz Ohr. Sie konnte gut zuhören, besser als meine Mutter, schien mir.

Kleinchen war nun sehr oft bei uns zu Hause als gerngesehener Gast und wurde in all den Kriegsjahren zu einer wirklichen Freundin. Als ich schon älter war, lud sie mich einmal am Abend zu sich ein und versuchte, mir die Augen zu öffnen.

«Weisst du, Rosmi, es ist nicht alles so rosig und gut, wie es in Deutschland dargestellt wird. Ausser deiner Tätigkeit bei den Jungmädeln, die du gerne machst und mit der du keinerlei politische Probleme hast, gibt es viel, viel Trauriges und unaussprechliches Leid bei vielen Menschen.»

Ich wusste damals noch nicht Bescheid über die düsteren Seiten des Nationalsozialismus. «Du meinst die vielen Kriegsopfer und Besetzungen der besiegten Länder? Ich habe mit meinem Vater darüber gesprochen.»

«Nein, ich meine noch ganz anderes, was meistens verschwiegen wird.»

«Was denn?», wollte ich wissen.

«Es wird viel Schreckliches von Adolf Hitler und seinen direkten Mitarbeitern wie Göring, Goebbels, Hess, Speer und vor allem Himmler vor der deutschen Bevölkerung vertuscht.»

«Das kann nicht sein, das glaube ich nicht, woher weisst du das?», fragte ich Kleinchen.

«Es gibt wenige Menschen in Deutschland, die den Durchblick haben. Sie wagen es nicht, laut darüber zu sprechen, weil sie sonst auch im KZ verschwinden.»

«Was ist ein KZ?», fragte ich sie.

«KZ ist die Abkürzung für Konzentrationslager. Dort werden alle politischen Gegner eingekerkert. Aber vor allem auch die jüdische Bevölkerung aus Deutschland und aus den besetzten Ländern, und oft werden sie auch umgebracht.»

Ich hörte mir Kleinchens Ausführungen an, konnte aber nicht recht glauben, dass Hitler und seine Leute zu solchen Taten fähig waren.

«Rosmi, ich habe zu dir als Freundin gesprochen, und du weisst, dass dieses Gespräch unter uns bleiben soll.»

«Du kannst dich auf mich verlassen», antwortete ich.

«Ich werde den Führer persönlich fragen, ob das alles wahr ist.» Kleinchen war entsetzt. «Tu das nicht, das ist gefährlich.»

Sie hatte Recht, aber ich habe es mir trotzdem fest vorgenommen, denn ich wollte die Wahrheit erfahren.

Als ich Scharlach hatte und mich für sechs Wochen in Quarantäne befand, besuchte Kleinchen mich fast jeden Tag oben in meinem Zimmer und brachte mir immer wieder ein Buch mit. Ausser ihr, die keinerlei Angst vor Ansteckung hatte, kamen nur meine Eltern, Hanni, unsere Köchin, die bereits einmal Scharlach hatte, und der Hausarzt Dr. E. zu mir hinauf. Alle mussten anschliessend die Hände in einer Desinfektionslösung waschen.

Für die Geschwister und Freundinnen war es strengstens verboten, zu mir hinaufzukommen.

Ich beschäftigte mich vor allem mit meinen vielen Papierpuppen, die ich aus Modeheften ausschchnitt. Mit ihnen führte ich auf der Bettdecke

Theaterstücke auf, die ich erfand und teilweise auch in einem Heft aufgeschrieben habe.

Mein rührender Vater legte mir jeden Morgen die Fortsetzung einer Zukunftsvision aufs Bett, die er nach dem Gute-Nacht-Sagen auf seiner Schreibmaschine tippte.

Die Geschichte spielte nach meinem Wunsch in Afrika. Eine Karin, das war damals mein absoluter Wunschnamen, sammelte frühmorgens Kinder aus verschiedenen Farmen ein und ritt mit ihnen zu einem einsamen Haus mitten in der Steppe. Dort musizierte sie mit den Kindern, erzählte Geschichten und spielte mit ihnen Theater. Natürlich wurde auch geturnt und getanzt.

Abends ritten alle Kinder auf ihren Ponys und kleineren Pferden, von Karin begleitet, wieder zu den verschiedenen Farmen zurück. So etwa stellte ich mir meinen späteren Beruf vor, den ich «Kolonialkindergärtnerin» nannte.

Schularbeiten, die mir während der Scharlachzeit gebracht wurden, machte ich sehr ungern und drückte mich davor.

Die politische Realität, so wie sie mir von Kleinchen beschrieben worden war, verdrängte ich. Auch von Kriegsberichten wollte ich während der Scharlach-Isolation nichts wissen.

Kleinchen, unsere liebe Freundin, besuchte uns all die Jahre nach dem Krieg immer wieder. Bei allen Familienfesten tauchte sie auf, immer fröhlich, lebhaft und anhänglich. Wir machten zusammen noch eine Reise durch Nordwest-Indien, ritten auf Kamelen und bewunderten die herrlichen Paläste der Maharadschas und den Taj Mahal. Im geliebten Bodensee ertrank sie beim Schwimmen, sie erlitt einen Herzinfarkt.

Landdienst – Fritz

In den Kriegsjahren mussten wir alle während der Sommerferien einen Landdienst ableisten. Im ersten Jahr wurde ich in der Nähe von Lindau zum Hopfenzupfen auf einen Bauernhof abkommandiert. Es war heiss,

langweilig und dreckig. Für einen vollen Korb mit Hopfenblüten erhielt man eine Metallmarke. Abends wurden die Metallmarken gezählt. Für eine Marke erhielt man, soweit ich mich erinnere, eine Reichsmark. Da ich nicht sehr fleissig war, verdiente ich nicht so viel wie einige meiner Klassenkameradinnen.

Nach einer Woche kam ich zum Entsetzen meiner Mutter mit Flöhen und Läusen zurück. Mein Vater konnte es arrangieren, dass ich während der nächsten Jahre meinen Landdienst im privaten Betrieb von Tante Alex, der Mutter meiner Freundin Vera, in Darmstadt ableisten durfte.

Es war allerdings recht streng. Morgens wurden Vera und ich spätestens um 6 Uhr geweckt. Dann mussten wir den ganzen Morgen im Garten oder auf dem Feld arbeiten.

«Vera, du kannst jetzt die Schafe melken, und du, Rosmi, die Böppelchen aufsammeln», nuschelte Tante Alex in einer mir unverständlichen Sprache, von der ich nur die Hälfte verstand und deshalb vieles falsch machte.

Schafböppelchen einsammeln hiess für mich, mit einem Eimer und einer Schaufel auf der Wiese alles, was die Schafe übrig gelassen hatten, mühsam aufzulesen. Aufgrund des sprachlichen Missverständnisses warf ich den Inhalt der Eimer auf den Misthaufen. Tante Alex war ziemlich erbost, sie wollte die Böppelchen auf einem abgesonderten Platz als speziell guten Dung beim Anpflanzen verwenden.

Diese landwirtschaftlichen Arbeiten langweilten mich, trotzdem versuchte ich, es mir nicht anmerken zu lassen. Vera und ich vertrieben uns die Arbeitszeit meistens mit Singen. Beim Bohnenpflücken, das viele Stunden dauerte, hatten wir den Ehrgeiz, immer neue Lieder zu singen, ohne je eines zu repetieren. Die mehrstimmigen Lieder und Kanons brachten wir uns gegenseitig bei, wir kannten sie von den Jungmädeln und von der Spielschar.

Auch abends sangen und musizierten wir am Klavier wild drauf los oder rezitierten in jugendlich pubertärer Art und Weise Rilkes «Cornett» oder «Konradin reitet» von Gmelin. Wir versuchten auch Gedichte von

Tante Alex als Lieder mit Klavierbegleitung zu vertonen. Besonders gut gelungen schien mir die von uns komponierte Melodie und Begleitung zum Gedicht: «Durch den roten Wald da will ich reiten, raschelnd durch das Laub der Fuchs soll gleiten ...»

Tante Alex, die Dichterin, war gleichzeitig eine begeisterte Hitler-Anhängerin. Ich konnte mir das nicht recht zusammenreimen, denn in den späteren Kriegsjahren begann ich bereits leise am Naziruhm zu zweifeln. Sie und auch Onkel Fritz waren glühende Richard-Wagner-Verehrer, und abends hörten wir oft Aufnahmen von «Parsifal», dem «Fliegenden Holländer» und anderen seiner Opern.

Zu Hause kam ich kaum mit der Musik von Wagner in Berührung, denn auch mein Vater war mit seiner Musik nicht sehr vertraut. Wir besaßen einen Grammophon und einige Platten, darunter auch das Vorspiel zu Wagners «Meistersinger».

Fritz, der zwei Jahre ältere Bruder von Vera, war zu dieser Zeit irgendwo im Landdienst. Einmal kam er auf Urlaub, und da spürte ich plötzlich, dass er sich ganz anders als früher für mich interessierte. Er wollte immer neben mir sein, mit mir plaudern und Ringkämpfe machen. Die Ringkämpfe fanden im Luftschuttkeller auf Matten statt. Wir nahmen uns in den so genannten Schwitzkasten, indem wir die Arme ganz fest um den Hals des anderen pressten. Einer von uns fiel dann zu Boden, der andere kniete auf dem Besiegten und musste ihn so lange mit beiden Schultern auf den Boden drücken, bis Vera als Schiedsrichterin auf zehn gezählt hatte.

Durch mein Training beim Indianerspiel war ich eine geübte Ringkämpferin und ziemlich gewandt. Es war mir fast peinlich, dass ich manchmal den zwei Jahre älteren Jungen besiegte, der aber genauso gerne wie ich im Schwitzkasten, eng an die Brust gedrückt, ausharrte.

An einem heißen Sommerabend beschlossen wir drei, alle nebeneinander auf Matratzen draussen auf der Terrasse zu übernachten. Ich lag in der Mitte. Fritz rollte immer von seiner Matratze ganz nahe zu mir. Ich wusste nicht recht, wie ich mich verhalten sollte, spürte aber seine Nähe und seinen Atem ganz gerne.

Wir wurden durch einen ungeheuren Feuerschein am Himmel und ein Brummen und Dröhnen aufgeschreckt. Es war der erste grosse Luftangriff auf die Stadt Frankfurt, den wir in dieser Nacht von Ferne miterlebten.

Der Luftangriff wollte kein Ende nehmen. Onkel Fritz, der zufällig gerade im Urlaub war, holte uns in den Keller. Darmstadt ist diesmal noch verschont geblieben. Ein Jahr später wurde Darmstadt in einer Nacht, in der unendlich viele Brandbomben fielen, völlig zerstört. Das Haus meiner Freundin, das ausserhalb der Stadt lag, blieb verschont.

Fritz meldete sich freiwillig zum Militär, wie so viele Jungen in seinem Alter. Das Abitur wurde dann ein bis zwei Jahre vor dem offiziellen Schulabschluss allen Freiwilligen ohne Prüfung geschenkt. Viele waren froh darüber, entkamen sie doch der lästigen Schule. Die Jungen wollten Helden sein und für ihr Vaterland und auch für den Führer kämpfen.

Fritz wurde als Panzergrenadier in Böblingen bei Stuttgart ausgebildet.

25. Juli 1943

Um 4 Uhr erschien Fritz M., ein sehr netter Jüngling von 18 Jahren. Rosmi u. Fritz sind beständig auf der Fahrt u. viel im Bodensee.

Im Garten unter dem Kastanienbaum waren wir 10 Personen zum Mittagessen, wie in früheren Zeiten.

27. Juli 1943

Morgens 7.30 verabschiedete ich meine grosse Tochter u. Fritz, die zwei haben es doch schön, so unbeschwert zogen sie los [zum Landdienst nach Darmstadt]. Ich erinnere mich auch an solche Zeiten aus meiner Jugend.

Luftschlösser

Der Russlandfeldzug

In der Nacht, nachdem uns mein Vater beim Zubettgehen sagte, dass morgen der Krieg mit Russland beginnen würde, hatte ich einen merkwürdigen Traum: Aus irgendeinem Grund musste mein Vater nach Berlin. Als er zurückkam, erzählte er uns, dass er in der Reichskanzlei zusammen mit anderen Leuten von Adolf Hitler empfangen worden war. In meinem Traum fragten wir ihn sofort genau aus.

«Wie war das, warum wurdest du eingeladen, und fandest du den Führer sympathisch?»

Mein Vater wand sich um die Antworten herum, das spürte ich genau. Es tönte etwa so: «Es wurden einige Leiter der Industrie eingeladen, darunter auch ich. Wahrscheinlich wollte man uns mit diesem Besuch eine besondere Anerkennung zuteil werden lassen, weil in den Fabriken gute Arbeit geleistet wird.»

«Aber in deiner Fabrik werden doch keine besonderen Sachen fabriziert, oder?», fragte ich.

«Nein, das nicht, aber in den U-Booten brauchen sie vermehrt die von uns entwickelten Tiefkühlaggregate.»

«Damit sie monatelang ihr Essen mitführen können?» Und Sylvia fügte bei: «Deshalb brauchen sie eure Fabrik, und du wirst geehrt.»

In meinem Traum fragte die kleine Esti: «Wie war denn der Händedruck mit dem Führer?»

Mein Vater antwortete eher verlegen: «Es war nicht besonders feier-

lich. Wir standen in einer Reihe, dann kam der Führer auch bei mir vorbei, drückte mir die Hand, murmelte etwas und ging sogleich zum Nächsten.»

«Hat er dir in die Augen geschaut?», wollte Esti wissen.

«Ich denke schon, aber es hat mir keinen grossen Eindruck gemacht», antwortete mein Vater.

Aus diesem Albtraum erwachte ich ganz erschöpft und verschwitzt. Ich stieg die Treppe hinunter ins Schlafzimmer meiner Eltern. Ich hörte meinen Vater leise schnarchen und berührte ihn sanft an seiner Schulter.

«Papi, ich habe so verrücktes Zeug geträumt, ich weiss gar nicht mehr, was los ist.»

Mein Vater hörte sich meinen Traum an, wollte mich beruhigen und sagte ganz leise, damit meine Mutter nicht erwachte: «Ich verstehe dich, du bist ganz durcheinander, ich hätte euch vom kommenden Russlandfeldzug nichts erzählen sollen.»

Er begleitete mich nach oben, und als ich mich wieder in meinem Bett einkuschelte, strich er mir über den Kopf.

«Rosmi, mach dir nicht zu viele Gedanken über den Krieg, du sollst glücklich bleiben und Marni und deinen Geschwistern viel Halt geben.»

Seine Worte beruhigten mich.

Von wem mein Vater etwas vom beginnenden Russlandfeldzug erfahren hatte, sagte er uns allerdings nicht. Ich erinnere mich aber, dass Papi in den kommenden Tagen sehr ernst und nachdenklich wirkte und sofort die Napoleon-Bände heraussuchte. Darin studierte er die Schlachten gegen Russland, wo die Franzosen den Winter nicht überstanden hatten und sich zurückziehen mussten. In seinem unglaublichen Optimismus glaubte er 1941 sicherlich noch, dass der von Hitler angezettelte Krieg bald einmal ein Ende nehmen würde.

Meine Mutter glaubte wahrscheinlich weniger daran. Sie musste, wie alle Familien in Deutschland, Mäntel, Decken und warme Sachen für die Soldaten an der Front spenden. Andere Frauen strickten Dutzende war-

mer Socken für die armen frierenden Soldaten in Russland. Meine Mutter konnte nicht gut stricken, deshalb spendete sie ihren Pelzmantel. Wir Kinder bastelten bei den Jungmädeln Spielsachen für Kriegswaisen und bemalten Kerzen für die Soldaten an der Front.

Trotzdem ging unser Leben noch im alten Muster weiter. Wir spürten nicht, dass die Kohlen knapp wurden und es auf den Lebensmittelkarten weniger Punkte für Fleisch, Butter, Zucker und andere Esswaren gab. Dank den Beziehungen meines Vaters zu Bauern in der Umgebung von Lindau konnten wir immer noch besondere Sachen essen, die den Speisezettel bereicherten.

Wir erfuhren von unserer Mutter, wenn sie von Besuchen aus der Schweiz zurückkam, dass die Menschen dort viel mehr Kohlen sparen mussten als wir und dass es in ihren Wohnungen wirklich kalt und ungemütlich war. Sogar die Esswaren wurden mit der Zeit in der Schweiz fast knapper als bei uns. Deshalb mussten viele unserer Schweizer Bekannten in ihren Gärten Kartoffeln und Gemüse anpflanzen.

Mein Vater, der eher stattlich war und uns Kindern besonders in der Badehose dick erschien, ass seiner Familie zuliebe immer weniger und bekam mit der Zeit starke Gesichtsfalten. Auch schlotterten seine Hosen, stellte ich fest und genierte mich etwas.

Der Vormarsch der Deutschen Armeen in Russland liess sich am Anfang wie überall in den früheren Feldzügen gegen Polen, Holland, Belgien und Frankreich glorios an. Täglich ertönten aus dem Radio die Fanfaren, welche eine neue Siegesmeldung mit den Erfolgen im Russlandfeldzug ankündigten. Im Laufe der späteren Monate wurden es allerdings immer weniger euphorische Siegesmeldungen, bis dann zwei Jahre später, im Winter 1943, das furchtbare Ende mit Stalingrad kam.

Mein Vater sass viel mit Angestellten aus seiner Fabrik, welche Soldaten im Urlaub waren, zusammen, meist bis tief in die Nacht hinein. Wir Kinder durften dann nicht stören, nur kurz Gute Nacht sagen.

Er wollte sich seine zunehmenden Bedenken und Sorgen, wie alles weitergehen würde, nicht anmerken lassen. Seine Kinder sollten unbelastet und fröhlich aufwachsen können, und seine Frau verwöhnte er, so gut er konnte. Er musizierte weiterhin mit uns und ein- bis zweimal in der Woche abends mit seinem Streichquartett. Er gab uns Zuversicht und inneren Halt.

Meine Mutter hingegen war oft verzweifelt über die Zustände im Krieg und äusserte ihren Unmut laut. Als Schweizerin wurde sie hin- und hergerissen vom Wunsch, nicht in einem Kriegsland leben zu müssen, und der Tatsache, dass sie, ihr Mann und ihre Kinder nicht mehr aus Deutschland wegkonnten.

Niemand konnte damals voraussehen, was Adolf Hitler vorhatte. Auch mein Vater wurde von der Politik des Dritten Reiches überrumpelt. Er unterstützte, so gut er konnte, seine zwei Brüder mit ihren Familien, die im Elsass lebten und nun wieder Deutsche waren. Einem Vetter von uns, der lange in Südfrankreich im französischen Militär war, konnte mein Vater zu einem Studium in Deutschland verhelfen.

22. Juni 1941 (Sonntag)

Ganz früh morgens lag schon eine Unruhe in der Luft u. wirklich meldete das Radio, dass nun noch Krieg mit Russland sei. Die Russen waren falsch? Riesenmengen von Soldaten auf beiden Seiten u. eine Front von Narvik bis hinunter zum Schwarzen Meer. Nun gibt's noch keinen Frieden in diesem Jahr. Zu einem Ausflug, zum Pläne machen oder zum Briefe schreiben, war man nicht mehr fähig.

Ich ging gegen 5 Uhr noch zum Sportplatz, wo Siegerehrung war. Rosmarie war scheint's die Beste im Speerwerfen. Eine tropische Hitze brannte.

24. Juni 1941

Heute mit Mali wieder im Kino, hauptsächlich wegen der Wochenschau. Schaurige u. zugleich gewaltige Kriegsbilder u. Eindrücke u. dazu das Dröhnen der Geschütze u. Flieger. Man meint zu träumen u. kann es sich

nicht vorstellen, dass es Wirklichkeit ist, – besonders wenn man in der bezauberndsten Mondnacht heimwandert.

18. Juli 1941

Die grösste Schlacht der Weltgeschichte ist zur Zeit in Russland im Gang. 9 Millionen Menschen kämpfen, man kann sich so etwas gar nicht ausdenken – und hier bei uns ist es so friedlich.

Heldentod

An einem schönen, föhnigen Sommertag sass ich auf dem Fenstersims und liess die Beine über das Vordach baumeln. Mein Zimmer lag zuoberst im Haus, und von hier aus hatte man die schönste Aussicht. Eigentlich war es ja das Zimmer meines Bruders, aber da Peter nun sein Studium in München an der Universität begonnen hatte, musste er sein Reich weiterhin an mich abtreten.

Auch heute sah man den See und die gegenüberliegenden Berge der Schweiz mit dem Säntis, der ganz oben noch mit etwas Schnee bedeckt war.

Ich hörte, wie jemand an meine Zimmertüre klopfte. Meine Freundin Erika kam herein. Sie hatte verweinte Augen und fand zuerst kaum Worte.

«Heute ist ein Paket in einem schwarzen Papier eingewickelt von der Front gekommen. Darin fanden wir die goldene Uhr meines Vaters und noch einige persönliche Sachen von ihm. Kein Schreiben war dabei. Wir denken an das Schlimmste.»

Sie schluchzte, und ich war ihr gegenüber so hilflos, wie Kinder manchmal sind, wenn etwas Unfassbares in ihr Leben tritt. Ich konnte Erika kaum trösten, wir zitterten beide.

Ihr Vater war etwas jünger als meiner und stellte sich gleich zu Beginn des Krieges als Hauptmann der Reserve zur Verfügung.

Der Krieg war für mich plötzlich ganz nahe.

Ich spürte ihn auf meiner Haut, als ich so neben meiner Freundin stand.

Erikas Familie erfuhr einige Zeit später, dass ihr Vater als Major bei den Pionieren gefallen war. Es ging auch ein Gerücht durch Lindau, dass er von einem Heckenschützen erschossen wurde. Bei der Abdankung in der Kirche hörte ich wieder die Melodie «Ich hart' einen Kameraden. Ich konnte es kaum aushalten, alles tat mir weh».

Im Laufe der nächsten Jahre kehrten viele junge und ältere Soldaten, darunter Freunde und Bekannte, die an unserer Strasse wohnten, nicht mehr zurück. Ich zählte manchmal die Familien mit ihren gefallenen Vätern und Söhnen. In einigen Häusern gab es gleich zwei Gefallene.

Die kaum älteren Freunde von Peter aus dem Haus uns gegenüber, die früher viel mit uns im Garten gespielt hatten, vermissten wir besonders. «Lutz ist als junger Kriegsheld für den Führer und das Vaterland gefallen», meinte seine Mutter und weinte.

In der Wohnung darunter wohnte früher der junge Hansi F., der als Flieger abstürzte. Seine Mutter war eine Schweizerin wie meine. Vorne an der Strasse im Haus von Kapitän H. sind in der oberen Wohnung beide Söhne der Familie B. gefallen. Der Sohn vom Fischer Stefan wurde in Russland vermisst.

In der Villa «Elena» am Schachener Seeufer, wo wir zusammen mit unseren Freundinnen so viele lustige Faschingsfeste erlebten und unser Indianerstamm öfters im Park herumtoben durfte, kehrte nun auch großes Leid ein. Der Vater unserer Freundinnen Susi, Christel und Dorli kehrte nicht mehr zurück. Er war nicht an der Front gefallen, sondern durch einen Bombenangriff auf Salzburg, wo er als Offizier dafür sorgen musste, dass Menschen in der Altstadt rechtzeitig den Luftschutzbunker erreichten.

Unsere drei Freundinnen hatten noch einen älteren Bruder, «Jockel», den wir aber selten sahen. Er sollte kurz vor Kriegsende als schwächlicher 16-Jähriger auch noch zum Volkssturm, wurde aber von einem menschenfreundlichen Offizier wieder nach Hause geschickt. Die jüngste Schwester Rotraud wurde erst bei Kriegsbeginn geboren und hat ihren Vater, wie viele andere Kriegskinder, nur wenn er auf Urlaub heimkam, kennengelernt.

Die grosse, ziemlich verlotterte Jugendstilvilla füllte sich mit den Verwandten der Familie, mit vielen Cousins und Vettern, die aus Berlin und anderen Grossstädten in das vom Krieg verschonte Lindau kamen.

Ich war wieder einmal so dankbar, dass mein Vater «unabkömmlich» war. Es gab mir die Gewissheit, dass er nie in den Krieg musste. Ich fühlte mich dadurch sicher. Meine Freundinnen, die ihre Väter oder älteren Brüder im Krieg verloren hatten, taten mir unbeschreiblich Leid. Ich empfand es als Ungerechtigkeit, dass einige Familien im Krieg ihre Angehörigen verlieren mussten und andere Familien verschont blieben.

Die Trauer um mich herum bedrückte mich immer stärker.

Warum wohl unsere Familie von allem Kriegselend bisher nicht betroffen wurde?

Allmählich begann ich zu verstehen, warum man in Deutschland immer von den Kriegshelden sprach, die einen besonderen Tod hatten, nämlich den Heldentod. Sie mussten nicht einfach gewöhnlich sterben wie andere Menschen, die eine schlimme Krankheit hatten oder einen Unfall, oder denen einfach das Herz zu schlagen aufhörte, ohne Krieg. Nein, sie haben ihr Leben ganz bewusst aufs Spiel gesetzt, für «Führer, Volk und Vaterland», wie ich es immer zu hören bekam.

In früheren Zeiten gingen die Menschen für Könige, Kaiser oder Päpste in den Tod. Immer waren sie Helden, oder doch nicht?

15. Juli 1941

Ich bin ganz mitgenommen von der traurigen Nachricht, dass Herr St. gefallen ist – schon vor 14 Tagen u. die Angehörigen ahnten es nicht. Erst heute kam der Brief. Peter muss in Davos den Bruder St. benachrichtigen. Die armen Kinder. Ach dieser mörderische Krieg.

Alles, alles ist im Osten.

14. September 1941

Heute Mittag war wieder ein Gedächtnisgottesdienst für 2 Söhne einer Familie an unserer Strasse. Mali spielte ein herrliches Cellostück zu dieser ersten Feier.

26. August 1942

Es ist unendlich traurig, dass Frau R. nun einen zweiten Sohn an der Front verloren hat. Der gute Opa Frey kam daher u. war auch so geknickt.

25. August 1943

Wieder eine sehr traurige Nachricht, Hansi F, der frühere Schul- u. Jugendfreund von Peter, ist als Flieger ums Leben gekommen, so ein frischer, strahlender Kerl, ein Jammer ist. Arme Eltern!

19. November 1943

*Ich besuchte Frau K, um zum Tod ihres Mannes zu kondolieren. Nun ist der Tod nochmals an unserer Strasse eingekehrt. Lutz G. ist in Russland gefallen, der nette, frohe Mensch, der Freund von Peter. Es ist einfach arg, dieser unselige Krieg.
Zu was?*

21. November 1943

Heute waren wir alle in der Kirche, eine Gedenktafel für die Gefallenen wurde eingeweiht. Mali verschönerte die Feier mit Cellospiel. Das Herz tut einem weh, wenn man an diese Jugend denkt, die schon tot ist.

Das Luftschloss

Als wir älter wurden und allmählich aus dem Indianeralter herauswuchsen, bildete sich aus unserem Indianerstamm ein harter Kern, der sich nach und nach immer stärker für politische Fragen interessierte.

Zum harten Kern gehörten meine Schwester Sylvi, meine Freundinnen Erika, Susi, Marlis und vor allem Heidi. Heidi wuchs vaterlos in einer Umgebung auf, die Hitler und dem Dritten Reich äusserst kritisch und ablehnend gegenüberstand. Sie hörte in ihrer Verwandtschaft immer wieder von neuen Schreckenstaten der Nazis und berichtete uns davon. Wir waren entsetzt und konnten es einfach nicht glauben, dass der «Führer» verbrecherisch handeln sollte.

Durch das Gespräch mit Kleinchen, wo sie mir klarmachen wollte, dass im Hitlerreich einiges nicht stimmte, war ich bereits sensibilisiert.

Wir entschlossen uns deshalb, zu Hitler nach Berlin zu reisen und ihm persönlich Fragen zu bestimmten Ereignissen zu stellen, deren Klärung wir erhofften. Wir wollten ihm auch ins Gewissen reden, dass es so, wie es jetzt in Deutschland läuft, nicht gut sei. Unsere hauptsächlichen Fragen waren: Warum die Kirche und der Religionsunterricht bekämpft werden, warum der Krieg immer mehr ausgedehnt wird und so viele Soldaten umkommen, warum nur die Blonden und Blauäugigen zur besten Rasse gehören sollten und warum die Menschen und die Kultur in unseren besiegten Nachbarländern, in Frankreich, Holland und in der Tschechoslowakei, nichts wert sein sollte. Vom Ausmass der Judenverfolgungen wussten wir noch sehr wenig, und deshalb gab es keine Fragen zum KZ.

Heidi ermahnte uns zu strengster Verschwiegenheit, und wir legten ein Gelöbnis ab, mit niemandem, auch nicht mit unseren Eltern über unseren Plan zu sprechen.

Aber wie sollten wir die Reise nach Berlin zu Hitler finanzieren? Unmöglich konnten wir unsere Eltern um Geld bitten, dann käme ja alles aus.

Mir kam die Idee, eine Zeitschrift zu verfassen, zu drucken und zu verkaufen. So konnten wir Geld für unsere geheime Reise nach Berlin sparen.

Gesagt, getan! Der Zeitschrift gaben wir den Namen «Das Luft-

schloss», dies entsprach am ehesten unserer Absicht, ohne allzu viel zu verraten.

Jedes Mitglied aus unserem Geheimbund und auch Uneingeweihte aus dem Indianerstamm mussten harmlose Aufsätze über alles Mögliche verfassen. Auch Gedichte waren erwünscht und natürlich verschiedenste Zeichnungen.

Nun stellte sich allerdings das Problem, wie wir unsere Zeitschrift drucken konnten. Wir hatten wohl eine Schreibmaschine zum Tippen, aber keine Druckmaschine. Irgendjemand kam auf die geniale Idee des Hektographierens. Wir erwarben geleeartige Platten, auf die unsere Originalseiten gepresst wurden, die wir mit einer violettfarbenen Spezialtinte beschrieben.

Herrlich, nun konnten wir tatsächlich selbst Druckabzüge herstellen, so viele, wie die Platte hergab. Je nachdem sind uns 30-50 Blätter pro Originalseite gelungen.

Glücklich betrieben wir nun unsere Druckerei in meinem Zimmer. Bald verfärbte sich alles blauviolett. Die Türklinken, die wir mit unseren verfärbten Fingern anfassten, Stühle, Tischplatten, Kleider und sogar Bettbezüge. Das Luftschloss gedieh, aber meine Mutter verzweifelte. Die giftige blau-violette Farbe liess sich mit keinem Mittel mehr entfernen.

Luftschloss-Heft Nr. 1 war geboren. Es enthielt sechs Doppelseiten. Stolz verkauften wir ein Exemplar zu 50 Pfennigen.

Alle unsere Bekannten und Freunde wollten die erste Luftschloss-Ausgabe haben. Bald folgte die Ausgabe Nr. 2.

Die Druckerei in meinem Zimmer arbeitete auf Hochtouren. Es war wirklich anstrengend. Als Redakteurin musste ich auf die Dichterinnen und Schriftstellerinnen aus unserem Geheimbund Druck ausüben, denn der erste Elan war bald einmal verflogen.

Aus der Not heraus verfasste ich eine Geschichte mit Fortsetzungen, die in jedem der Hefte erschien. Die Hauptperson nannte ich Karin, ein Name, den ich eigentlich schon lange für mich wünschte und der bereits von meinem Vater bei der Scharlach-Fortsetzungsgeschichte verwendet worden war.

Sechs Luftschloss-Exemplare brachten wir zu Stande, dann hatte es meine Mutter satt mit der violetten Farbe, die sich allmählich im ganzen Haus bemerkbar machte.

«Schluss demit, eins für allimal, händ ir verstände?»

In ihrem Überdruß suchte meine Mutter Unterstützung bei unserem Vater, der bisher einen geheimen Stolz auf das Werk seiner Töchter hatte.

«Ihr könnt bei der Lindauer Sparkasse ein Konto eröffnen und das verdiente Geld dort hinbringen. Ich lege noch etwas dazu, wenn ihr jetzt mit der Druckerei aufhört.»

Mit der Spende des Vaters brachten wir immerhin 280 Mark auf die Sparkasse und eröffneten das geheime Luftschlosskonto.

«Irgendwann werden wir damit die Fahrkarten nach Berlin kaufen», freuten wir uns und glaubten fest an unsere Mission, dem Führer Deutschlands ins Gewissen reden zu können.

Wir ahnten nicht, wie nahe wir unserer Luftschloss-Idee waren, ohne dass wir nach Berlin reisen mussten.

Treffen mit Himmler

Eines Tages beim Mittagessen platzte mein Vater mit einer ungeheuerlichen Neuigkeit heraus: «Adolf Hitler wird sich in drei Tagen mit allen Generälen zu einer geheimen Besprechung in Lindau treffen.»

Wir waren wie elektrisiert und sprangen von den Stühlen hoch. Sylvis und mein Stuhl fielen um, die Lehnen schlugen auf den Boden. Meine Mutter war ziemlich entsetzt.

Nach dem Essen rannte ich sofort zu Erika, um ihr diese unglaubliche Botschaft zu überbringen. Schliesslich hing ja der Erfolgsplan unseres Luftschlusses von einem Gespräch mit dem Führer ab.

Erika wusste es bereits, weil das Treffen im Hotel Bayrischer Hof stattfinden sollte. Seit vier Generationen wurde das Hotel von Erikas Vorfahren geleitet.

Seit Erikas Vater im Krieg gefallen war, wurde es von Frau Hilde, ihrer tüchtigen Mutter, geleitet. Sie musste für das Treffen mit Hitlers Generälen alles vorbereiten, und es sickerte bis zu Erika durch.

Wir waren völlig durcheinander. So bald schon sollte unser Luftschloss Wirklichkeit werden. Wie konnten wir es anstellen, um bis zu Hitler vorzudringen? Es galt einen geschickten Plan auszuhecken.

«Wir schwänzen die Schule und besorgen einen Blumenstrauss», schlug ich vor.

«Wir ziehen unsere Jungmädel-Uniform an, das wirkt harmlos», sagte Erika. «Zudem kenne ich das Hotelpersonal, da kommen wir gut durch.»

«Nur wir beide gehen zu Hitler, das ist weniger auffällig. Die anderen aus dem Geheimbund weihen wir vorläufig nicht ein, es ist zu gefährlich», fügte ich hinzu.

Zwei Nächte schlief ich schlecht, legte mir nochmals alle Fragen zu recht und erwachte ganz heiss und verschwitzt.

Dann war es soweit. Ich zog die weisse Bluse mit dem angeknöpften blauen Rock an, darüber die braune Kletterweste. Was sollte ich nur meiner Mutter sagen, ohne zu lügen?

«Ach Mami, heute ist etwas Besonderes angesagt, deshalb muss ich die Jungmädel-Uniform anziehen.»

«Imer die blöd Uniform», entgegnete meine Mutter. «D Bluse isch vole Fläche und ghört i d Wösch.»

Das fehlte gerade noch. Ich warf einen verzweifelten Blick in den Spiegel, aber man sah die Flecken zum Glück nicht.

Ich hastete ohne Frühstück zum Haus hinaus. «Hoffentlich reicht das Taschengeld für den Blumenstrauss.»

«Nöd emal für s Früstück häsch Ziit», rief mir meine Mutter nach. «Du wirsch no chrank!»

Vorne an unserem Strässchen wartete Erika schon auf mich.

«Stell dir vor, Hitler kommt nicht. Er hat abgesagt.»

Ich war entsetzt. «Ist nun alles umsonst?»

«Das Treffen mit den Generälen findet trotzdem statt», flüsterte Erika mir zu, weil uns jemand entgegenkam. «Himmler kommt statt Hitler.»

Ich war ratlos. Himmler kommt? Von ihm wussten wir so gut wie nichts, nur dass er der oberste SS-Führer war und sein Vater in Lindau aufgewachsen sei.

«Sollen wir überhaupt ins Hotel gehen?»

«Meine Mutter hat bereits einen Blumenstrauss besorgt, schau!» Erika zeigte mir einen wunderschönen, bunten Frühlingsstrauss aus der Gärtnerei des Hotels, die unterhalb ihres Gartens lag. «Ich habe meine Mutter in unser Vorhaben einweihen müssen, sonst kommen wir gar nicht ins Hotel hinein. Es ist alles strengstens abgesperrt.»

«Was sollen wir machen, wir können doch nicht einfach Himmler unsere Fragen stellen?», sagte ich, etwas unsicher geworden.

Aber Erika war fest entschlossen, den Besuchsplan trotzdem auszuführen. «Komm jetzt, Rosmi, gib doch nicht auf, es nützt uns sicher auch, mit Hitlers Stellvertreter zusammenzutreffen.»

Also fuhren wir zwei auf unseren Fahrrädern, den Blumenstrauss auf den Gepäckträger geklemmt, über die Landtorbrücke auf die Insel, zum Hintereingang des Hotels an der Fischergasse. Davor stand ein SS-Mann.

«Was wollt denn ihr da?», fragte er ziemlich unwirsch, als wir unsere Räder an die Hausmauer stellten.

«Wir wollen dem Reichsführer SS einen Strauss abgeben, Frau Direktor St. hat uns angemeldet.»

«Na wartet mal, ich erkundige mich.»

Er verschwand im Hotel und kam nach einer Weile gutmütig lächelnd zurück.

«Kommt mit.» Er schloss hinter uns die Türe ab, ein anderer SS-Mann stellte sich davor auf.

Wir folgten ihm durch die Gänge in die Halle, wo es nur so wimmelte von schwarzen SS-Männern und anderen Offizieren mit gewöhnlichen Wehrmachtsuniformen.

Er führte uns in den ersten Stock in ein Vorzimmer.

«Die Mädels wollen dem Reichsführer Blumen bringen.»

«Na ja, dann kommt mal her und wartet hier, bis ihr reingelassen werdet», sagte ein Offizier und betrachtete uns wohlwollend.

«Habt ihr denn keine Schule?»

«Wir haben ausnahmsweise frei bekommen», sagte ich, ärgerte mich aber sogleich über meine Antwort. Es klang doch verdächtig, woher hatten wir vom hohen Besuch Wind bekommen?

Erika fügte hinzu: «Meine Mutter leitet das Hotel und dachte, es wäre doch nett, wenn wir die Blumen übergeben würden.»

Das tönte gut, denn es leuchtete dem SS-Offizier sicherlich ein und wirkte harmlos.

Wir sagten kein Wort mehr und stellten uns bereit. Es herrschte eine merkwürdige Stimmung, ich fühlte mich unwohl. Erika hielt den Strauß in der Hand.

Da ging die Türe auf, und der Offizier verschwand im Zimmer. Bald kam er wieder heraus und bedeutete uns einzutreten.

«Die Mädels wollen Ihnen Blumen bringen», sagte er zu Himmler und lächelte süßsauer.

Himmler stand von seinem Arbeitstisch auf und kam auf uns zu. Er hatte seine schwarze SS-Uniform mit den hohen Schaftstiefeln über den Reiterhosen an und trug eine randlose Brille, durch die er uns anlächelte.

Was er genau sagte, weiss ich nicht mehr, jedenfalls bedankte er sich bei uns und murmelte so etwas wie «freudige Überraschung».

Dann kamen seine Fragen, an die ich mich noch sehr genau erinnere.

«Seid ihr von Lindau?»

Wir bejahten.

«Was machen eure Väter?», wollte er wissen und sah uns mit einem scharfen Blick durch seine Brillengläser an.

«Mein Vater ist im Osten gefallen», sagte Erika. «Meine Mutter leitet seither das Hotel.»

Dann wartete er auf meine Antwort und sah mich fragend an.

Nun kam ich mir vor wie Judas Iskariot, ich verriet meinen Vater ir-

gendwie, denn ich spürte in diesem Moment, dass es gefährlich war, die Wahrheit zu sagen. «Mein Vater arbeitet in einer Fabrik, er ist unabkömmlich», antwortete ich.

Himmler war offensichtlich damit zufrieden.

Dann nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und sagte: «Wir wollten eigentlich den Führer etwas fragen.»

Erika fügte an: «Können Sie uns helfen, zum Führer zu gelangen?»

Der gefährliche Mann, von dem wir noch wenig wussten, antwortete: «Jetzt gerade hat der Führer sehr wenig Zeit. Aber der Krieg wird bald zu Ende sein, und dann bin ich euch gerne dabei behilflich, mit dem Führer zu sprechen.»

Das sagte er ein Jahr vor Kriegsende. Ob er damals noch an ein siegreiches Ende glaubte?

«Habt ihr gerne Schokolade?»

Wahrscheinlich nickten wir, ich weiss es nicht mehr.

Ein Adjutant überreichte jeder von uns eine Schokoladentafel. Das war im Krieg eine seltene Kostbarkeit.

Wir dankten und streckten unseren rechten Arm zum Hitlergruss aus. Himmler erwiderte den Hitlergruss hastig, strich uns über den Kopf, was ich als unangenehm in Erinnerung behielt, und dann wurden wir hinausbegleitet.

Zu Hause beim Mittagessen spielte ich mich gross auf: «Ratet, von wem ich diese Schokolade bekommen habe?»

Niemand hatte eine Ahnung. Als ich mit der Neuigkeit herausrückte, waren die Eltern zuerst völlig schockiert.

Dann reagierte meine Mutter als Erste und rief mir voll Zorn zu: «Nei, vo so öpperem iss ich kei Schoggi. Ruer sie sofort furt!»

Mein Vater lehnte dankend ab: «Teilt sie unter euch Kindern auf, für mich lohnt es nicht!»

Ich erzählte meinem Vater nie, dass ich ihn als Fabrikdirektor verleugnet hatte und zu einem unabkömmlichen Arbeiter degradierte. Eigentlich entsprach es ja der Wahrheit und war vielleicht auch vorsichtig und klug.

Als mein älterer Bruder Peter, der damals bereits in München studierte, am Wochenende nach Hause kam und vom Schokoladendrama erfuhr, suchte er mich sofort auf.

Er erzählte mir von einem Studienkollegen, der von der Gestapo eingesperrt wurde, weil er einen Ausweis gefälscht hatte, mit dem er gratis überall hinreisen konnte. Er gab sich darin als Geheimagent der SS aus.

«Kannst du nicht bei Himmler ein gutes Wort für den Kollegen einlegen?», fragte Peter mich allen Ernstes.

Zum Glück kam es nicht so weit, denn Himmler reiste sehr bald wieder von Lindau ab. Peter verwarf dann auch seinen Plan, er sah ein, dass es viel zu riskant war, mich einzuschalten, um den hochstaplerischen Freund aus dem Gefängnis zu holen.

Es war noch nicht so lange her, dass in München die Geschwister Scholl hingerichtet wurden, weil sie als Mitglieder der «Weissen Rose» aufrührerische Flugblätter verteilten. Davon wusste ich kaum etwas, ich war doch noch ein Kind und durchschaute die Nazi-Intrigen weniger als mein vier Jahre älterer Bruder, der in Davos das Abitur gemacht hatte und dadurch viel mehr von der Gegenseite der Nazi-Politik im Dritten Reich mitbekam.

Mein Vater sagte nach der Schokoladenaffäre zu mir: «Rosmi, behalte die ganze Sache für dich und erzähle sie nicht wichtigtuerisch überall herum.»

16. Januar 1944

Viele Schweizerbriefe verfasst, denn o Kreuz u. Plag, nun darf man pro Kopf nur noch 2 Briefe im Monat ins Ausland senden. Was das für mich heisst! Meine liebsten Freuden gehen flöten.

18. März 1944

Während dem Mittagessen wieder Fliegeralarm, etwa 200 amerikanische Bomber flogen über unser Haus weg nach Friedrichshafen. Man sah sie ganz deutlich, z. Z. ist's ganz schlimm. Tag u. Nacht keine Ruhe, es wird immer ärger und bedrohlicher.

Der Schule entronnen

Die Entscheidung war gefallen. Mein Zeugnis war derart schlecht, dass ich nicht in die 7. Klasse der Mädchenoberschule aufgenommen wurde. An diesem schwarzen Tag kam mein Vater in mein Zimmer, setzte sich auf den Korbstuhl und begann ein Gespräch mit mir.

«Rosmi, was möchtest du jetzt am liebsten machen, was sind deine Zukunftspläne?»

Ich war völlig überrascht, aber so war mein Vater, er schimpfte kein bisschen und überhäufte mich nicht mit Vorwürfen.

Als ich nachdenklich schwieg, fuhr er fort: «Ich denke, du bist nicht faul und auch nicht dumm, sondern so intensiv mit deinen geliebten Tätigkeiten ausserhalb der Schule beschäftigt, dass beides einfach keinen Platz nebeneinander hat.»

Ich nickte, er hatte Recht. Aber ich wusste keine Antwort auf seine Frage, denn mich interessierte alles, nur nicht das Büffeln für Fächer, wo ich meiner Meinung nach blöde Lehrerinnen hatte.

«Ich möchte etwas mit Kindern machen, wie in der Spielschar. Musik, Singen, Chöre dirigieren, Tänze und Märchen einstudieren. Aber ich kenne keinen Beruf, der dies alles vereint.»

Mein Vater verstand mich. «Diesen Beruf musst du erst einmal erfinden. Du kannst sicher viele Wege einschlagen, die dich zu deinem Ziel führen. Vielleicht könntest du zuerst einmal Musik studieren. Ich schicke dich morgen zu Herrn G., der ist jetzt Direktor der Hochschule für Musik in Innsbruck.»

Ich kannte Herrn G., er spielte mit meinem Vater als Pianist gelegentlich Kammermusik, und ich durfte ihm schon öfters die Noten umblättern.

Mit einigen Klaviernoten und meiner Bratsche radelte ich am nächsten Tag zu ihm.

Zuerst prüfte er mein Gehör und mein rhythmisches Gefühl, und da schnitt ich, glaube ich, nicht schlecht ab. Dann musste ich auf dem Klavier improvisieren und Lieder harmonisieren, auch das klappte recht gut.

Aber nun sollte ich einige Stücke vorspielen. Ich erinnere mich noch an eine zweistimmige Invention von Bach und den ersten Satz einer Haydn-Sonate, beides gelang mir leidlich. Auf der Bratsche glänzte ich auch nicht sehr, denn ich spielte erst drei Jahre. Zuletzt musste ich vorsingen, ich wählte eines meiner Lieblingslieder, ein altes Volkslied: «Es flog ein klein Waldvögelein, der Liebsten vor die Tür.»

Dann war die Prüfung fertig, und Herr G. sagte: «Du kannst nach der Sommerpause mit dem Musikstudium beginnen. Als Hauptfächer schlage ich dir Gesang und Rhythmik vor.»

Ich schaute ihn etwas ratlos an, denn ich hatte noch nie etwas von Rhythmik gehört.

«Rhythmik hat viel mit Bewegung, Musik und Improvisation zu tun, und du kannst später Gruppen von Kindern oder auch Erwachsenen Rhythmikunterricht erteilen. Das ist, denke ich, für dich genau das Richtige.»

Ich freute mich riesig, trotzdem ich mir immer noch nichts Konkretes unter «Rhythmik» vorstellen konnte. In Lindau gab es das nicht.

Wir verabschiedeten uns voneinander. Er sagte noch: «Die Musikschule ist wegen des Krieges von Innsbruck nach dem kleinen Dorf Seefeld im Tirol verlegt worden, dort sehen wir uns im September.»

Überglücklich radelte ich nach Hause. Nun hatte ich ein Berufsziel und war der leidigen Schule entkommen. Ich durfte Musik studieren.

Aber es sollte nicht dazu kommen. Das Dritte Reich hielt mich in seinen Fängen. Eines Tages kam ein denkwürdiger Brief ins Haus geflattert, der Einberufungsbefehl zum Reichsarbeitsdienst, abgekürzt RAD. Alle Gesuche meines Vaters nützten nichts, im Oktober sollte ich in Regen im Bayrischen Wald, nahe der Grenze zur Tschechoslowakei, einrücken.

Ich tröstete mich damit, dass der Sommer erst begonnen hatte und es noch fast drei Monate dauerte bis zum Oktober.

9. Juni 1944

Wieder ein Schlag oder eher ein Umdenken für uns Eltern, Rosmarie hat in Englisch u. Französisch zu schlechte Noten, um versetzt zu werden. Das gute Kind eignet sich eben ganz u. gar nicht zum systematisch Lernen. Rosmarie ist fast wie erlöst, dass die Schulzeit aufhört. Sie will nun Musik betreiben, wo, wissen wir noch nicht. Jedenfalls kann sie mit mir in den Ferien in die Schweiz.

Fast noch ein Paradies

Im Sommer durfte ich meine Mutter noch einmal in ihr Heimatland begleiten. Dieser Besuch in Zürich war schwer für sie, denn im März ist Grossmama gestorben und sie konnte nicht einmal am Begräbnis dabei sein.

Ich erinnere mich, wie wir damals von der Schule heimkamen und Mami ganz aufgelöst vorgefunden haben. Selten hat sie vor uns Kindern richtig geweint.

«Grossmama ist gestorben, und es ist mir nicht erlaubt worden, über die Grenze zu reisen, um rechtzeitig an ihrem Begräbnis in Zürich teilzunehmen. Ich bin doch ihre einzige Tochter, und am Schweizer Zoll in St. Margrethen haben sie mich nicht Weiterreisen lassen, alles nur wegen diesem fürchterlichen Krieg.»

«Ich verstehe das nicht, du bist doch – du warst doch eine Schweizerin. Warum lassen sie dich nicht zur Beerdigung deiner Mutter?», fragte ich sie.

«Ich weiss auch nicht, warum. Ich bin eine Stunde im Zollgebäude gesessen und habe immer auf das Visum gewartet oder auf ein Telefon, aber es kam und kam nicht.»

Mami tat uns so Leid, wir versuchten sie zu trösten, aber es wollte uns nicht recht gelingen.

Wir schmückten eine schöne Photographie von unserer Grossmutter, die Mami in einem Bilderrahmen oben auf ihrem kleinen barocken Schreibpult aufgestellt hatte. Esti pflückte die ersten Schneeglöckchen im Garten und steckte sie um das Bild von unserer Grossmama, auf dem sie

noch sehr schön aussah und nicht so alt, wie ich sie in Erinnerung hatte. Das beruhigte und tröstete Marni, und sie begann, uns ein Lebensbild von ihrer Mutter zu entwerfen.

Dies alles kam mir nun wieder in den Sinn, als ich und der kleine Bruder Dieter meine Mutter im Sommer in die Schweiz begleiten durften.

Die Wohnung an der Gloriastrasse wirkte ausgestorben und leer. Meine Mutter musste täglich darin Sachen sortieren, Bilder und Möbel ausräumen, eine mühsame und für sie sehr belastende Arbeit.

Wir wohnten in der Nähe im Hotel Sonnenberg und genossen besonders am Abend die beleuchtete Stadt, die vor uns ausgebreitet lag.

Alles kam mir fast noch wie ein Paradies vor, besonders, weil in der Schweiz am Abend nicht mehr verdunkelt werden musste. So konnten die alliierten Flieger die Grenzen besser erkennen und liessen nicht mehr versehentlich ihre Bomben in Zürich, Basel oder Schaffhausen fallen.

Die herrlichen Süssigkeiten, die in den Schaufenstern der Konditoreien ausgestellt waren, reizten mich derart, dass mir das Wasser im Mund buchstäblich zusammenlief. Im Gegensatz zu Deutschland war die Auswahl auch in allen übrigen Geschäften immer noch märchenhaft.

Ein Ereignis vom letzten Besuch in der Schweiz ist mir in sehr unangenehmer Erinnerung geblieben. Ich fuhr mit dem Tram Nr. 6 zur Station «Chile Fluntere», wo ich aussteigen musste, um meine Mutter zu treffen, die in der Wohnung der verstorbenen Grossmutter am Aufräumen war. Bei der Tramstation befand sich eine kleine Bäckerei. Dort wollte ich noch Patisserie für meine Mutter, Dieter und mich kaufen, denn ich erhielt dafür von einer Tante einige Coupons geschenkt.

Da ich von Deutschland her gewohnt war, immer mit dem Heil-Hitler-Gruss einen Laden zu betreten, erhob ich automatisch den rechten

Arm und hatte bereits das «Heil» auf der Zunge. Dann erst wurde mir bewusst, dass ich ja in der Schweiz war. Ich tat so, als ob ich auf den paar Stufen, die in den Laden hinunterführten, stolperte und mit dem erhobenen rechten Arm abstützen wollte.

«Hei ... das ging gerade noch gut», blitzartig hatte ich das «I» verschluckt. Niemand merkte etwas.

Verwandte und Freunde meiner Mutter fragten mich nach unserem Leben im Kriegsland aus. Ich gab ihnen bereitwillig Auskunft und wollte sie auch überzeugen, wie gut wir es trotz allem noch hatten und was wir als Kinder alles tun durften. Die Verwandten sahen in mir ein von der Nazi-Propaganda beeinflusstes Mädchen. Für meine Mutter war es nicht einfach, mich zu verteidigen, und die andauernden Diskussionen über die Politik ärgerten und ermüdeten sie.

Zu meinem 17. Geburtstag schenkte mir meine Mutter eine kleine Schweizerreise und fuhr mit mir ein paar Tage ins Tessin. Dieter wurde so lange in die Obhut von Onkel Max und Tante Marina gegeben, was ihm nicht sonderlich gefiel.

So schön hatte ich mir die italienische Schweiz nicht vorgestellt. Der südliche Charme der prachtvollen Landschaft mit ihren Seen und Bergen nahm mich völlig gefangen. Der Krieg war so weit weg, ich fühlte mich unbelastet und frei.

Zum ersten Mal wurde ich zu einem eitlen Wesen. Ich kaufte mir einen riesigen Strohhut und trug meine Haare offen. Als 17-Jährige erhielt ich viele Komplimente. «Bella, Bella», riefen mir die Tessiner nach.

In einem Gässchen in Morcote erstand ich von einem Strassenmaler ein reizend-kitschiges, schön gerahmtes Ölgemälde vom Lago Maggiore und dem romantischen Kirchlein von Morcote. Ich schmuggelte es in meinem Koffer über die Grenze und hängte es in meinem Lindauer Zimmer auf. Es wurde für mich zum Inbegriff einer vom Krieg verschonten südlichen Idylle.

Nur die vielen Extraausgaben der Zeitungen erinnerten mich daran, dass ich eigentlich wieder in das von den Schweizern ungeliebte Deutsche

Reich zurückmusste, wo Adolf Hitler das Sagen hatte.

Nach meinem gemeinsamen Ausflug mit Marni ins Tessin fuhr ich zusammen mit dem kleinen Bruder nach Lindau zurück. In meinem Koffer unter den Kleidern verbarg ich meine Schätze und süssen Mitbringsel. Die Zöllner auf beiden Seiten liessen mich unbehelligt passieren und vermuteten in mir keine Spionin.

Meine Mutter blieb noch länger in ihrem geliebten Heimatland. Ich konnte mich nach dieser Reise viel besser in sie hinein fühlen.

15. März 1944 [Zum Tod meiner Zürcher Grossmutter]

Es soll nicht sein, dass ich bei Mutters Beerdigung dabei sein darf. Wir probierten alles, ich fuhr bis St. Margrethen, aber ohne Erfolg. Die bösen Schweizer liessen mich nicht durch. Dieses Mal klappte es besser bei den Deutschen. Eine Stunde liess man mich in der Zollhalle sitzen, dann konnte ich wieder zurück fahren. In Bregenz traf ich Mali u. ging mit ihm aufs Schweizer Konsulat. Ein netter Konsul hörte mich an, aber er kann auch nichts machen, erst in 4-5 Tagen wird's vielleicht möglich sein.

16. März 1944

Ein schwerer Tag, bei Frühlingssonne wurde Mama beerdigt. Ich stand am See u. meine Gedanken waren im Zentralfriedhof in Zürich. Als einzige Tochter wurde es mir verwehrt am Begräbnis teilzunehmen. Ich möchte dieses Erlebnis niemandem wünschen.

Gestern Abend und heute Mittag fester Fliegeralarm. Ich beschäftige mich mit Luftschutzköfferchen richten.

Eben spielen die Töchter mit einem bekannten Soldaten Quartett, dem Grossmütterchen zum Abschied.

17. März 1944

Ist das nicht wehmütig; 5 Minuten, nachdem ich vorgestern von St. Margrethen weggefahren bin, kam die Bewilligung aus Zürich, von Bruder Max erwirkt. Ach es sollte nicht sein, doch warum ist mir noch unklar.

Der Aufenthalt in der Schweiz

3. Juli 1944 [Zürich]

Schon um 11 Uhr morgens erschien Rosmi, mit Dieter nachgereist. War das schön, Näheres von Lindau zu hören. Nachmittags kamen sie mit an die Gloriosastrasse u. Dieter ergötzte sich an den alten Spielsachen u. beschmutzte sich ganz.

Im Sonnenberg bewohnen wir 2 schöne Zimmer mit Aussicht.

7. Juli 1944

Heute durfte Rosmarie allein ausziehen u. was machte sie? Sie suchte ihren ehemaligen Reitlehrer auf u. durfte gleich ausreiten, durch den ganzen Zürichbergwald, holte noch Dieter bei Tante Sara ab, hoch zu Ross. Zum Tee waren wir bei Eva v. V. Die Kinder turnten u. sprangen ungeniert im Garten herum, wie daheim, so dass Herr u. Frau v. K ihre helle Freude hatten über die Natürlichkeit.

8. Juli 1944 (Rosmaries 17. Geburtstag)

Erst nach dem Mittagessen wurde unsere 17-jährige Tochter gefeiert, die allen Verwandten riesigvorkommt. schon sehr gesetzt. Rosmi ging heute allein einkaufen, besonders in die Buch- u. Musikläden.

9. Juli 1944

Was für eine Freude unbeschwert mit der grossen Tochter auf Reisen zu gehen. Die Fahrt durch den Gotthard war von tobenden Gewitterregen begleitet. In Lugano kam bald die Sonne.

Am Abend sind wir wahrhaftig noch in ein Kino. Rosmi wollte unbedingt amerikanische Filme sehen. Romantisch wars, im Dunkeln durch Lugano zu wandern, all die vielen Treppen hinauf. Rosmi geniesst all das Neue unendlich. Man lebt wie auf einer Friedensinsel.

12. Juli 1944

Den heutigen, letzten Tag noch ganz fest ausgenützt. Erst auf den Monte San Salvatore u. dann nach Gandria mit dem Schiff. Bei einem Maler hat Rosmi dort ein kleines Bild erstanden.

Auf der Wies

Meine Spielschar freute sich auf das Sommerlager auf der Wieshütte, die einsam auf einer Alp im Bregenzer Wald lag. Mit der Schmalspurbahn bummelte unsere Gruppe von Bregenz nach Bludenz, und dann stapften wir mit unseren Rucksäcken drei Stunden bergan. Alle 25 Jungmädel durften mit, darunter meine Schwestern und unsere besten Freundinnen Erika, Heidi, Susi, Anneliese, Inge, Ilse und sogar Ursel, die plötzlich im Haus uns gegenüber an der Brougierstrasse auftauchte. Ihre Mutter war Halbjüdin und musste sich mit den Kindern bei unseren Nachbarn verbergen. Das wussten wir damals allerdings nicht.

Auch meine Freundin Vera reiste von Darmstadt an und war meine Hilfsleiterin. Liesel half bei der Chorleitung und beim Musizieren. Zwei ältere BDM-Mädel besorgten die Küche.

Es war eine herrliche, unbeschwerte Zeit, die wir mit Singen, Musizieren und Märchenspielen auf der idyllischen Waldwiese verbrachten. Auch allerlei Gespenster, die nachts von Zimmer zu Zimmer herumschlichen, belebten das Lagerleben.

Der Krieg war weit weg, und doch holte er uns eines Tages auch auf der Wieshütte ein.

Wir mussten täglich zu einer kleinen Seilbahn, welche Brot und einige Nahrungsmittel vom gegenüberliegenden Dorf quer über die Schlucht zu uns transportierte. Notfalls konnten in der primitiven Holzkiste der Seilbahn auch Menschen mitfahren.

Eines Tages blieb das Brot aus. Vera und ich entschlossen uns, mit der Seilbahn über die Schlucht zum Bäcker zu fahren.

Doch der Bäcker blieb stur, er könne uns unmöglich Brot backen, er erhalte kein Mehl, die Soldaten hätten alles für sich beschlagnahmt.

Ich fand eine Telefonkabine und rief in der Not meinen Vater an. Am nächsten Tag kam er mit einem riesengrossen Rucksack voller Brote den Berg hinaufgekeucht. Er wirkte sehr erschöpft. Ausser dem Brot hatte er

noch Kirschen und andere Früchte mitgeschleppt. Nach einer Stunde Rast in unserer Hütte stieg er wieder hinunter.

Ich sah ihn hinter den Bäumen verschwinden und war mir bewusst, wie sehr ich ihn liebte.

Dann kam der 20. Juli. Wieder gingen einige der Jungmädels zur Seilbahn. Vera und ich standen bereit, um die versprochenen Kartoffelsäcke in Empfang zu nehmen. Ein Bauer kam mit herübergefahren.

«Na, wisst ihr scho 's Neuste?», fragte er uns.

Wir verneinten, denn wir hatten kein Radio und keine Zeitung in der Wieshütte.

«Heut is' a Attentat auf den Führer verübt worden», berichtete er uns mit ernster Miene.

Vera fragte als Erste ganz aufgeregt: «Ist er tot?»

Der Bauer berichtete weiter: «Unter dem Hitler seinem Tisch, im Führerhauptquartier an der Front in Ostpreussen, war a Bomben versteckt, mit einer Zeituhr. Die is' genau explodiert, als der Hitler im Raum drinnen war. Aber wie durch ein Wunder is' er nur leicht an den Beinen verletzt worden.»

Wir waren alle verstummt, irgendwie hatte das Schicksal eine merkwürdige Wende genommen, so kam es mir vor.

«Was für ein Glück», sagte Vera. «Er ist am Leben geblieben.»

Meine 12-jährige Schwester Esti unterhielt sich leise mit ihrer Freundin Ursel. «Schad', dass es nicht geklappt hat, er hätte besser sterben sollen, dann wäre der Krieg jetzt vorbei», meinte Esti, und Ursel war der gleichen Meinung, aber sie schwieg und liess nichts verlauten. Sie wusste bereits von ihrer Mutter, dass Hitler ein dämonisches Wesen war und dass man niemals laut über ihn schimpfen sollte.

Ich war vor zwei Wochen in der Schweiz gerade 17 geworden und trug die Verantwortung für meine Spielschar. Alle Jungmädels waren noch Kinder im Alter von 11 bis 14 Jahren.

«Wollt ihr lieber heim?», fragte ich sie. «Oder wollt ihr hier oben in der Wieshütte bleiben?»

Alle wollten bleiben, das Attentat störte unsere Idylle nicht gross – im Gegenteil! Wir hatten einen unbändigen Lebenshunger. Die Gedanken an den Krieg, an den Tod der Väter und Brüder, die nicht mehr nach Hause kamen, schoben wir weit von uns. Auch dass wir nicht immer genug zum Essen hatten, weil es mit den Lebensmitteln nicht ganz klappte, störte keine von uns. Einige schlichen heimlich über die Felder und brachten Kartoffeln, Maiskolben oder Rüben in die Wieshütte.

Ursel, die, bevor sie nach Lindau kam, mit ihrer Mutter und Schwester im Tirol untergetaucht war, lehrte uns herrliche Jodellieder: «Auf tirolrischen Allmen, do singen die Schwalmen, do schleichen die Gamslan, frisch her über d' Schneid. Tri huidiädi. Tri huidiä ... Auf tirolrischen Almen, bei dä Küeh, bei dä Kalmen, do gibts jo a Lebm, dass koi scheners kunt gebn. Tri huidiädi tri ...»

So tönte es mehrstimmig aus unserer Hütte, wir jodelten übermütig und glücklich drauf los, ohne sonderliche Besorgnis wegen dem Krieg.

Die Woche oben auf der Wies ging viel zu schnell zu Ende. Am letzten Abend erzählte ich den Mädchen, dass ich im Herbst in den Arbeitsdienst müsse und die Spielschar meiner Schwester Sylvia übergeben wolle. Damit waren sie auch zufrieden, denn Sylvi war schliesslich meine Schwester und sie waren schon lange vertraut mit ihr. Aber Sylvi war gar nicht glücklich über meine Entscheidung. Sie heulte, weil sie ihre eigene Jungmädelschar aufgeben musste, und die Bürde, die ihr auferlegt wurde, schien ihr als erst 14-Jährige zu gross.

Zum Abschied schenkten mir die Spielschar-Mädel ein kleines Poesiealbum, in das jede ein Foto einklebte und dazu ein Gedicht verfasste.

In den Wochen nach dem Attentat, als wir bereits wieder in Lindau waren, erfuhr man Schreckliches von den «Verrätern», die sich gegen Hitler und die SS zusammen erhoben hatten. Es waren vor allem ein Graf von Stauffenberg sowie weitere 200 Wehrmachtsoffiziere, fast alle aus allem

deutschem Adel. Graf von Stauffenberg und seine nächsten Verbündeten wurden sofort, als das Attentat misslang, in Berlin hingerichtet. Diese Fotos sah man in allen Zeitungen und auf Plakaten. Sie sollten dem deutschen Volk Eindruck machen.

Auch General-Feldmarschall von Witzleben, dem ich auf einem Pferderennen in Frankfurt von Onkel Fritz vorgestellt wurde, war unter den Getöteten. Damals, zu Beginn des Krieges, machte ich noch dumme Bemerkungen über seinen Namen. «Was ist das Leben doch für ein Witz.»

Das kam mir nun wieder in den Sinn, und ich schämte mich.

22. Juli 1944 [Zur Kur in Degersheim]

Dieses beängstigende Gefühl werde ich nicht vergessen, als ich immer wieder u. auch heute die Bomben aufschlagen hörte. Wo, wo am Bodensee? Täglich höre ich mir die Radio-Nachrichten an, um auf dem Laufenden zu sein. Es geht toll zu!

17. August 1944 [Heimkehr nach Lindau nach fast zwei Monaten Aufenthalt in der Schweiz]

Ach, es war wieder wehmütig 's Schweizerländchen zu verlassen und in ein Kriegsland zu fahren.

In Lindau war meine ganze Familie am Bahnhof, war das ein Hallo! Peter brachte noch einen Blumenstrauss. Da war ich auch wieder glücklich, als wir alle gesund um die Abendtafel sassen und uns erzählten.

18. August 1944

Heute alle Nachbarn begrüsst u. überall Umschau gehalten. Mali sieht eher mitgenommen aus. Zu viel lastet immer auf ihm, wenn ich fort bin. Nur ganz kurz konnte ich ihm heute erzählen.

10 Tage lang waren unsere 3 Herren, Paps, Peter und Didatz, allein in Lindau u. genossen diese Zeit sehr. Maja u. Hanni verwöhnten sie. Papi ging manchmal mit Dieter zum Baden. Gut, dass ich Dieter nicht in ein Schweizer Kinderheim gegeben habe.

20. August 1944

Die Töchter haben viel erlebt, während meines Fortseins, alle waren auf Reisen. Zuerst alle 3 im Spielscharlager, auf der Wieshütte, das Rosmi leitete. Es soll über alle Massen gut gelungen sein. Dann reiste Rosmi mit Vera für 3 Wochen nach Darmstadt, Sylvia erlebte mit Heidi in Dettingen 10 herrliche Ferientage.

Estherli war in Garmisch u. wurde dort sehr verwöhnt, hatte aber trotz allem Heimweh u. war froh, als der gute Papi sie wieder abholte.

Es ist ein Glück, dass alle meine drei Töchter wieder wohlbehalten zu Hause ankamen, denn jetzt zu reisen ist kein Spass.

5. September 1944

Ein wichtiger Tag: Unser Nesthäkchen kam zur Schule. Ich brachte ihn ins selbe Schulhaus, in das vor 15 Jahren sein Bruder Peter kam. Über 50 Kinder sind in der ersten Klasse. Dieter nimmt es sehr wichtig. Der kleine Kerl sieht immer bleich aus, Höhenluft wäre für ihn wichtig, aber man darf nicht mehr reisen.

Im Reichsarbeitsdienst

Einberufungsbefehl zum RAD

Statt mit dem geplanten Musikstudium in Innsbruck zu beginnen, hiess es eines Tages, dem offiziellen Einberufungsbefehl zum Reichsarbeitsdienst Folge zu leisten. Ich wurde in ein Lager in Regen im Bayrischen Wald abkommandiert. Auch mein Vater konnte nicht daran rütteln, seine Tochter musste einrücken. Hätte ich mich gedrückt, wäre mein Vater vielleicht ins Gefängnis gesperrt worden.

Es war ein Tag Anfang Oktober, als es Ernst wurde. Am Vorabend half mir meine Mutter, den Koffer zu packen. Ich wollte unbedingt meine liebsten Sachen, Bücher, Fotos, Noten, zwei kleine Pferdchen aus Ton, einige Abschiedsgeschenke und sonst noch viel Kleinkram, mitnehmen. Der Koffer wurde immer schwerer. Private Kleider waren nicht erlaubt, denn man erhielt sozusagen die ganze Ausrüstung zur Verfügung gestellt. Einzig Schuhe und etwas Unterwäsche durfte man mitbringen.

Meiner Mutter fiel es schwer, ihre älteste Tochter in eine ungewisse Zukunft ziehen zu lassen. «Wääred mir nu nie uf Tüütschland zöge oder hett ich doch gschiider eine vo mine früenere Vereerer us de Schwiiz ghürate, dänn müesst ich mis Chind nöd so wiit furt gaa laa. Und alles i dem grässliche Chrieg», jammerte sie.

Die Abreise war früh am Morgen, Marni weinte. Mein Vater begleitete mich nach München, um mir beim Umsteigen zu helfen. Im letzten Kriegsjahr ging die Reiserei nicht mehr leicht vonstatten.

Wegen Bombenangriffen auf den Münchner Hauptbahnhof fuhr unser Zug nur bis zu einem Vorortbahnhof, ich glaube, es war Pasing. Dann

hiess es aussteigen und etwa 45 Minuten zu Fuss quer durch die Stadt zum Ostbahnhof laufen.

Mein Vater schleppte meinen Koffer, dazu noch meine Skier mit den aufgebundenen Stöcken. Warum ich sie mitnahm, weiss ich nicht mehr, vielleicht hiess es, im Bayrischen Wald hätte es im Winter immer sehr viel Schnee. Ich malte mir einen weiten Weg zu den einsamen Bauernhöfen aus, wo ich helfen sollte. Da konnten mir meine Skier vielleicht sehr nützlich sein.

Ich war nicht unglücklich über mein Einrücken in den Arbeitsdienst, es war eine neue Herausforderung für mich. Ich stellte mir das Mithelfen bei armen Bauernfamilien, deren Väter im Krieg waren oder sogar gefallen, wichtig vor.

Mein Vater keuchte und hatte rote Flecken im Gesicht.

«Papi, komm, wir machen eine Pause, da hat es eine kleine Mauer zum Ausruhen.»

Wir sassen eine Weile auf der Mauer, mein Vater gefiel mir gar nicht. Ich machte mir Sorgen.

«Ist dir nicht gut?»

«Ach weisst du, das geht wieder vorbei, das Laufen in der Stadt zwischen den Trümmern der Häuser ist viel anstrengender als in der Natur.»

Ich konnte ihn verstehen. Nun trug ich meine Skier selbst, trotzdem mein Vater dies zuerst ablehnte. Als wir dann den Ostbahnhof endlich erreichten, stand der Zug nach Deggendorf an der Donau bereits da.

Mein Vater half mir, alles Gepäck in das Abteil zu laden.

«In Deggendorf musst du umsteigen und den Zug nach Regen nehmen. Du findest sicherlich jemanden, der dir helfen kann, oder bitte den Schaffner.»

Ich nickte, mir war es nun doch etwas schwer ums Herz. Als 17-Jährige fühlte ich mich auf einmal sehr allein und verlassen. Mein Vater spürte, dass mir der Abschied schwerfiel, und wollte ihn mir erleichtern.

«Weisst du, Rosmi, ich bin sicher, du bringst in deine neue Umge-

bung viel Freude, denn da, wo du hinkommst, ist es immer, wie wenn eine Sonne strahlt und Wärme bringt.»

Wir umarmten uns zum Abschied, dann musste ich einsteigen. Mein Vater stand auf dem Bahnsteig und winkte mir noch lange nach.

Es war das letzte Mal, dass wir uns sahen.

9. Oktober 1944

Mit traurigem Herzen habe ich Rosmi's Sachen zusammen gesucht und gepackt, es gab noch vieles zu denken und zu richten, allein wäre sie niemals fertig geworden. 6 Monate sollen wir das Kind nicht mehr sehen, jetzt in der argen Zeit so weit fortlassen, wie gut wäre sie in der Schule aufgehoben, ich bin ganz krank.

10. Oktober 1944

Ein schwerer Tag vorüber. Morgens vor 5 Uhr schon zog Mali mit Rosmi fort, ich war ganz traurig und mitgenommen, ein Stich ging mir durchs Herz.

Viel Arbeit mit Umräumen der Zimmer und mit Dieterleins Pflege, der nun halt doch Masern hat.

11. Oktober 1944

Mein Masern-Bühlein gepflegt, endlos rauf und runter – in Gedanken Rosmarie in ihrer neuen Arbeit gesucht. Mali erzählte von der gemeinsamen Fahrt. Man kann nicht nach München hinein fahren.

Regen am Regen

Die Reise endete in Regen, einem kleinen Nest am gleichnamigen Fluss Regen, und vielleicht regnete es dort auch, als ich eintraf.

Das Barackenlager für den weiblichen Arbeitsdienst zog sich schön symmetrisch angeordnet den Hang hinauf, oberhalb des Flussufers. Unten lagen die Baracken, in denen sich das Büro befand, die Führerinnen wohnten, und daneben war eine Krankenstube. Gegenüber, man musste

einen kleinen Platz überqueren, waren die Baracken mit den Toiletten, der Heizungsraum und die Magazine mit den Uniformen.

Dort wurden mir zwei blaue Arbeitskleider aus dicker Baumwolle ausgehändigt und zwei Schürzen. Ausserdem erhielt ich ein braunes Kostüm, bestehend aus Rock, Bluse und Jacke, dazu einen braunen Wintermantel. Ziemlich grobe Unterwäsche und braune kratzige Strümpfe drückte man mir auch in die Hand, aber ich versteckte sie später möglichst unauffällig in meinem Spind und zog eigene Sachen an.

«Deinen Koffer und deine Privatkleider kannst du gegenüber beim Raith-Wirt abgeben», sagte mir eine Arbeitsmaid, die schon länger hier war. Sie hiess Toni und hatte grosse braune Augen. «Ich begleite dich über die Brücke zum Gastwirt. Zu viele persönliche Sachen darfst du nicht behalten, der Platz dafür ist beschränkt.» Als sie meinen enttäuschten Ausdruck wahrnahm, sagte sie leise: «Na komm, deine Bücher und Andenken schmuggeln wir in unsere Baracke.»

Das tröstete mich, in Toni hatte ich bereits meine erste Verbündete gefunden.

Über eine breite, grosszügig angelegte Steintreppe stiegen wir mit meinen Privatschätzen in den oberen Bereich des Lagers. Dort waren drei Schlafbaracken für die Arbeitsmaidens, zu denen ich von nun an auch gehörte. Ich war in der ersten Baracke K 1 untergebracht, wo auch Toni aus München ihr Bett hatte.

«Grüss dich, ich bin Martel aus Sonthofen im Allgäu», begrüsst mich eine sehr lebhaft, fröhliche Person. «Was, du kommst aus Lindau? Na dann bist du ja fast auch eine Allgäuerin, das finde ich toll.»

Dann stellte sie mir noch die zierliche Wilma aus München und eine eher ruhige Sieglinde aus Regensburg vor. Toni hatte ich ja bereits kennengelernt.

«Wir wohnen alle hier in K 1. Wie heisst du eigentlich?»

«Rosmarie, aber sagt doch Rosmi zu mir, das bin ich mir gewöhnt.»

Ich konnte mir eine noch freie Pritsche oben neben Toni aussuchen. Meine Sachen und die Arbeitsdienst-Kleider räumte ich genau nach Vorschrift in den schmalen Spind.

«Pass auf, jeden Morgen ist Spindkontrolle. Esswaren und deine Privatsachen versteckst du am besten unter der Wäsche oder hinter den Schuhen», informierte mich Martel.

Ausser uns fünf, die sich bald einmal «Schwammerl-Klub» nannten, wohnten noch sieben andere Arbeitsmädchen in der Baracke K 1. Gleich daneben lag der grosse Aufenthaltsraum, der zum Glück immer etwas geheizt wurde.

Wir liefen über einen kleinen Platz zum Essraum. Daneben lag die Küche und darunter ein Vorratsraum mit Konserven und Marmeladen, Teigwaren, Fertigsuppen, Mehl, Zucker und wenigen noch erhältlichen Lebensmitteln, welche dem Arbeitsdienst zugeteilt wurden.

Vom oberen Platz aus hatte man eine freie Sicht über den Fluss Regen in die gegenüberliegenden Hügel des Bayrischen Waldes. Es gefiel mir eigentlich ganz gut.

Ich erinnerte mich auch an die letzten Sätze meines Vaters, dass ich Fröhlichkeit in dieses Lager bringen sollte. Ob mir das in diesem letzten harten Kriegswinter gelungen ist, kann ich nicht genau sagen.

Sehr früh wurden wir jeden Morgen geweckt, dann hiess es schnell die grosse Steintreppe hinunter zu den Toiletten und wieder hinauf in die Duschräume, die unverständlicherweise hinter der Küche lagen.

Dann kam der Appell. Da standen die etwa 40 Arbeitsmädchen in einem grossen Kreis um die Hakenkreuzfahne, die jeden Morgen am Mast hochgezogen wurde. Eine der Führerinnen stimmte ein Lied an und las den ausgewählten Tagesspruch vor. Die Namen der Arbeitsmädchen wurden täglich verlesen, jede musste «Hier!» rufen und die Hand aufstrecken. Ich fragte mich, ob es auch solche gab, die ausgerissen sind, weil sie Heimweh hatten, und später von der Gestapo wieder eingefangen wurden.

Nein, zu denen wollte ich nicht gehören.

Immer für vier Wochen wurde man einer anderen Aufgabe zugeteilt. Entweder kam man in den Innendienst und musste im Lager kochen, putzen, waschen und dergleichen, oder man wurde in den Aussendienst zu Bauern oder kinderreichen Familien im Städtchen geschickt. Bei den Bauern musste man mit aufs Feld gehen, Kartoffeln auflesen, in Säcke füllen, Runkelrüben ernten und auf die Leiterwagen werfen, Tiere im Stall füttern oder der Bäuerin im Haushalt helfen.

Mein erster Aussendienst war beim Bauern Tramei. Ich ging mit guten Vorsätzen und wollte bei der Kartoffelernte tüchtig mithelfen. Aber schon nach dem ersten Tag tat mir mein Rücken weh. Es wurde jeden Tag schlimmer, ich konnte mich kaum mehr bücken.

Zwischen der Arbeit gab es nur kurze Pausen. Zuerst die «Brotzeit», da sass man am Rande des Feldes und verzehrte die mitgebrachten Brote aus dem Lager. Dann kam das Mittagessen, bei dem es mir wortwörtlich den Appetit verschlug und ich den Brechreiz fast nicht unterdrücken konnte.

Der Bauer, seine Frau, ein Knecht, der auch kein Wort sagte, ich glaube, er kam aus der Ukraine, und ich sassen um den Tisch. Ein völlig verdrehtes, fleckiges Tischtuch wurde darüber ausgebreitet, dann stellte die Bäuerin eine Suppenschüssel in die Mitte. Einen Teller erhielt nur ich. Aus der Schublade zog jeder einen Löffel und ass damit aus der gemeinsamen Schüssel. Zu jedem Platz zog sich eine Kleckerspur über die Tischdecke. Die Suppe schmeckte halb nach saurer Milch, halb nach Fett, darin schwammen Kartoffel-, Rüben- oder Fleischstückchen herum. Nach dem Essen putzte jeder seinen Löffel am Tischtuch ab und legte ihn wieder in die Schublade zurück. Zum Trinken gab es sauren Most.

Dann ging man wieder aufs Feld, es war ja Herbst, die Kartoffeln mussten geerntet werden.

Einmal fiel mir auf, dass die Bäuerin mit einem Teller Suppe in der Scheune verschwand, und dies wiederholte sich täglich. Wer wurde dort

versteckt? Ich wagte nicht zu fragen. Martel sagte mir, dass die Bauern ihre kranken Angehörigen verstecken mussten, da sie sonst von der Gestapo abgeholt würden und in irgendwelchen dubiosen Krankenanstalten für immer verschwanden.

Ich war sehr froh, am Abend wieder ins Lager zurückzukommen und mich mit meinen Kameradinnen austauschen zu können. Auch am Abend mussten sich alle Arbeitsmädchen um die Fahne stellen, die von einer Führerin heruntergezogen wurde. Ich erinnere mich noch an ein völlig blödes Lied, das von uns gesungen wurde: «Wir holen die Fahne nieder, sie geht mit uns zur Ruh, und morgen weht sie wieder, neuen Taten [oder Kämpfen?] zu.»

«Ja, der Bauer Tramel, das ist der dreckigste Hof in der ganzen Gegend. Schau doch, dass du dort wegstommst», meinte Wilma nach dem Fahneneinzug und ging mit mir zur zweiten Lagerleiterin Rosmarie W., einer hübschen jungen Frau aus Landsberg am Lech, mit der sie sehr gut stand.

Tatsächlich musste ich nicht mehr dort hingehen, wegen meiner Rückenschmerzen. Sie behielten mich 14 Tage im Innendienst.

Aber Baracken und Klo putzen war für mich auch ziemlich ungewohnt, wann hatte ich schon so etwas jemals tun müssen?

Küchendienst war weitaus das Beliebteste, alle rissen sich darum. Es vermittelte ungeheure Vorteile, man konnte von allem probieren, die Schüsseln ausschlecken und unter der Schürze heimlich etwas in die Schlafkammer schmuggeln.

Unser Schwammerl-Klub verzehrte nach dem offiziellen Gutenacht-Sagen bei Kerzenschimmer die mitgebrachten Köstlichkeiten. Jede von uns fünf trug einen kleinen von Wilma gebastelten Glückspilz aus roten und weissen Lederstückchen an der offiziellen Arbeitsmädchen-Brosche.

Die anderen Mädchen in unserer Baracke schliefen schon oder taten wenigstens so. Sie profitierten auch ein wenig vom Feuer im kleinen Bullerofen, für den nur für das Wochenende zwei Kohlen-Briketts zugeteilt wurden.

Martel, die Geschickteste aus unserer Gruppe, organisierte aber auch an allen übrigen Wochentagen Kohlen. Weil sie Küchen- und Hausdienst hatte, besass sie den Schlüssel zum Kohlenschuppen. Unsagbar, was Martel auch sonst noch alles unter ihrer Schürze hervorzog.

Meistens erhielten auch die übrigen sieben Mädchen in unserer Baracke vom Schwammerl-Klub etwas Feines ab.

Als der schöne Herbst langsam zu Ende ging und es immer kälter wurde, mussten auch wir anderen alle zusätzliches Holz und Kohlen für den kleinen Eisenofen irgendwoher anschleppen. In der Baracke war es wirklich ungemütlich kalt, und ein heimlich angefachtes abendliches Feuer wärmte ein wenig und wirkte auf uns Mädchen, weit weg von zu Hause, auch moralisch so wohltuend.

Im Bett fror ich oft, denn wir erhielten nur zwei Woldecken und ein schäbiges, dünnes Federbett. Wir schliefen auf einem Strohsack, den man jeden Morgen aufschütteln musste. Ich zog meinen Trainingsanzug über den Pyjama, ausserdem schickte mir meine Mutter wollene Bettsocken.

Die Baracken waren überhaupt nicht isoliert, der Wind piffte durch alle Ritzen, und der Regen tropfte durch einen Spalt ausgerechnet auf mein Bett. Eines Morgens, als ich erwachte, entdeckte ich eine kleine Eisschicht auf meiner Woldecke. Manchmal lag auch eine dünne weisse Schneesicht auf dem Boden unserer Baracke.

Damit wir in der Kälte nachts nicht mehr über die Freitreppe zum Klo hinunterlaufen mussten, stellte man ein so genanntes Trockenklo in den Vorraum zu unserer Baracke. Das war schon eine Erleichterung, auch wenn es nur eine Tonne mit einem Klodeckel darauf war und irgendeine Maid vom Hausdienst das Winterklo am nächsten Morgen leeren musste.

Einmal, als wir alle bereits um die Fahne standen, polterte es hinter uns, und Toni, die gerade an der Reihe war, das Winterklo zu entleeren, rutschte samt dem Trockenklo auf der Treppe im Freien aus. Leider ergoss sich sein Inhalt über die Ärmste!

Die meisten von uns, auch ich, holten sich eine Unterleibserkältung.

Ich hütete mich, diese Zustände meiner Mutter ausführlich zu schildern, sie wäre vor Entsetzen fast umgekommen oder mit Decken und warmen Kleidern sofort angereist. Das wollte ich ihr in diesen Kriegszeiten ersparen. Aber in Paketen schickte sie mir wiederholt die von mir gewünschten warmen Sachen.

Einmal durfte ich drei Tage auf der Krankenstation verbringen und wurde von Rosmarie W. gepflegt. Die Ausstrahlung dieser Führerin war irgendwie sehr erotisch. Ich genoss ihre Berührung und verliebte mich immer mehr in sie.

So lebte ich mich allmählich in diese neue Welt und Weiber-Hierarchie ein.

15. Oktober 1944

Erster Sonntag ohne Rosmarie, wie viele werden noch folgen?

Heute war evangelisches Jugendtreffen. Ich war mit Sylvi u. Esti im Festgottesdienst in St. Stefan, dann von 2-4 Uhr Bibelauslegung u. Singen im Betsaal. Zwischendurch kam Alarm. Heidis Mutter u. ich waren die einzigen Mütter unter 100 jungen Mädchen. Frisch, anregend u. ernst ging alles vor sich.

17. Oktober 1944

Grosse Wäsche u. sonst vielerlei.

Ein Portrait-Maler stellte sich vor, evt. einmal für später. Von Rosmarie endlich ein Brief, ziemlich ausführlich. Es muss ein grosses Barackenlager sein in der Höhe. 2 Pakete haben wir schon fortgeschickt.

18. Oktober 1944

Ja vor einem Jahr, da brauchte ich noch nicht zu hetzen, da war Hanni noch da u. mein Kind noch nicht im Arbeitsdienst.

Nun sollen alle Männer, die noch da sind, in einem Heimatheer zusammengeschlossen werden. Himmler verkündete es diesen Abend. Was noch?

19. Oktober 1944 (Malis Geburtstag)

Mali will erst am Sonntag etwas gefeiert werden, nur Hühnchen kündigten seinen Geburtstag an. – Ein Regentag, da genießt man doppelt sein gemütliches Daheim. Wie lange wohl noch?

Rosmarie schrieb wieder, sie hat bestimmt etwas Heimweh. Wir schreiben ihr fleissig, – ach wie gerne würde ich sie besuchen.

Sonntag, 22. Oktober 1944

Papi wie üblich gefeiert, nur unsere Rosmarie fehlte. Ob sie daran dachte?

Die kleine Sekretärin von Papi kam zum Gänsebraten u. unsere Nachbarn, mit denen wir musizierten, zum Tee. Aus einem Spaziergang wurde wieder nichts. Abends ging Papi noch zu Dr. K. zum Triospielen.

28. Oktober 1944

Ganz viel Post von Rosmarie, nun wissen wir endlich, was sie treibt u. erlebt – noch mehr möchte man wissen. Peter hatte einen Bekannten zum Abendessen, einen Schauspieler aus Prag, er trug uns einige Gedichte vor. Für Rosmi hatte ich vieles zu richten.

8. November 1944

Heute ein wahnsinniger Herbststurm. Karten von Peter, der 2 Angriffe auf München erlebt hat u. von Rosmi. Papi ging abends zu Sp. hinüber zum Quartettspielen. Später ging ich auch noch hin u. beobachtete die spielenden Männlein. Frau Dr. Sp. ist immer unterhaltsam. Ihre Wut gegen das Nazi-Regime ist enorm. Die politischen Gespräche, besonders von Dr. K, interessieren mich immer mächtig. Papi ist klug u. weise, er sagt nicht viel, er liest uns immer Friedrich den Grossen u. den 30-jähr. Krieg von Schiller vor.

Der Todesengel

An einem Wochenende im November wollte mich mein Vater besuchen. Ich freute mich sehr darauf und reservierte über der Brücke beim Raith-Wirt ein Zimmer.

Am Freitagabend, als ich im Dunkeln die Steintreppe hinunterging, sah ich auf einer kleinen Mauer eine Gestalt sitzen. Zuerst dachte ich, es sei eine der Arbeitsmädchen, und wunderte mich, dass sie in der Kälte so unbeweglich dasass.

Dann erkannte ich allmählich, dass es ein Engel sein musste, denn er hatte an seinem Rücken Flügel. Er war nicht sehr gross, eher wie ein Kind und erschien mir sehr verschwommen. Ich getraute mich nicht näher an ihn heranzutreten und ihn anzufassen. Dann löste sich die Engelsgestalt auf.

Ich erzählte niemandem, auch nicht Toni und Martel von dieser Erscheinung.

Am kommenden Morgen rief mich Rosmarie W. in ihr Büro, ich sollte einen Hut, der zur Uniform gehörte, anprobieren. Warum ausgerechnet ich? Die anderen Arbeitsmädchen erhielten noch keinen Hut, ich war ja erst einige Wochen hier, und es bestand dafür kein besonderer Anlass. Ich machte blöde Witze über diesen braunen Hut.

Jeden Abend mussten wir vor dem Abendessen im Zimmer der Lagerleiterin Fräulein St., einer ehemaligen Lehrerin aus dem Ruhrgebiet, vor einer grossen Deutschlandkarte stehen und die neuesten Nachrichten über Siege und siegreiche Rückzüge der Deutschen Armeen aus dem Radio anhören.

Kleine Fähnchen an Stecknadeln wurden auf Grund der Nachrichten in der Karte neu gesteckt. Mir fiel auf, dass die Fähnchen auf der Ost- und Westseite Deutschlands immer weiter ins Landesinnere verschoben wurden. Die Russen drängten beängstigend auf uns zu. Regen lag nahe der Grenze zur Tschechoslowakei, die sie fast erreicht hatten.

Im Westen hatte im Sommer die Invasion in der Normandie begonnen. Die Alliierten rückten bereits gegen den Rhein vor.

Trotzdem wurde aus dem Lautsprecher alles beschönigt und nur von einem strategisch wichtigen Rückzug berichtet. Die Verluste der Feinde mussten immens sein. Ich wurde nicht klug daraus.

Anschliessend gingen alle zum Abendessen. Die Lagerleiterin behielt mich zurück.

Zögernd wollte sie mir irgendetwas berichten, von einem Unfall, den mein Vater hatte. Zuerst meinte ich, es sei ihm in der Fabrik etwas zugefallen. Ich wollte Genaueres wissen und bedrängte sie. Dann musste ich erfahren, dass der Unfall auf der Strasse geschah und mein Vater nicht mehr lebte.

Das konnte ich nicht fassen, nicht glauben, nicht annehmen. Es war so fürchterlich, dass ich ganz steif wurde vor Entsetzen. Später erst konnte ich weinen. Die Kameradinnen versuchten mich zu trösten.

Am nächsten Morgen brachten sie mich auf den Zug. Ich hatte die Uniform mit dem braunen Hut an und eine mühsame Reise nach Lindau vor mir.

Der Münchner Hauptbahnhof war zerstört, deshalb hielt unser Zug weit ausserhalb von München an. Lange musste ich mich zu Fuss quer durch die Stadt Richtung Süden durchfragen. Mit verschiedenen Fahrzeugen, die mich mitnahmen, konnte ich endlich Memmingen erreichen. Ich döste in einem Wartesaal vor mich hin, bis endlich ein Zug nach Lindau eintraf. Wie in einem bösen Traum gelangte ich schliesslich nachts nach Lindau.

Peter wartete in Lindau alle Züge ab, bis ich endlich am Morgen gegen 4 Uhr eintraf. Ich war froh, dass er mich abholte.

Alles war so furchtbar traurig – meine Mutter, die Geschwister, der kleine, kaum 6-jährige Bruder, die vielen Menschen, die Beerdigung. Es war für uns nicht zu fassen, dass es keinen Vater mehr gab.

Nein, es war kein Heldentod, sondern ein ganz gewöhnlicher Tod, aber er schmerzte genauso.

Der Todesengel kam mir in den Sinn. Wollte mein Vater sich von mir verabschieden?

13. Nov. 44 (Letzter Eintrag vor dem Tod ihres Mannes]

Nach dem Abendessen spielte Papi mit Sylvi zusammen die Händelsonate. Ich lauschte, – die beiden waren ganz stolz, wie schön es töne! «Gute Nacht, Fraueli» war sein letztes Wort, als er vor mir zu Bett ging.

Nach einem Jahr hat meine Mutter diese Tage in ihr Tagebuch nachgetragen.

14. November 1944

Mali ist tot. Der schwerste Tag meines Lebens! Dass man soviel Schweres aushalten kann!

Wir assen noch gemeinsam zu Mittag, dann verliess er uns, um nach Friedrichshafen zu fahren. Ich ging mittags zur Stadt, es war kalt u. dunkel u. mein Herz so schwer. Um 8 Uhr erschien kein Mali wie gewöhnlich, sondern es kam ein Anruf von einem Polizisten aus Tett nang. Ich war am Apparat und nach langem Quälen erfuhr ich die bedrückende Wahrheit, – unser Papi sollte tot sein. Nein, wir glaubten es nicht. Dr. E. fuhr mit Peter gleich nach Tett nang, unterdessen blieb Charlöttli, seine Frau, bei uns.

Sylvi kam um 10 Uhr aus der Gemeindejugend, ich bereitete sie auf das Furchtbare vor. Sie heulte u. tobte, ach mein Herz brach fast.

Gegen Mitternacht kehrten die beiden Boten zurück, es war so – unser Papi lebte nicht mehr. Er war in Tett nang zu einem bekannten Bauer gegangen, um einiges zu holen. Auf dem Heimweg traf ihn vor dem Bahnhof ein Schlag. In der Nacht kein Auge zugetan. Für mich stürzte die ganze Welt ein.

15. November 1944

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, niemand kann es fassen. Ich wandle fast unwirklich dahin.

Gestern Abend erwachte Dieterlein und sagte: «Ist Papi noch nicht zurück? Warum kommt er so spät?»

Heute früh musste ich ihm das Schreckliche sagen, oh ich musste mich so zusammenraffen.

«Was, Papi ist im Himmel? Das muss ich gleich Bärbel [seiner kleinen Nachbarsfreundin] sagen.» Ganz natürlich nahm es der arme kleine Mann.

Der ganze Tag verging mit viel Aufregungen. Maja ist auch ganz erledigt und tieftraurig und erst Peter. An Rosmarie muss ich auch immer denken.

16. November 1944

Man hat keine Minute der Besinnung, ein Kommen und Gehen von lieben Menschen, die alle tiefergriffen sind. Viele Telefone, Kränze und Blumen kamen. Dann war ich mit Herrn K. und Peter auf dem Friedhof um für Mali einen Ruheplatz auszusuchen. Einen Staatsplatz wollte man mir geben, aber ich entschied mich für einen ruhigeren, einsameren Platz am Ende des Friedhofs, mit Blick in den Wald und auf den Pfänder. Ich mache alles traumwandelnd. Ob wohl meine Rosmarie heute Nacht ankommt und morgen Bruder Max?

17. November 1944

Was für ein Tag! In der Nacht um 4 Uhr kam endlich Rosmarie an. Peter war mit dem kleinen Auto 3 mal an der Bahn. Ganz erledigt von der Reise und von allem kam mein Kind an. In München kam Rosmi noch in einen Luftangriff und gelangte auf einem Lastwagen stehend mit Mühe und Not weiter, wie furchtbar alles. Dann erschien Bruder Max aus Zürich, auch ganz erschüttert, später kam Ilse aus dem Elsass an. Wir waren eine grosse Tafel während 8 Tagen.

Mein grosser Bub musste mit dem Sargauto unseren Papi in Tettngang holen. Der Sarg wurde gleich in die Friedhofskapelle gebracht, wo viele schöne Kränze waren. Mit meinen 5 Kindern fuhr ich hin zur Kapelle, um Abschied zu nehmen vom Liebsten, was wir besassen.

18. November 1944, Beerdigungstag

Gegen 2 Uhr kamen die Autos, eines von Gregor, das andere von Peter gelenkt, um uns zum Friedhof zu bringen, wo schon eine riesengrosse Menschenmenge wartete.

Ich liess mich nicht fuhren, ging neben Herrn G. und meinem Bruder Max durch alles hindurch.

Der ganze vordere Teil der Kapelle war mit vielen Prachtkränzen ausgeschmückt. Auf dem Sarg lag unser letzter Gruss.

Meine Kinder standen bei mir, ich glaube, wir sahen alle ganz verstört und tieftraurig aus. Hunderte von Menschen gingen an uns vorbei und drückten uns die Hand.

Dieterlein warf noch die letzten Röslein vom Garten ins Grab.

Die Tage danach

Eine Woche länger als vorgesehen durfte ich dank eines ärztlichen Zeugnisses, das unser Hausarzt Dr. E für mich ausstellte, in Lindau bleiben.

Die Woche nach der Beerdigung habe ich weitgehend verdrängt. Es war ein ständiges Kommen und Gehen in unserem Haus, viele traurige Menschen.

Meine Schwestern und der noch nicht ganz 6-jährige kleine Bruder mussten wieder zur Schule. Fast kehrte der Alltag wieder ein, und doch spürte man immer wieder die grosse Lücke. Der Vater fehlte uns allen. Meine Mutter gab sich grosse Mühe, sie war tapfer und gefasst und musste unendlich viele Beileidsbesuche über sich ergehen lassen.

In unangenehmer Erinnerung blieb mir Onkel Max, ihr Bruder, der aus der Schweiz angereist kam. Er passte ganz und gar nicht in ein armes Kriegsland. Ich schämte mich fast, neben einem so eleganten Herrn im langen, erstklassigen Wollmantel und mit schickem Hut auf der Strasse gehen zu müssen.

Die Leute drehten sich nach ihm um. Ich spürte genau, was sie dachten: So sieht ein Spion aus oder ein Gentleman aus einem englischen Film, aber niemals jemand, der im fünften Kriegsjahr in Deutschland zu tun hat.

Onkel Max wollte auch das zerstörte Friedrichshafen besichtigen und fuhr mit meinem Bruder hin. Die Ruinen und die vom Krieg gezeichneten Menschen beeindruckten ihn sehr.

Was ich ihm aber nie verzieh: Ohne etwas zu sagen, setzte er sich in unserem Wohnzimmer an den Flügel und klimperte drauflos. Das verletzte mich zutiefst, denn unsere Trauer war noch frisch. Die Musik hatte meinen Vater umgeben, es war seine ureigenste Domäne. Hatte der Onkel kein Taktgefühl, wollte er uns mit seinem Klavierspiel aufheitern?

Er reiste wieder in die Schweiz zurück. Vielleicht ahnte er, dass er bald einmal die arme Flüchtlingsfamilie bei sich aufnehmen musste.

Ich sollte zurück in das Arbeitsdienstlager nach Regen. Es war mir klar, dass es keinen Ausweg gab. Ich ging auch nicht ungern, denn ich hatte dort neue Kameradinnen gefunden. Über die nahe Zukunft und ein mögliches Kriegsende machte ich mir nicht sonderlich Gedanken.

Peter begleitete mich bis München, er studierte dort Volkswirtschaft. Wegen seinem Lungenschaden musste er nicht Soldat werden – wer weiss, vielleicht hat ihm das sein Leben gerettet. Durch den frühen Tod unseres Vaters trat er in gewissem Sinn als Ältester an seine Stelle und übernahm viele Verantwortungen. Ich war froh, einen älteren Bruder als Stütze zu haben.

«Ich komme dich bald einmal in Regen besuchen», sagte er, als er mich in den Zug nach Deggendorf setzte, und reichte mir meinen Koffer und den Bratschenkasten ins Abteil. Viele warme Wintersachen, Bücher, Noten und Geschenke schleppte ich mit, und vor allem auch meine geliebte Bratsche, als ob ich mich damit gegen alles kommende Unheil schützen wollte.

7. November 1944

Heute bereits um 4 Uhr auf, Reiseproviant gerichtet an Stelle von Papi. Rosmarie schweren Herzens fort, zum Glück mit Peter. Kaum waren die beiden weg, kam richtiger Alarm. Hoffentlich kamen sie gut durch. Ein Elend ist all überall.

23. November 1944 [Dieters 6. Geburtstag]

Diesen Morgen feierten wir Dieterlein ganz wehmütig, ohne seinen geliebten Papi. Eisenbahnschienen hatte Mali sich noch ausgeliehen für seinen Sohn, die stellten wir ihm auf. Sonst war fast kein Geschenk aufzutreiben, – aber als erstes stürzte sich Dieter auf die Fotos von seinem Papi, die ich in einem Rahmen aufgestellt hatte.

Wieder im Lager

Im Bummelzug von Deggendorf nach Regen sass ausser mir nur noch ein Soldat. Er wollte unbedingt neben mir Platz nehmen, rückte immer näher, fummelte mit faulen Sprüchen unangenehm an mir herum und meinte, er hätte im leeren Abteil leichtes Spiel mit so einer naiven Maid in der braunen Uniform.

Als Indianerhäuptling wusste ich mich zu wehren. Als er immer aufdringlicher wurde, schlug ich ihm auf die Finger, versetzte ihm unerwartet mit meinem Bein einen energischen Tritt in den Bauch und flüchtete in die enge Toilette. Ich schloss mich ein und verbrachte dort die zwei-stündige Zugfahrt nach Regen.

Im Lager empfangen mich alle sehr liebevoll. Meinen Freundinnen vom Schwammerl-Klub verteilte ich die mitgebrachte Schokolade, eine seltene Köstlichkeit im letzten Kriegswinter.

Im Aussendienst wurde ich der Bauernfamilie Süess 1 zugeteilt. In diesem abgelegenen Bauernhof war die Bäuerin allein mit sieben Kindern und einem Knecht aus der Ukraine. Ihr Mann kämpfte als Soldat an der Ostfront und kam nur einmal im Jahr in den Urlaub.

«Wenn er nur wieder zurückkommen wird», dachte ich.

Frau Süess merkte bald, dass ich weder vom Kochen noch Nähen oder Putzen, ja nicht einmal vom Geschirr-Abwaschen eine leise Ahnung hatte. Ich schämte mich, weil ich ihr keine grosse Hilfe war. Zum Glück durfte ich mich um die Kinder kümmern, was ich auch zu gerne tat. Mit den Grösseren machte ich Aufgaben und allerlei Spiele, den Kleineren erzählte ich Geschichten, und bald wollten alle sieben nur noch um mich sein.

Leider gab es einmal in der Woche einen Washtag. Da musste ich draussen im Hof am Brunnen die ganze Dreckwäsche vom Knecht und den sieben Kindern mit einer Bürste und einem Stück Seife auf dem Waschbrett schrubben und in eiskaltem Wasser im Brunnentrog spülen. Immer war es unter null Grad, meine Hände waren rot gefroren und schmerzten.

Zum Essen gab es täglich Kartoffeln oder Knödel, dazu Runkelrüben, eingemachte Bohnen und manchmal eine Wurst. Am Samstag bereitete die Bäuerin bereits den Sonntagsbraten zu, von einem eigenen, geschlachteten Schwein. Ich brachte fast keinen Bissen runter, das Schwein tat mir Leid. Jeden Tag musste ich die Schweine füttern und bekam sie mit ihrem lustigen Gegrünze ganz gern.

Auch Äpfel oder Birnen, Milch und Most waren täglich dabei und von der Bäuerin selbstgebackenes Brot. Mit den Lebensmittelmarken erhielt sie Butter, Zucker, Mehl und ab und zu sogar Süssspeisen.

Alle wurden noch satt.

Es wurde immer kälter, bald fiel Schnee, und ich konnte meine aus Lindau mitgeschleppten Skier für den langen Weg bis zum Hof Süess 1 gut gebrauchen. Auf dem Rückweg ging es bergab, und da hätte ich bis zum Lager nur noch etwa zwanzig Minuten gebraucht, wenn ich nicht noch irgendwo Holz für unseren kleinen Eisenofen auftreiben musste. Das war bei Schnee gar nicht so leicht, zudem durften die Holzstücke nicht zu gross sein, sonst wären sie unter der Skijacke aufgefallen. Also riss ich in meiner Not oftmals morsche Latten von alten Zäunen raus und stampfte mit dem Stiefel kräftig darauf herum, bis ich die kleinen Holzstücke gut unter der Skijacke oder dem Mantel verbergen konnte.

Nach dem täglichen Appell, dem Anhören des deprimierenden Wehrmachtsberichtes und dem kargen Abendessen, das oft nur aus dünnen Suppen und Brotscheiben bestand, machten wir fünf vom Schwammerl-Klub es uns gemütlich. Wir hockten in unserer Baracke ganz nahe um den kleinen Bullerofen, der manchmal fürchterlich qualmte und nach nassem

Holz stank. Die «organisierten» Esswaren aus der Speisekammer des Lagers trösteten uns.

Mit frischem, kaltem Schnee, der hinter unserer Baracke lag, und der geklauten Marmelade bereiteten wir einen «Gletschersterz» zu, einen Ersatz für Eiscreme, der uns herrlich mundete.

Leider wurde ich nach der fröhlichen Zeit bei der Familie Süess 1 mit den sieben Kindern dem Gehöft von Familie Süess 2 zugeteilt, das etwas weiter vorne an der kleinen Strasse lag.

Dort erlebte ich sehr Eigenartiges.

Der Bauer, der wegen einer Verletzung nicht mehr in den Krieg musste, wirkte auf mich sehr verschlossen. Auch die Bäuerin war längst nicht so warmherzig wie ihre Schwägerin nebenan, und von Kindern sprach man nie. Vielleicht, dachte ich, waren sie als Soldaten im Krieg oder hatten aus irgendeinem Grund keinen Kontakt mehr zu den Eltern.

Das Ehepaar lebte ganz zurückgezogen, ohne Knecht oder Magd. Nur ich kam täglich aus dem Lager, um ihnen bei der Arbeit zu helfen. Aber auch sie merkten bald, dass mit mir nicht viel anzufangen war. Alles, was sie von mir erhofften, misslang. Da sollte ich mit einer alten Nähmaschine Stoff in einen Unterrock einsetzen, währenddem sie auf dem Feld arbeiteten. Ich schwitzte vor Aufregung und gab mir die grösste Mühe, aber der Unterrock war unansehnlich zusammengeschrumpft, als sie zurückkehrten.

Ein anderes Mal erklärte mir die Bäuerin, wie ich Reiberknödel zubereiten sollte. Auch das war viel zu schwierig für mich, ich lernte daheim ja nie kochen, bei uns regierte eine Köchin.

Da blieb den Bauersleuten nichts anderes übrig, als mich auf dem Feld oder im Stall einzusetzen. Dort musste ich Rüben zerhacken und mit irgendwelchen Flocken und Wasser zu einem Futterbrei anrühren und den Schweinen in den Trog werfen.

Im Stall hörte ich immer ein leises Singen. Wer konnte das nur sein?

Eines Morgens, als ich etwas früher als gewöhnlich eintraf und die Türe öffnete, sah ich ein etwa 18-jähriges junges Mädchen mit offenem

blondem Haar in einem weissen Nachthemd in der Stube stehen. Die Bäuerin bürstete ihr die Haare. Es war eine Erscheinung wie aus einem Märchen. Die Bauersleute wurden verlegen, die Bäuerin verschwand mit dem schönen Wesen rasch nach oben.

«Sagst niemandem was, b’haltst alles für dich, hast’ verstanden?», raunte mir der Bauer zu.

Ich nickte.

Jeden Tag beim Futterzubereiten hörte ich wieder das zarte Märchenwesen singen.

Es wurde mir klar, sie mussten die Tochter verstecken, weil sie geisteskrank war. Sie wäre sonst für immer in eine Anstalt weggebracht worden. Das hatte mir Martel erklärt, als ich ein ähnliches Erlebnis bei meinem ersten Einsatz beim Bauern Tramel hatte.

Ich begriff nun, warum die Bauersleute Süess 2 so bedrückt und verschlossen waren.

Bald kamen die Weihnachtstage, und ich war froh, nicht mehr den weiten Weg zu dieser traurigen Familie zurücklegen zu müssen.

25. November 1944

Telefon von Albert [der Bruder ihres Mannes], er sei eben in Lindau angekommen, er musste Colmar verlassen, über die Rheinbrücke bei Mondschein um Mitternacht. Tante Ilse war glücklich u. traurig zugleich. Nun kann Albert vieles von seinem Bruder erben.

2. Dezember 1944

Wieder Hochbetrieb!

Heute am Samstag tat ich alles, was sonst Mali getan hätte: Für 2 Italienerinnen u. eine Ukrainerin, die im Haus u. Garten gearbeitet haben, Vesper u. Kleider gerichtet. Die beiden Italienerinnen sind glücklich, dass ich mit ihnen reden kann. Eigentlich arme Menschen, sie haben seit Monaten keine Nachricht von ihren Familien.

3. Dezember 1944, Sonntag

Abends, wenn alle zur Ruhe gegangen, sitze ich so verlassen an meinem Schreibtisch, u. dann kommt das Schwere mit Gewalt über mich. Ach, wenn ich an die früheren Zeiten denke, an dieses Glück in diesem Haus – und jetzt! Dr. K. 's kamen zum Tee u. musizierten mit den Kindern, – hätte doch Papi seine Freude.

5. Dezember 1944

Die liebe Marianne hat uns noch einen Kranz aus Tannen u. Stechpalmen aus den Vogesen gesandt. Sie sitzen jetzt mitten im Kanonendonner, u. ich kann mich nicht mehr bedanken. Heute wieder viele Schweizer Briefe, aber noch nichts von Rosmi, leider. Sie fehlt mir sehr.

Mit dem Heizen muss man nun auch sehr sparen, alles wird dürftig u. knäpplich. Mali fehlt uns überall!

Der Besuch

Es war kurz vor Weihnachten, gegen 5 Uhr, schon fast dunkel. Ich kam gerade vom Aussendienst zum Lagertor herein, da rief mir Wilma zu: «Rosmi, du hast Besuch, in einer schwarzen Uniform, ich glaube, es ist dein Bruder, er gleicht dir wie abgeschnitten, er wartet im Büro.»

«Mein Bruder hatte doch keine Uniform – wer konnte das sein?»

Ich eilte ins Büro – da sass Fritz und lachte mich an. Er wollte mich überraschen und machte diese weite Reise von Böblingen bei Stuttgart, wo sein Panzerregiment stationiert war und auf den Fronteinsatz vorbereitet wurde.

Ich freute mich riesig, Fritz war zu dieser Zeit für mich noch wie ein Bruder. Glichen wir uns wirklich? Er hatte schöne weisse Zähne, ich auch – wir glichen uns vielleicht auch, weil wir beide einen «Lachmund» hatten, ausserdem braune Augen und braune Haare, beide waren wir gross und schlank, aber sonst?

Im Lager verbreitete es sich wie ein Lauffeuer, dass mein Bruder zu Besuch gekommen sei, ein SS-Soldat.

Dummerweise war die Uniform der Panzersoldaten auch ganz schwarz wie diejenige der SS. Man musste sehr genau auf das Revers schauen, dort war bei den SS-Uniformen ein Totenkopf angebracht.

Ich erhielt Urlaub und durfte abends mit Fritz ausgehen.

«Warte, ich ziehe mich ganz rasch um, dann gehen wir in ein nettes Lokal im Städtchen, wo man sogar noch was zu essen bekommt», rief ich Fritz zu.

Ich rannte die verschneiten Steintreppen hinauf in unsere Baracke, zog das blaue Arbeitskleid und die Schürze aus und die stinkigen Strümpfe, stopfte alles in meinen Spind, hastete in die Dusche und erschien wenig später im braunen Kostüm wieder bei Fritz.

«Na, du siehst ja richtig edel aus», spöttelte Fritz und gab mir galant den Arm. «Komm, wir wollen keine Zeit verlieren, morgen muss ich bereits wieder fort. Ich habe nur eine Woche Fronturlaub über Weihnachten, dann geht's los.»

Ich wollte von ihm Genaueres wissen.

«Rosmi, ich erzähle dir alles, wenn wir gemütlich zusammensitzen.»

Fritz war 19 Jahre alt, er hatte eine zweijährige Ausbildungszeit als Panzersoldat hinter sich und war jetzt bereits Unteroffizier. Das Abitur wurde ihm vor zwei Jahren geschenkt, weil er sich als 17-Jähriger freiwillig zum Militär gemeldet hatte. War das wirklich wahr, dass er im Januar mit seiner Panzerkompanie bereits an die Front geschickt wurde? Nein, ich verdrängte das, es konnte nicht Wirklichkeit sein.

Für mich war Fritz der Bruder meiner Freundin Vera, und erst ganz zart verspürte ich liebevolle Regungen für ihn.

Nach der einfachen Gulaschsuppe, in der ein paar Fleischstücke und Kartoffeln schwammen, wollte Fritz mir seine Unterkunft im Hotel Falter zeigen.

«Nachher begleite ich dich zum Lager, aber vorher will ich dich noch mit etwas überraschen.»

Wir sassen in dem einfachen, kalten Zimmer, Fritz nestelte an seinem Gepäck herum und zog eine kleine Schatulle heraus.

«Mach sie auf, Rosmi, es ist für dich und auch für mich.»

Ich war gespannt – zwei silberne Fingerringe kamen zum Vorschein. Ich ahnte es bereits, als ich die kleine Schatulle in den Händen hatte.

«Damit wir uns nie vergessen», sagte Fritz und steckte mir den kleineren Ring an meinen linken Ringfinger. Er passte genau.

«Steck mir meinen an», bat er mich sehr ernsthaft, «das ist der Brauch zwischen zwei Menschen, die sich lieben und einander treu bleiben wollen.»

Ich tat es, war mir aber nicht so ganz sicher, ob ich Fritz wirklich liebte. Ich fühlte mich für diese Zeremonie noch nicht reif genug, wollte ihn aber nicht enttäuschen.

«Sobald der Krieg einmal zu Ende ist, wollen wir mit einem kleinen Boot den Rhein hinunterpaddeln, du und ich, und dann heiraten wir in einer romantischen Kapelle.»

Er umarmte mich fest und küsste mich – nur kurz, weil ich nicht so ganz bereit war. Ich spürte seine Tränen auf meinem Gesicht und fing auch an zu heulen.

Am nächsten Tag kam er nochmals zum Lagertor und verabschiedete sich von mir. Ich wollte nicht noch einmal geküsst werden, weil ich mich vor den anderen Maiden schämte, die uns wahrscheinlich aus irgendeiner Ecke heraus heimlich beobachteten. Auch hatte ich Angst davor, dass uns beiden wieder die Tränen kommen würden.

Wir zeigten uns noch einmal verstohlen unsere silbernen Ringe. Er winkte mir beim Fortgehen zu, weinte nicht, sondern lachte, um mich zu trösten. Ich lachte zurück und dachte an die gemeinsame Fahrt im Paddelboot den Rhein hinunter, auf die wir beide warteten.

Fritz fuhr heim nach Darmstadt, um das Weihnachtsfest bei seiner Familie zu verbringen. Es war sein letzter Urlaub, der so genannte «Abstellurlaub», den alle Soldaten erhielten, bevor sie an die Front mussten.

Im Januar erhielt ich von Fritz eine Postkarte aus Wien. Er zeichnete

darauf zwei ineinander verschlungene Ringe. Mit seiner krakeligen Schrift schrieb er: «Denk an mich, jetzt geht's an die Ostfront, Dein Fritz.»

Am 11. Januar in der Nacht erwachte seine Mutter, sie hörte Fritz laut rufen. Sie stand auf und ging zur Haustüre, ohne Licht zu machen, wegen der Verdunklung. Als sie die Haustüre öffnete, war Fritz nirgends zu sehen.

War es sein Todestag?

Kurz vor dem Einzug der US Army erhielt Tante Alex einen Brief des Kommandanten der Panzereinheit zugestellt. Vom ganzen Regiment seien nur zwei Soldaten übriggeblieben.

Tante Alex hoffte noch viele Jahre, einer von den beiden könnte Fritz sein. Sie gab Vermisstenmeldungen auf mit einer Photographie von Unteroffizier Fritz M. Sie erhielt von Betrügern, welche zu Geld kommen wollten, falsche Angaben. Sie hoffte und litt weiter. Sie suchte einen der berühmtesten Wahrsager auf, der seine Hand auf eine Photographie von Fritz legte und alle Krankheiten ihres Sohnes aufzählte. Merkwürdigerweise trafen aber alle auf seine Schwester Vera zu. Er prophezeite, dass Fritz zurückkehren werde, seinen Vater könne er jedoch nicht erkennen, er bleibe fort. Es war dann genau umgekehrt.

Germanische Weihnachten

Der Dezember war gekommen, mit Schnee und Kälte, und leise kroch ein Heimweh in mir auf, wenn ich mir das Weihnachtsfest in meinem Elternhaus vorstellte. Zum ersten Mal war ich nicht dabei und mein Vater auch nicht. Er würde allen fehlen.

Im Lager gaben sich die Führerinnen alle Mühe, eine Weihnachtsstimmung aufkommen zu lassen. Mit Tannenzweigen wurden die Gemeinschaftsräume dekoriert. Kerzen waren rar, sie wurden für die Festtage gespart.

Ein nordischer Weihnachtsmann, leider nicht auf einem Schimmel reitend und auch nicht auf einer Kutsche mit Rentieren sitzend, erschien am 6. Dezember und verlas aus seinem Buch allerlei über jede einzelne Arbeitsmaid. Es war eine ganz lustige Feier. Vom heiligen Sankt Nikolaus wurde nichts gesagt oder gesungen.

Rein gar nichts durfte an die Christgeburt erinnern. Wir sangen stimmungsvolle Lieder, von grauen Nebelschwaden, glitzernden Sternennächten, einem einsamen Schimmelreiter oder von Müttern, die ihre Kinder in den Schlaf wiegten.

Ich sang diese Lieder gern, sie lullten uns ein, wir vergassen das Heimweh, den Krieg und die Sorge, was alles noch kommen könnte.

Eines unserer Lieblingslieder, an das ich mich noch gut erinnere und das von allen trotz dem einfältigen Text mit Wonne gesungen wurde, hiess: «O du stille Zeit, ko-o-ommst, eh wir's gedacht, über die Berge weit, über die Berge weit. Gu-u-u-ute Nacht.»

Nein, nicht am Tag der germanischen Sonnenwende, am 21. Dezember, dem kürzesten Tag des Jahres, führten uns die Leiterinnen in den Wald. Sie wählten doch den 24. Dezember, wahrscheinlich, um uns die weihnächtliche Tradition nicht zu zerstören.

Ein grosser Tannenbaum mit brennenden Kerzen wartete in einer Waldlichtung auf uns. Es war schön anzusehen. Wir standen darum herum und sangen die vielen Lieder, die nichts mit der christlichen Weihnacht zu tun hatten. Nur ein ganz harmloses Lied erinnerte mich an unsere Weihnacht daheim: «O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter. Du grünst nicht nur zur Sommerzeit, nein auch im Winter, wenn es schneit, o Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter.»

Zurück im Lager verteilten wir untereinander kleine Geschenkpäckchen mit sehr bescheidenem Inhalt. Wer weiss, wo wir überhaupt noch etwas aufgetrieben hatten.

Ich schämte mich, denn ich erhielt so viele Pakete und Post von meinen Lieben daheim, von der Mutter, meinen Geschwistern, Freundinnen, Verwandten, und manche meiner Kameradinnen gingen leer aus.

Rosmarie W. las uns mit ihrer wohltuenden Stimme eine Weihnachtsgeschichte von Ludwig Thoma vor, in der kein Christkind erwähnt wurde. Wir musizierten auf Blockflöten und Geige, ich spielte auf meiner Bratsche, und dann gab es ein für Kriegszeiten wunderbares Festessen.

In der kalten Schlafkammer zog ich die Decke über mein Gesicht und weinte leise. Ich dachte an unsere Weihnachtsfeier daheim und an den Vater, den es nicht mehr gab.

7. Dezember 1944

Heute war wieder Hochbetrieb. Weihnachtspakete mussten weg für Rosmi. Erst heute eine Nachricht von ihr.

Albert kam wieder zurück, viel hat er erlebt. Freiburg ist furchtbar zerstört. Wahrscheinlich kommt noch ein alter Onkel zu uns. Alles wird belegt. Und von unserem Kohlenvorrat sollen wir abgeben. Schlimm u. schlimmer wird's!

23. Dezember 1944

Heute hat alles mitgeholfen den Baum u. die Guetzliteller zu richten, nur Mali fehlt halt überall. Er begleitet uns vielleicht im Geiste. Zum Glück kam Peter nach Hause aus dem ganz zerstörten München, über Garmisch. Und unsere Rosmarie darf nicht kommen, armes Kind, das erste Weihnachten in der Fremde.

24. Dezember 1944

Ilse u. ich richteten das Weihnachtszimmer, während die Onkels mit den Kindern in der kirchlichen Weihnachtsfeier waren. Peter fabrizierte ein Eis. Heute immerzu Alarme.

Die Tischchen sind wieder schön beladen, von allen Seiten kamen Päckchen. Wir feierten alles genau so, als wäre unser Papi unter uns. Alle waren recht vergnügt und zufrieden. Die Fische und das Eis schmeckten!

Ich beherrschte mich, aber heimlich muss ich manchmal losheulen. Und unsre Rosmarie fehlte auch so sehr.

25. Dezember 1944

Richtiger Besuchssonntag Ich kam nicht zum Haus heraus, es herrscht z. Z. eine bissige Kälte. Abends bis Mitternacht kam Frau B. mit Heidi und Hans-Gerhard. Da wurde gesungen und nachher Spiele gemacht. Sehr lustig ging's zu, Papi hätte auch seine Freude gehabt. Schnell noch Rosmi erzählt von unserem Fest.

29. Dezember 1944

Eine grosse musikalische Runde von 15 Personen sass heute bei uns zum Streichquartett. Papi hätte sich auch gefreut. Wenn er doch dabei wäre, ich kann Herrn Dr. Sch. gar nicht an Papis Cello sehen. Noch sitzen wir in unserem schönen Heim bei Glühwein und Guetzli zusammen. Wir haben s noch gut, was wird in einem Jahr wohl sein? – Rosmi fehlt.

Die Fahnenjunker vom Fliegerhorst

Grosse Aufregung, die Fahnenjunker, das waren Offiziersanwärter, die in einem so genannten Fliegerhorst in Straubing ihre Ausbildung zu Kampffliegern absolvierten, wurden in unserem Lager als Besucher erwartet.

Es handelte sich um blutjunge Burschen, die aus Tausenden von Bewerbern für den begehrten Fliegerjob ausgewählt wurden. Es mussten ausserordentlich begabte, besonders geeignete junge Männer sein. Dies jedenfalls wurde bei uns im Lager herumerzählt.

In unserem Bienenhaus gab es schliesslich kein einziges männliches Wesen. Einige meiner Kameradinnen lernte ich plötzlich von einer ganz neuen, mir bisher unbekanntem Seite kennen. Aus den biederem Arbeitsmädchen, in blauem Rock mit Schürze und hinter dem Kopf zusammengebundenem Kopftuch, entwickelten sich eitle junge Frauen.

Sie durften sogar nach Regen zu einem Frisör, um sich Locken wickeln zu lassen. Sie kauften sich Schminksachen und Parfum.

Ich gehörte nicht zur Schar der Eitlen und war überhaupt nicht besonders beeindruckt vom bevorstehenden Anlass.

Mir wurde die Gestaltung des Schau-Programms übergeben, was mich riesig freute und sehr beschäftigte.

Ich studierte mit Wilma aus München, welche eine geübte Balletttänzerin war, eine Tanzpantomime nach dem bekannten Menuett von Boccherini ein, das ich bereits einmal in unserem Garten in Lindau mit einer Freundin aufgeführt hatte. Wilma war eine charmante Marktfrau und ich ein galanter Schelm, der ihr zuerst einige Äpfel stahl, sich dann aber in sie verliebte und mit ihr tanzte.

Aus meinem Spielscharrepertoire brachte ich den zwölf Mädchen aus unserer Schlafkammer einige geeignete Gesangsnummern bei, ein lustiges Quodlibet, in dem alle Instrumente nachgeahmt wurden, und «Unlängst schrieb ich eine Oper», eine kleine Gesangskomödie.

Weil die Junker vom Fliegerhorst bereits am Wochenende erwartet wurden, kamen wir ziemlich unter Zeitdruck. Tagsüber arbeiteten wir bei unseren Bauersleuten, und abends probten wir bis spät in die Nacht.

Ich genoss diese Vorbereitungszeit sehr und spürte wieder, dass ich die Musik, das Singen, Tanzen und Darstellen später einmal zu meinem Beruf machen wollte. Schade, dass ich statt in der Musikausbildung in Seefeld im Tirol nun im RAD gelandet war.

Der ersehnte Samstag war gekommen. Alle mussten früh aufstehen, jede der 40 Maiden hatte eine Aufgabe zugeteilt bekommen. Wie froh war ich, dass ich der Putz- und Kochmannschaft entkommen war. Ich durfte mit einigen anderen den grossen Aufenthaltsraum dekorieren und einrichten.

Mitten in dieser Arbeit ertönte lautes Geschrei: «Kommt schnell, schaut her.»

Wir stürzten nach draussen und sahen direkt vor unserer Nase drei so genannte «Stukas» im Tiefflug über den Fluss Regen brausen, dann unter dem Bogen der hohen Eisenbahnbrücke hindurchtauchen und auf der anderen Seite steil nach oben davonfliegen.

«Wahnsinnig sind diese Fahnenjunker. Stellt euch vor, wie gefährlich, wenn die in ihren Maschinen den Brückenbogen nicht genau er-

wischt hätten», so tönte es aufgeregter durcheinander. «Warum tun die so was?», fragten einige. «Na, ist doch klar, die wollten uns begrüßen und uns imponieren», meinten andere.

Sturzkampfflieger genossen in Deutschland grosses Ansehen. In solchen Maschinen sassen todesmutige Piloten.

Hoffentlich müssen diese jungen Flieger nicht auch bald in einen Fronteinsatz wie Fritz, dachte ich.

Dann kam der ersehnte Abend. Unsere Gäste kamen in einigen Militärautos angefahren. Frische junge Kerle, sicherlich noch nicht lange aus der Schule entlassen.

Im Speisesaal sassen wir gemischt aufgereiht. Immer ein Fahnenjunker neben einer von uns. Links neben mir sass ein groß gewachsener hübscher, blonder Jüngling, ganz dem Ideal der Nazis entsprechend. Wir unterhielten uns über unseren Heimatort, er stammte aus Memmingen, nicht so weit von Lindau entfernt, über unsere Schulzeit und unsere Liebhaberinnen.

«Fliegen war immer schon meine grosse Leidenschaft», erzählte er mir. «Schon als kleiner Junge bastelte ich mit meinem Vater Modellflugzeuge. Ich bin froh, dass ich nicht zur Infanterie musste.»

«Wie lange dauert eure Ausbildung im Fliegerhorst?»

«Eigentlich vier Jahre, aber wegen dem Krieg nur noch zwei.»

«Kommt ihr schon bald in den Einsatz?»

«Das weiss man nie so genau. Das kann schon morgen oder übermorgen sein.»

Ich wollte noch wissen, ob er sich einen Kampfeinsatz wünschte oder ob er Angst davor hatte, auf Ziele und Menschen schießen zu müssen. Ich verkniff mir aber solch blöde Fragen.

«Oh, das ist aber ein wirkliches Festessen», lobte er zuerst einmal die Eierstichsuppe und ass mit grossem Appetit auch die darauffolgenden Speisen: das geschnetzelte Schweinefleisch mit den bayrischen Semmelknödeln – eingeweichtes Weissbrot mit Gewürzen vermenschlicht -, den Rotkohl und vor allem den Nachtisch, eine schlaberige Schokoladencreme aus Puddingpäckchen. Keiner in unserer Runde war am Ende des Krieges noch anspruchsvoll.

Dann folgte die Vorführung der verschiedenen Tänze und Gesangsnummern unter meiner Regie. Ich war ziemlich aufgeregt, denn ich musste ja noch schnell mein improvisiertes Kostüm anziehen: Hose, Bluse, darüber ein Gilet mit Halstuch. Meinen RAD-Ausgehut knüllte ich zusammen und steckte eine Feder darauf.

Wilma sah reizend aus als Marktfrau. Sie wirkte als Tänzerin sehr professionell im weiten, schwingenden Rock mit Blüschchen und einer Blume in die blonden Locken gesteckt.

Ob den jungen Herren die eher naiven Singspiele, die wir aufführten, gefallen haben?

Nach scheppernder Schallplattenmusik wurde dann noch getanzt, bis spät in die Nacht hinein. Einige der Maiden waren ganz ausgelassen, andere blieben eher still und zurückhaltend. Die jungen Flieger wirkten höflich und wohlherzogen. Ich beobachtete keinen, der sich mit seiner Tänzerin heimlich davongemacht hätte. Wohin auch?

Einzig die hübsche Toni aus München schien mir recht verliebt in ihren Junker.

Wir waren ja schliesslich kein «Lebensborn-Lager», in das nur reinrassige germanische Frauen mit ebensolchen Männern verkuppelt wurden, damit ein guter Nachwuchs für Deutschland gezüchtet werden konnte. Davon wusste ich aber damals noch nichts.

Mein Tischherr blieb mir fast den ganzen Abend treu zur Seite. Er hiess Sigurd, ein deutscher Modename. Nicht zu vergleichen mit Fritz, der nur so getauft wurde, weil sein Vater so hiess.

«So heissen norwegische Fürsten und Wikinger-Seeleute», belehrte er mich.

«Dein Name passt eigentlich auch sehr gut zu einem Flieger», sagte ich, weil ich ihn damit zum Abschied erfreuen wollte.

Wir tauschten noch unsere Heimatadressen aus, hörten aber nie wieder etwas voneinander.

Auch aus dem versprochenen Gegenbesuch unserer RAD-Gruppe im nahe gelegenen Fliegerhorst wurde nichts.

Dafür rasten am Sonntagmorgen wieder drei Stuka-Flieger unter der

Eisenbahnbrücke hindurch. Damit wollten sie danke schön und auf Wiedersehen sagen. Auch ein paar Briefchen liessen sie fallen. Natürlich war einer für die hübsche Toni dabei, die sich verliebt hatte.

Am nächsten Tag konnte man im Städtchen Regen hören: «Na, des waren halt schon die feindlichen Tiefflieger, die unter der Brücke hindurchsausten.»

Ob diese tollkühnen jungen Flieger noch irgendwo zum Einsatz kamen? Hoffentlich beherrschten sie den Schleudersitz und konnten sich nach einem Abschuss mit dem Fallschirm retten.

Die Kriegslage Deutschlands wurde immer ernster. Niemand glaubte mehr an den versprochenen Endsieg mit den Wunderwaffen, oder doch?

Auf London wurden V2-Raketen abgefeuert, wie wir aus dem Radio erfuhren, das löste eine riesige Begeisterungswelle in der Bevölkerung aus.

7. Januar 1945

Schon ists Mitternacht, seit 4 Stunden Alarm. Über 1 '000 Bomber surrten über uns hinweg. Unbeschreiblich wars. Wir liessen Dieterlein auf dem Wohnzimmer-Sofa schlafen. Peter hat wahrscheinlich wieder den schweren Angriff mitgemacht.

Dr. Ks waren wieder zum Tee da u. musizierten mit den Töchtern. Wir zündeten zum letzten Mal – vielleicht für immer in unserem Haus – den Christbaum an. Was für eine Zeit!

15. Januar 1945

Heute noch ein letztes Expresspaket für Rosmi gerichtet. Sie schrieb ausführlich. Ihre 7 Bauernkinder sind krank, vielleicht sogar Scharlach, wenn sie nur nichts erbt, zum Schluss noch.

Peter ging gestern u. heute übers Land. Albert ist ein «tusiger» Polizist, besonders wegen Türen schliessen u. Heizkörper abdrehen.

Brief aus der Schweiz, sie meinen, dass ich bald komme. Mit dem Essen wird es auch knäpplich in der Schweiz, die Armen!

27. Januar 1945

2 gute Nachrichten: Briefe in die Schweiz sind wieder erlaubt zum Glück u. Rosmarie hat das Expresspaket erhalten.

Bedenklich sieht es im Osten aus. Die Russen sind bereits in Oberschlesien u. Ostpreussen. Aus Breslau müssen alle Menschen fort, – bei dieser Kälte – und nach Berlin ist es nicht mehr weit.

Das Reisen wird nun auch ganz verboten.

22. Februar 1945

Heute Alarm über Alarm, man kam nicht aus dem Haus heraus. Schnell habe ich mit Onkel Charlie die Gemälde von Papi u. mir, nebst den Lebensbüchern der Kinder eingepackt, ich darf sie nach Zürich senden.

Der kleine Dieter ist oft originell: «Warum kommt Papis Bild nach Zürich?»

Als ich versuche eine Erklärung zu geben, meint er: «Aber gell, Papi hat jetzt Ruhe, er muss nicht mehr so furchtbar arbeiten und sich ärgern.»

O der kleine Kerl, er hat recht.

Der Reichsadler wird flügelahm

Wie komme ich heim?

Eines Tages im Januar stand mein Bruder Peter da. Diesmal wollte niemand glauben, dass es mein Bruder sei. Nein, meinten die Kameradinnen, so unähnlich ist er dir, blond und blauäugig, das kann nicht sein.

Der Schwammerl-Klub kam gerne heimlich mit meinem Bruder in den Ausgang. Peter lud uns abends alle in den Gasthof Falter ein und war ein charmanter, unterhaltsamer Gastgeber. Wir machten lustige Gesellschaftsspiele, und er spendierte allen eine Süßspeise.

Regen hatte noch keine Bomben abbekommen und dämmerte verschlafen und fast friedlich im Bayrischen Wald vor sich hin.

Peter berichtete mir von den vielen schweren Luftangriffen auf München, die er zum Glück bisher alle heil überstanden hatte.

Er hat es gut, dachte ich, er muss nicht in den Krieg und in einem Panzer irgendwo an der Front kämpfen.

Auf dem Heimweg zum Lager kicherten und schäkerten wir Maiden übermütig mit meinem Bruder. Da sahen wir im Dunkeln eine Gestalt mit einer Taschenlampe auf uns zukommen, die uns an unsere Lagerleiterin erinnerte. Ja, tatsächlich sie war es. Was nun? Wir hatten ja keine Ausgangserlaubnis und waren heimlich über den Zaun geklettert, um uns mit Peter zu treffen.

Aber sie tat nicht dergleichen, als ob sie uns kennen würde. Auch am nächsten Tag gab es kein Nachspiel. Das rechneten wir der eher steifen und humorlosen Leiterin hoch an.

Peter fuhr wieder zu seinem Studium ins zerbombte München. Er

schärfte mir ein, ja rechtzeitig das Lager zu verlassen und irgendwie heimzukommen, bevor die Russen immer näherrückten.

Aber das war leichter gesagt als getan.

Woher konnte ich genau erfahren, wie es wirklich stand? In den Wehrmachtsberichten wurde sicherlich vieles verheimlicht. Eine aus unserem Club besass zwar ein altes Radio, doch es war viel zu riskant, heimlich einen feindlichen Sender zu hören.

Wir wurden nun fast täglich an den Bahnhof abkommandiert, wo wir helfen mussten, die vielen Flüchtlinge, die aus Schlesien vor den Russen flohen, zu betreuen. Es waren vor allem Mütter mit Kindern, auch ganz kleinen Säuglingen, die sie an die Brust hielten und stillen wollten. Ob sie noch genügend Milch hatten, nach all ihren Strapazen?

Die Flüchtlinge wurden in einer Turnhalle auf Stroh untergebracht, wir verteilten Woldecken und warmen Tee. Die Frauen und Kinder waren erschöpft und verängstigt, sie hatten nur das Notwendigste bei sich. Später schöpften wir ihnen Suppe aus, dazu erhielten sie eine Scheibe Brot.

Manche Gutsbesitzerfamilien kamen in eigenen Trecks, mit ihren Pferden vor die Wagen gespannt. Die Wagen waren voll beladen mit Bettzeug, Decken, Geschirr, Esswaren und allem, was man sonst noch mitnehmen konnte. Oben drauf sassen die Kinder. Meistens lenkten die Frauen die Pferdegespanne.

Jüngere Männer sah man keine, höchstens Grossväter oder alte Knechte.

Diese Familien mussten ihre Gutshöfe im Stich lassen. Sie waren oft wochenlang unterwegs, auf der Flucht vor den nachrückenden Russen.

Im Hotel Falter gab es einen alten Tanzsaal, den wir mit Stroh ausfüllen mussten. Dort wurden die Familien, die mit den Pferdegespannen ankamen, einquartiert. Für die Pferde wurden die alten Ställe hergerichtet.

Viele Frauen und Kinder weinten, waren krank und hatten Hunger. Sie erzählten mir, dass sie alles zurücklassen mussten, sogar das Vieh im

Stall. Von ihren Männern, die als Soldaten irgendwo an der Front standen, hätten sie schon lange keine Nachricht mehr. Manche Frauen hatten ihre Männer bereits verloren, sie waren in Stalingrad gefallen oder seither vermisst.

Am Abend, wenn wir uns um unseren Ofen setzten, tuschelten wir, dass der Krieg nicht mehr lange dauern könne. Wir glaubten nicht an den baldigen Endsieg mit irgendwelchen Wunderwaffen, von denen geredet wurde.

In unserem Lager wurde eine Arbeitsdienst-Gruppe aus Schlesien einquartiert. Die Mädchen hatten anstrengende Fussmärsche auf der Flucht vor den Russen hinter sich. Wochenlang waren sie unterwegs gewesen und wirkten sehr erschöpft.

Wir richteten den Aufenthaltsraum für sie her, legten Strohsäcke auf den Boden und gaben ihnen unsere zweite Woldecke. Auch das spärliche Essen teilten wir mit ihnen. Trotzdem wurden wir alle noch einigermassen satt, denn das Militär und auch der Reichsarbeitsdienst hatten Vorrang bei der Lebensmittelzuteilung.

Am 13. Februar gab es einen fürchterlichen Luftangriff auf Dresden. Wir hörten davon abends beim Appell. Über 30'000 Tote, vor allem die Zivilbevölkerung. Der Nachrichtensprecher wettete gegen die unglaublichen Kriegsverbrechen der alliierten Luftwaffe, welche Phosphor-Brandbomben über die ganze Stadt abgeworfen hatte. Ein unabsehbares Höllenfeuer breitete sich über der Stadt aus, und viele der flüchtenden Menschen verbrannten.

Die Dresdener Mädchen aus der Flüchtlingsgruppe waren verzweifelt und nicht zu trösten. Sie standen unter Schock, mussten annehmen, dass ihre Angehörigen umgekommen waren.

Ich war wütend über diese gemeinen Taten. Ich wusste damals noch nichts über die organisierte Massenvernichtung der Juden in den Konzentrationslagern. Nur wenige Erwachsene wussten davon, vielleicht gehörte mein Vater dazu, wenn er mit den Urlaubern aus seiner Fabrik hinter der geschlossenen Türe lange Gespräche führte.

Auch meine Mutter erfuhr erst später, als sie bereits in der Schweiz war, von den Gräueltaten der Nazis.

Durch die andauernde Propaganda fühlten wir uns immer noch dazu verpflichtet, Deutschland in dieser schlimmen Kriegszeit zu unterstützen. Nach dem halben Jahr Arbeitsdienst wurde man nicht entlassen, sondern in einen anstrengenden Kriegsdienst eingezogen.

Martel verliess als Erste das Lager, sie musste in einer Munitionsfabrik in der Nähe von München arbeiten. Sieglinde und Toni kamen nach Nürnberg als Strassenbahnschaffnerinnen. Wilma und andere wurden zur Flakabwehr abkommandiert. Dort mussten sie die Scheinwerfer bedienen und Munition nachreichen. Alles, um die Männer zu ersetzen, von denen es immer weniger gab.

Um dem allem zu entkommen und auch weil ich am liebsten Kinder betreuen wollte, meldete ich mich als Leiterin in ein Kinderland-Verschickungslager, KLV genannt.

Dorthin wurden Kinder aus Grossstädten, die hauptsächlich unter Luftangriffen litten, für mehrere Monate zur Erholung geschickt. Einige der Mütter lehnten es ab, dass ihnen die Kinder weggenommen wurden. Sie wollten in diesen unsicheren Zeiten zusammenbleiben und hausten lieber unter schlimmsten Bedingungen in den Luftschutzkellern.

Über Bethel, die befreundete BDM-Führerin aus Lindau, hoffte ich bald aus Regem wegzukommen und einem KLV-Lager zugeteilt zu werden. Trotzdem sie meinen Wunsch unterstützte und alle Hebel in Bewegung setzte, wartete ich vergeblich auf ein entsprechendes Schreiben. Es kam und kam nicht.

Meine Freundinnen aus dem Schwammerl-Klub und alle alten Kameradinnen waren weg. Ich blieb allein zurück mit den Flüchtlingsmädchen aus Schlesien.

Deutschland wurde von allen Seiten immer mehr eingeschlossen. Ich sah es täglich abends auf der Karte im Zimmer der Lagerleitung.

Am 8. März, dem Geburtstag meiner Schwester Sylvia, wurde Köln von den Amerikanern eingenommen. Im Wehrmachtsbericht hiess es: «Nur die Trümmer wurden den Feinden überlassen, es war ein strategisch wichtiger Rückzug unserer Armee.»

In den kommenden Wochen wurde ich immer nervöser, denn mein KLV-Brief liess mich im Stich. Ich wurde im Lager damit beschäftigt, in der Küche zu helfen und andere langweilige Arbeiten zu machen.

An einem Abend gegen Ende März, als wir wieder einmal den unglaubwürdigen Wehrmachtsbericht hörten, hielt mich Rosmarie W. zurück. Sie sprach leise und eindringlich zu mir: «Heute Abend hole ich deinen Koffer mit den Zivilkleidern beim Raith-Wirt ab, und morgen verschwindest du.»

Ich sah sie sprachlos an.

«Es ist Zeit, sonst kommst du nicht mehr rechtzeitig weg von hier, du musst ja bis Lindau durchkommen.»

Sie hatte Recht, und die Worte meines Bruders kamen mir in den Sinn.

«Komm morgen vor dem Fahnenappell um 6 Uhr zu mir hinunter und klopf leise an mein Fenster. Dann ziehst du dich in meinem Zimmer um. Schau, dass dich niemand aus dem Lager sieht, wenn du in deinen Zivilkleidern zum Bahnhof läufst. Stell dich ans Gleis und steig in den ersten Zug ein, der Richtung Donau und München weiterfährt.»

Ich sagte nicht viel. Rosmarie W., meine hübsche Namensschwester, meinte es gut mit mir, sie umarmte und küsste mich.

14. Februar 1945

Grossbetrieb mit Arbeitern. Kohlenherd, den unser vorsorglicher Vater noch kaufte, wurde in die Küche versetzt. Das Gas ist nur stundenweise zu gebrauchen, – alles, alles muss man sparen, jedes Zündholz.

4. März 1945

Unerhört, Basel u. Zürich wurden gestern während der Kirchenzeit mit Bomben beworfen. Absichtlich? Wer weiss es. Grossbrände gab es, besonders in Basel.

Bei Tisch gibt es öfters unangenehme Situationen, da Albert sich so schnell aufregt, besonders er u. Sylvi stossen zusammen.

Alles zerrinnt, ich sehne die Zeit herbei, wo ich fort kann mit den Kindern.

Albert musste zum Volkssturm.

8. März 1945, Sylvis 15. Geburtstag

Sylvi genoss ihren Geburtstag sehr, besonders Abends mit Heidi u. Susi beim Budenzauber, – das ganze Zimmerchen wurde verwandelt.

Wir waren 11 Personen zum Übernachten. Es gab Arbeit über Arbeit, aber ich tue es gern für die Kinder.

9. März 1945

Im Westen wird eine Stadt nach der anderen eingenommen, auch im Osten steht es ganz schlimm. Man lebt wie auf einem Vulkan. Wann soll man fort? Man wird aber nicht aus Deutschland heraus gelassen. Oh ich bin oft ganz unglücklich, so allein alles zu entscheiden.

Zurück durch den Krieg

War ich diese Gestalt, die frühmorgens auf der Landstrasse zum Bahnhof Regen wanderte? Seit einem halben Jahr zum ersten Mal wieder im eigenen blauen Wintermantel mit dem Fischgrätenmuster, darunter in meinem geliebten roten Wollpullover und den alten Skihosen, die auf die ausgelatschten Winterschuhe fielen. Ich fühlte mich fast etwas verloren in dieser Aufmachung und ebenso verloren auf einem Heimweg durch ein vom Krieg zerstörtes Land.

Ich schleppte meinen Koffer, damals konnte man ihn noch nicht bequem auf Rollen hinter sich herziehen. Die Bratsche hing an einem Riemen über meiner Schulter. Nein, die Bratsche wollte ich nicht im Lager zurücklassen, wie mir Rosmarie W. vorschlug, dann schon eher meine Skier. Irgendjemand würde sie im Schopf entdecken und vielleicht zu Brennholz machen.

Die Kindheit war sowieso zu Ende, jetzt, in den letzten Kriegstagen. Wenn es mir nur gelang heimzukommen. Am Bahnhof warteten unzähli-

ge Menschen. Solche in Uniformen und andere wie ich, die sich nun wieder als Zivilisten fühlen wollten. Ob alle ein Ziel hatten? Oder ob sie nur einfach weg wollten, so schnell als möglich den anrückenden russischen Truppen entkommen?

Mein Ziel hiess Lindau im Bodensee und war einer der südlichsten Zipfel Deutschlands. Sicherlich stand unser Haus noch, und alle warteten auf mich. Ich war ganz kribbelig vor Freude, als ich am Schalter die Fahrkarte nach Lindau löste.

Die Dampflokomotive riss mich mit ihren schrillen Pfiffen aus meinen Tagträumen. Die Abteile waren bereits übertoll, auch in den Gängen und auf den Treppenstufen drängten sich die Menschen.

Ein Soldat, der neben mir stand, riss von aussen ein Fenster auf und kletterte hinein. In meiner Verzweiflung stellte ich mich auf meinen Koffer und streckte die Hände zum Fenster hoch. Der Soldat zog mich hinein, sogar den Koffer reichte mir jemand von draussen nach. Es gelang mir, einen Platz im Gang zu ergattern, wo ich auf meinem Koffer sitzen konnte.

Die Mitreisenden waren alle mit sich selbst beschäftigt, kaum einer wollte sprechen. Manche Leute packten verstohlen eine Brotstulle aus und hatten sogar etwas zu trinken dabei.

Wir fuhren bereits etwa zwei Stunden. Eine lähmende Stimmung lag über uns allen. Plötzlich war ein leises Brummen zu hören.

«Achtung, Tiefflieger», rief eine Stimme. Sofort stürzten alle, die es schafften, nach draussen.

Ich rannte, so schnell wie ich konnte, vom Zug weg und kroch hinter eine Böschung im Feld.

Überall sah ich Menschen in Verstecken Schutz suchen.

Die Flieger flogen bereits dicht über unsere Köpfe, ich konnte die Gesichter der Piloten erkennen.

«Lass mich leben», betete ich und grub mein Gesicht in die Erde.

Nach etwa einer halben Stunde wurde es ruhig, die Flieger waren nicht mehr zu hören und zu sehen.

Ängstlich krochen die Menschen um mich herum aus ihren Verstecken, stiegen in den Zug und suchten nach ihren Habseligkeiten.

Einige Wagons waren zerschossen, ebenso die Lokomotive.

Neben den Geleisen, auf der Bahnlinie Richtung Landshut, bewegte sich ein langer Zug von Menschen.

Eine unter ihnen war ich, die Bratsche umgehängt. Den Koffer hatte ich im Zug zurückgelassen, er war eine zu grosse Last geworden.

Als ich mich umdrehte, sah ich noch Menschen auf dem Boden liegen. Sie konnten nicht mehr aufstehen und mit uns weiterziehen. Neben der Lokomotive in einer roten Blutlache – nein, ich wollte nicht mehr weiterdenken – lag der Lokomotivführer, im Krieg gefallen, hinter der Front, und der Krieg war doch schon fast vorbei.

Wir liefen und liefen etwa zwei Stunden, jeder aus unserer Reihe blickte ängstlich wieder einmal nach oben, aber es blieb still.

Ob Sigurd auch auf Menschen in einem Zug geschossen hätte oder sogar auf Menschen, die am Boden lagen?

Irgendwo stand ein leerer Zug auf einem Geleise, wartete er auf uns? Es war wie ein Wunder, wir stiegen ein, und er brachte uns bis Landshut. Ich war so müde, dass ich in der Nähe des Bahnhofs in meinen Mantel gerollt schlief, der Bratschenkasten war mein Kopfkissen.

Eine Frau verteilte warmen Tee und gab mir ein Stück Brot. Das tat gut. Ich fragte sie nach einem Zug nach München.

«Schau, dort kannst' einsteigen, wenn'd Glück hast, kommst' bis München rein, des is' aber eher unwahrscheinlich, weil München andauernd bombardiert wird und vom Hauptbahnhof und auch sonst fast nichts mehr steht.

Ich stieg in den Zug ein, ausser mir waren nur noch Soldaten im Abteil. Was die noch wollten oder tun mussten, war mir völlig unklar. Sie fragten mich aus, und ich erzählte ihnen, dass ich aus Lindau stamme.

«Hoffentlich kommst du noch durch, überall herrscht Chaos, du

musst auf Züge verzichten und sehen, dass dich ein Lastwagen mitnimmt», meinte einer, der mich ein wenig an Fritz erinnerte.

Die jungen Männer trugen alle noch ihre Uniform. Irgendwann kommen sie sicherlich in Gefangenschaft, malte ich mir aus.

Als ob sie meine Gedanken erraten hätten, sagte mir ein anderer: «Wir wollen möglichst weit in den Süden, dort sind die Amis, die behandeln die Gefangenen viel besser als die Russen.»

«Die Russen verschleppen uns nach Sibirien, von dort kommt kaum einer lebend zurück», meinte der Dunkelhaarige.

Wenn es nur Fritz nicht so ergeht, dachte ich.

«Die Hauptsache ist, man erwischt uns nicht und schickt uns nicht irgendwo an die Front.»

Unser Zug fuhr tatsächlich in den zerbombten Münchner Hauptbahnhof ein. Die Sirenen heulten wie wahnsinnig: Fliegeralarm!

Wir stürzten aus dem Zug, kletterten über die Geleise und suchten einen Schutzbunker. Die Soldaten kümmerten sich sehr zuvorkommend um mich. Der Fritz-Ähnliche stammte aus München und bot mir an, bei ihm unterzukommen.

Ich lehnte energisch ab. Wer weiss, wie diese Geschichte weitergegangen wäre. Nein, ich wollte möglichst auf direktem Weg heim.

Nachts schlief ich recht und schlecht im Bunker, eingeklemmt zwischen ächzenden und stöhnenden fremden Leibern.

Am nächsten Morgen ging ich vor den Bahnhof und wollte mir etwas zu essen kaufen. Da kam ein älterer Obst- und Gemüsehändler mit einem kleinen Lieferwagen dahergefahren. Ich konnte ein paar Äpfel erstehen, so eine Herrlichkeit!

Als er hörte, dass ich nach Lindau wollte, bot er mir an, mich bis Kempten mitzunehmen. «Dort erwischst du eher einen Zug nach Lindau als von München aus, wo doch alles kaputt ist», meinte er.

Die Fahrt hinten im rumpeligen Lieferwagen kam mir unendlich lang vor. Es war bereits Abend, als er mich am Kemptener Bahnhof absetzte.

«Wartest einfach auf den nächstbesten Zug und steigst ein. Na,

komm gut heim, Maderl», sagte er und schenkte mir nochmals ein paar Äpfel.

Was blieb mir anderes übrig, als direkt auf dem Bahnsteig meinen Mantel auszubreiten, dort, wo der Zug nach Lindau irgendwann einmal abfahren sollte. Ich war so erschöpft, dass ich einschlief.

Frühmorgens schreckte ich aus einem Albtraum auf. Ich hörte den Zug herannahen, die Bremsen quietschten direkt neben meinem Ohr. Nach etwa einer Stunde öffneten sich sogar die Türen, und ich konnte einsteigen.

Zweifellos, es war der Zug nach Lindau. Dies versicherte mir sogar ein Schaffner und wollte die Fahrkarte sehen.

Ich griff in meine Manteltasche – und tatsächlich, unter zwei Äpfeln kam die in Regen gelöste Fahrkarte zum Vorschein.

Die deutsche Bürokratie funktionierte sogar bis zum Kriegsende. Wenn ich beim Tieffliegerangriff im Graben meine Fahrkarte verloren hätte, ging es mir durch den Kopf, müsste ich dann trotzdem nachlösen?

Ach, war das schön, bis Lindau zu dösen, auch wenn der Zug unterwegs einige Male stundenlang stecken blieb, es war mir egal. Tiefflieger? Nein, an die wollte ich nicht mehr denken.

15. März 1945

Hurra, Rosmarie kommt frei vom Kriegseinsatz und erscheint wahrscheinlich auf Ostern.

Mit wehmütigem Herzen Liebes- u. Freundesbriefe vernichtet. Die halbe Kiste geleert, unmöglich in dieser Zeit so vieles aufzubewahren. Durch das Lesen ist man ganz in frühere, ach so schöne Zeiten versponnen.

19. März 1945

Nun ist Schluss mit Devisen-Paketen aus der Schweiz, alles Schöne geht zu Ende. Herr G. von der Fabrik sieht sehr schwarz, er erwartet alles Mögliche: Landtruppen, Bomben, etc. Wir sind in Gottes Hut, wenn nur Rosmi schon bei uns wäre.

Die Flüchtlingspension

Alle sassen beim Abendessen, als ich wie ein Geist leise die Haustüre öffnete und meine grosse Familie überraschte. Meine Mutter und meine Geschwister sprangen auf mich zu und umarmten mich stürmisch.

Ich konnte es selbst gar nicht recht fassen, dass ich nun wieder ein Kind war, das ins Elternhaus heimkehren durfte. Die Tiefflieger und die rote Blutlache waren plötzlich ganz weit weg. Draussen war bereits Frühling, die Vögel pfffen, und in unserem Garten blühten Schneeglöckchen und Osterglocken.

«Oben in deinem Zimmer und im Vorzimmer wohnen jetzt Tante Ilse und Onkel Albert, sie mussten aus dem Elsass flüchten. In Annis Zimmer haben wir Onkel Charlie aus Freiburg untergebracht», klärte mich meine Mutter auf. «Du kannst mit mir und Sylvi in meinem Zimmer schlafen, das geht schon.»

Unser Haus war eine Art Pension für Flüchtlinge geworden.

Peter wohnte in Sylvis Zimmer, wenn er übers Wochenende von München heimkam, dann wick Sylvi ins Eltern-Schlafzimmer auf das Sofa auf. Esti und Dieter teilten sich wie früher schon das Kinderzimmer.

Die treue, nun 25-jährige Maja kam jeden Tag auf ihrem alten Fahrrad zu uns gefahren und besorgte den Haushalt. Nach besten Kräften unterstützte sie meine Mutter, die sorgenvoll mit ansehen musste, wie schwierig es war, die vielen Mägen noch satt zu bekommen. Mein Vater, der im vergangenen Jahr immer noch Quellen auf dem Land kannte, wo er zusätzliche feine Dinge beschaffen konnte, fehlte spürbar.

Der Bruder meines Vaters, Albert, mein Patenonkel, hatte als Schuldirektor nichts mehr zu tun, da seine Schule in Westfalen zu einem Lazarett umfunktioniert wurde. Er unterrichtete deshalb später in Colmar im Elsass. Von dort aus flüchtete er mit seiner Frau Ilse vor dem Angriff der Alliierten zu uns nach Lindau.

Onkel Albert wurde von uns Kindern nicht sonderlich geschätzt.

Trotzdem er nur ein Jahr älter war als mein Vater, wirkte er auf uns sehr umständlich und humorlos. Zudem mischte er sich unangenehm in unsere Erziehung ein, was auch meine Mutter störte. Wie ein Polizist passte er auf, dass alle Heizkörper immer richtig eingestellt waren und dass nicht zu viele Kohlen und unnötig Lebensmittel verbraucht wurden.

Im letzten Kriegswinter war es in unserem Haus nur noch knapp 14 Grad warm, höher konnte man die Heizung nicht einstellen, sonst hätten die Kohlen nicht mehr gereicht.

Tante Ilse war eine feine, sehr gebildete Biologin, die vor allem Pflanzen erforschte, aber im alltäglichen, praktischen Leben versagte. Meiner Mutter, die als Witwe in dieser schwierigen Zeit fünf Kinder und dazu noch drei Flüchtlinge versorgen musste, war sie seelisch eine grosse Hilfe. Wir alle hatten die sensible Tante in unser Herz geschlossen.

Onkel Charlie, ein älterer entfernter Verwandter aus der Elsässer Linie, der aus Freiburg im Breisgau vor dem Krieg und den Bomben zu uns nach Lindau flüchtete, verbreitete eine fröhliche, lockere Stimmung in unserer Grossfamilie. Zudem war er ein charmanter Gentleman, was meine Mutter sehr schätzte. Er konnte auch zupacken und bereitete manchmal eine einfache Mahlzeit, wenn Maja nicht im Haus war.

Eines Morgens gab es eine fürchterliche Szene mit Onkel Albert.

«Wer hat unerlaubt mein Konfitürenglas geöffnet und die Hälfte daraus geschleckt? Ich weiss genau, dass es noch fast voll war. Unerhört ist das!»

Da es kaum mehr Süssspeisen gab, hatte jeder in dieser Grossfamilie ein eigenes Konfitürenglas, mit dem Namen darauf angeschrieben. Alle Gläser standen schön nebeneinander aufgereiht auf der Kredenz.

Ich ahnte, wer die Schuldige war.

Meine 12-jährige Schwester Esti wurde nicht mehr recht satt, denn es gab fast nur noch Kartoffeln und weisse Runkelrüben, die eigentlich

dem Vieh verfüttert wurden. Ihre Freude war Süßes, aber ausser Konfektüre fand sich kaum mehr etwas für unser Fräulein «Schleckmaul».

Auch meine Mutter wirkte dünn und nervös, sie war hin- und hergerissen, wollte zurück in ihr Heimatland, aber doch auch in ihrem vertrauten Haus in Lindau bleiben. Sie wusste, dass es unmöglich war, für alle ihre Kinder ein Visum für die Schweiz zu erhalten. Aber sie wollte doch keines der Kinder zurücklassen.

Marni hatte leider durch ihre Heirat einen deutschen Pass, denn damals verlor eine Schweizerin, die einen Ausländer heiratete, das Schweizer Bürgerrecht und konnte im Krieg unmöglich für immer in ihr Heimatland zurückkehren.

Es war eine verflixte Situation, die an ihren Nerven zehrte. «Ich wird na veruckt, imer das Hii und Häär, erseht im Himel find ich emal mini Rue.»

Wir konnten ihr nicht helfen und wussten auch nicht recht, was das Beste für sie und uns alle wäre, hierbleiben oder alles zurücklassen?

Peter versuchte in Bregenz beim Schweizer Konsul zu erreichen, dass Marni endlich das von ihr schon lange beantragte Besuchsvisum erhielt.

Tatsächlich, Mitte April 1944 erhielt sie die Nachricht, dass für sie und Dieter das Schweizer Visum eingetroffen sei.

Doch wie sollte alles weitergehen? Sollte sie ihre Töchter und Peter in Lindau zurücklassen?

Marni tat mir Leid, sie litt unter dieser ungewissen Entscheidung viel mehr als wir Kinder.

Meine Schwestern und sogar der kleine Dieter gingen noch zur Schule, falls sie nicht wegen Fliegeralarm ausfiel. Im Winter, als ich im Arbeitsdienst war, wurden die Schulen in Lindau nicht mehr geheizt, die Kohlen waren zu knapp.

«Wir gingen am morgen zur Schule, setzten uns höchstens eine halbe Stunde in unsere Mäntel eingehüllt in die eiskalten Klassenzimmer, um die Hausaufgaben abzugeben und die neuen in Empfang zu nehmen. Wir schlotterten fürchterlich», erzählte mir Sylvi.

«Bei Fliegeralarm gingen wir nicht in den Luftschutzkeller unserer Schule, sondern wanderten ganz sorglos und ohne irgendwelche Panik von der Insel zurück in unser Haus am Aeschacher Ufer», fügte Esti hinzu.

An die Sirenen und die täglichen Alarme hatten wir uns längst gewöhnt.

Täglich hörte man im Radio irgendwelche Kriegsberichte, sogar Siegermeldungen wurden noch durchgegeben. Peter hörte schon seit Jahren immer die alliierten Sender und wusste deshalb genauestens Bescheid über die aktuelle Lage.

Ab und zu fuhren Maja und ich, ja sogar Marni und Tante Ilse mit den Rädern zum Hamstern aufs Land. Wir tauschten kleine Nippsachen, Kleider, Hand- und Küchentücher gegen Äpfel, Kartoffeln, Butter und Käse. Wenn wir Glück hatten und ein Bauer sich an meinen Vater erinnerte, erhielten wir sogar ein Hühnchen.

Die ganze Belegschaft unserer Flüchtlingspension musste sich zudem am Kartoffelpflanzen beteiligen. Die grosse Wiese vor dem Haus wurde von Fremdarbeitern aus der Fabrik zu einem Acker umgestochen. Dort arbeiteten wir alle an den schönen Frühlingstagen. Nur Peter und Onkel Albert drückten sich, sie eigneten sich nicht als Bauern.

Wir musizierten so viel als möglich. Unsere treue Geigenlehrerin Grete U. kam noch, so oft es ging, mit dem Zug von Bregenz gefahren und Dr. K., ein Quartettfreund meines Vaters, der die herrlichen Stradivari-Instrumente besass, machte mit uns viel Kammermusik.

Bei einem befreundeten Pfarrer in Bregenz hörten wir Plattenaufnahmen der «Matthäus-» und «Johannespassion» von Bach, die im Dritten Reich nur selten aufgeführt werden durften. Auch Schillers «Wilhelm Teil» war nicht mehr erlaubt, und die Werke von Heinrich Heine waren streng verboten.

Das Hitler-Reich umgab uns immer noch, aber es schrumpfte merklich zusammen. Die Alliierten hatten bereits den Rhein überquert, und

die Russen rüsteten sich zur Einnahme von Berlin. Auch die Franzosen drängten nach Baden-Baden und gegen den Bodensee vor.

Es herrschte eine Art Weltuntergangsstimmung, aber niemand liess es sich so recht anmerken.

Alles floh möglichst weit in den Süden, auch immer mehr hohe Militärs und Minister mit ihren Familien tauchten in Lindau auf.

Einmal standen vier junge Leutnants vor unserer Haustüre und baten um Unterkunft. Natürlich nahmen wir sie auf. Wir Schwestern spielten ihnen noch ein Streichtrio vor, sangen Lieder und verpflegten sie so gut, wie es ging. Die Leutnants schleppten Matratzen, Liegestühle und Wolldecken in unsere Halle und richteten sich dort Schlafplätze ein. Alle waren fröhlich und aufgedreht und wollten nicht an die unmittelbare Zukunft denken. Auch meine Mutter war in solchen Fällen immer hilfsbereit, im Gegensatz zu Onkel Albert, den wir als Spielverderber empfanden.

Eines Morgens, wir lagen noch im Bett, öffnete sich ganz leise die Türe unseres Schlafzimmers, und – ich konnte es kaum fassen – meine Freundin Vera stand da in ihrer braunen Arbeitsdienstuniform.

Fast immer zu Fuss war sie eine Woche unterwegs gewesen. Zuerst musste sie mit ihrer RAD-Gruppe vom Odenwald nach Bayern vor den «Amis» flüchten. Am dritten Tag hatte sie sich von der Gruppe abgesetzt und allein bis Lindau durchgeschlagen.

«Hätten sie mich als Flüchtling erwischt, wäre mir ein Hakenkreuz auf die Stirne gebrannt worden», erzählte sie meiner Schwester Esti, die sich das Hakenkreuz auf der Stirne entsetzlich vorstellte.

Von ihrer Mutter in Darmstadt und ihrem Vater, der zuletzt als Major in Frankreich eingesetzt war, wusste sie nichts. Fritz hatte sie so wie ich zum letzten Mal im Dezember gesehen und seither kein Lebenszeichen mehr von ihm erhalten.

So hatten wir noch einen zusätzlichen Flüchtling in unserer Pension aufgenommen. Ich war selig, meine Freundin bei mir zu haben. Irgendwo improvisierten wir noch einen Schlafplatz für sie.

Trotzdem niemand von uns noch an einen Sieg glaubte, wurde die

Spielschar am 19. April, dem Vorabend von Hitlers Geburtstag, von irgendetwelchen fanatischen Hitler-Jugend-Führern zu einer Feier in der Altstadt von Lindau aufgeboten. Wie eh und je stellten sich die Hitlerjungen auf der schönen Holzterrasse des alten Lindauer Rathauses auf und bliesen auf ihren Fanfaren.

Meine Spielschar und noch andere HJ-, BDM- u. Jungmädelsgruppen standen in ihren Uniformen in Reih und Glied auf dem Rathausplatz und sangen das Deutschlandlied.

Ich war dabei in meinem blauen Rock, der weissen Bluse und der braunen Kletterweste, sang mit und wunderte mich nicht sonderlich.

Nachträglich schämte ich mich über meine Naivität, oder wie man dies auch immer nennen will. Ich glaube, ich war wie in einem Taumel, dem Arbeitsdienst und dem Krieg entronnen zu sein. Die Spielschar umgab mich wie eine geliebte, bald vergangene Zeit, an die ich mich noch ein letztes Mal klammern wollte.

Vera konnte es nicht fassen, dass in dieser allerletzten Kriegsuntergangsstimmung noch eine Feier für Hitlers Geburtstag durchgeführt wurde.

Aus einem Radio ertönte eine Ansprache von Hitler aus dem Führerbunker in Berlin. Er krächzte irgendetwas vom Endsieg und Durchhaltenwollen des Deutschen Volkes, und dann schrien Fanatiker: «Heil! Heil! Heil!»

Als wir heimkehrten, liessen die Verwandten und besonders auch meine Mutter ein Donnerwetter über mich ergehen.

«Rosmi, das hett ich nie vo dir tänkt, das du i dene ernschte Ziite no de Geburtstag vo dem Scheusal, em Hitler, gaasch go hire.» Dann nahm sie mich auf die Seite und sprach eindringlich zu mir: «Moorn faar ich i d Schwiiz, aber säg niemertem öppis, das mues gheim bliibe.»

«Und was ist mit uns, bleiben wir hier?», fragte ich sie.

«Einschtwiile. Das entscheidet dänn im rächte Momänt de Tokter E. und de Peter.»

Eigentlich hoffte ich, dableiben zu können, auch meine Schwestern

wollten lieber im vertrauten Heim in Lindau bleiben, als in eine unbekannte Zukunft in der Schweiz aufzubrechen.

Marni hatte im Keller bereits acht grosse Koffer gepackt. Am nächsten Tag brachte Peter in seinem alten, klapprigen Auto, das er trotz Krieg noch irgendwo aufgetrieben hatte, die acht Koffer zum Zollamt im Bahnhof. Die Zöllner waren sehr gutmütig und interessierten sich in keiner Weise für den Inhalt der Koffer.

Der Krieg war ja sowieso in den nächsten Tagen zu Ende, zudem kannten sie den Namen meiner Mutter.

Traurig winkten wir beim Gartentörchen Marni und Dieter zum Abschied, die mit Peter im alten Auto zur Grenze fuhren. Dieter war fast nicht aus dem Garten zu locken, er wollte nicht in die Schweiz reisen.

28. März 1945

Heute in sehr gedrückter Stimmung, wahrscheinlich wegen allzu vieler Hausarbeit u. die Menus machen einem Kopfzerbrechen. Jetzt bringt man die Leute kaum mehr recht satt. Als wir beim Abendessen sassen, geht die Türe auf und herein kommt Rosmi, strahlend u. braungebrannt. Gott sei Dank! Fast 2 Tage war sie unterwegs.

29. März 1945

Von Rosmi viel aufzuräumen und sie selbst herzurichten. Abends mit Kleinchen in der warmen Küche gesessen u. Rosmi's Erzählungen vom Arbeitslager zugehört.

Mit Rosmi gehe ich zu spät ins Bett vor lauter Erzählen u. Briefe vorlesen. Gebadet wurde sogar noch um Mitternacht.

1. April 1945 (Ostern)

Wir gingen alle zu Papis Grab, ganz sonnig u. sonntäglich wars. Nachmittags wurde Croquet gespielt. Abends radelte ich mit Peter zu Herrn G., der jetzt allein Leiter der Fabrik ist. Wir besprachen 3 Stunden alles Kommende, – dann Mondscheinfahrt nach Hause, mit schwerem Herzen nach all dem Gehörten. Was blüht uns noch? –

3. April 1945

Herrlicher Frühlingstag heute, aber man kann sich nicht freuen, überall Elend u. Sorgen. Alles arbeitet in den Gärten. Wie lange noch?

Packen sollte ich!

5. April 1945

Mit Peter nach Bregenz geradelt, zum Schweiz. Konsulat, aber auch dort ist guter Rat teuer. Der Konsul kann uns auch nicht helfen, alles geht den bürokratischen Weg. -

Was man für Schicksale erfährt u. arme Menschen sieht. Wir trafen eine junge Schweizerin, die einen deutschen Offizier geheiratet hat, nun schon Witwe ist u. aus Ostpreussen fliehen musste. Ganz verzweifelt ist dieser Mensch!

Beim Abendessen gingen mir heute die Nerven durch, da man seine Leute nie mehr recht satt machen kann u. alle meine Kinder in den Haushalt rein schwatzen.

Ach das Essensproblem macht mich halb krank!

16. April 1945

Bei herrlichstem Frühlingswetter Kartoffeln gepflanzt, alle mussten helfen. Zum Glück kam noch Rosi, unsere erste Köchin, eine Bauerstochter, u. gab gute Ratschläge.

18. April 1945

Schwere Tage, zwischen Alarmen immer wieder packen im dunklen Keller, – immer kommt mir noch etwas in den Sinn. In allen Zimmern nehme ich im Stillen Abschied. Bei den Bekannten soll ich mich nicht verabschieden. War aber noch einmal bei Charlöttli, es ist ihr furchtbar schwer, dass ich fortgehe. Herr Doktor machte wie immer Witze, als ich ihm danken wollte. Es stehen ihm keine leichten Tage bevor.

20. April 1945, Abschied von Lindau, vielleicht für immer

Wie oft in meinem Eheleben habe ich Lindau verlassen, aber dieses Mal ist es ganz anders, alles lasse ich zurück, – Jahre voller Glück, schwere

Jahre in Kriegszeiten, viele liebe Freunde, mein Heim, ein Grab u. noch vieles.

Onkel Charlie richtete für uns noch ein kl. Abendessen, da Maja frei hatte. Die Gute weinte auch, als ich von ihr Abschied nahm. Dieterlein wollte gar nicht aus dem Garten kommen, das arme Kerlchen tat mir so leid.

Alle meine Lieben standen vor dem Gartentörli u. winkten, – ein Bild!

Peter brachte uns nach Lustenau zur Bahn. Der Abschied von ihm war auch schwer, zu gerne wäre er mitgekommen.

Die letzten Tage in Lindau

Mit Vera richtete ich das Schlafzimmer meiner Eltern gemütlich für uns beide ein. Ich dachte, dass es noch sehr lange gehen würde, bis wir drei Schwestern der Mutter nachfolgen sollten.

In der Nacht und am kommenden Tag hörte man einen dumpfen Kanonendonner. Es hiess, die Franzosen rückten von Konstanz her den Bodensee entlang Richtung Lindau.

Plötzlich ging es wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund: «Die Geschäfte in Lindau geben alle Waren, die sie noch gehortet haben, ohne Bezugsmarken einfach gegen Geld ab.»

Sofort schwang ich mich auf mein Rad und fuhr mit Vera auf dem Gepäckträger zur Insel. Ja tatsächlich, im Kleidergeschäft Müller an der Ecke neben dem so genannten Lichtspielpalast lagen die schönsten Sachen: Mäntel, Röcke, Kostüme, Blusen, es war ein Anblick wie im Schlaraffenland. So etwas hatten wir in den letzten Jahren nie mehr gesehen.

Leider hatte ich nur 200 Mark dabei, sonst hätte ich noch viel mehr gehamstert. Maja war übergücklich, denn ich brachte ihr ein schickes hellbeiges Jackett, das sie noch lange getragen hat.

Beim Zurückradeln hörte man auf dem Eisenbahndamm stärkeren Kanonendonner, aber er erschreckte uns nicht sonderlich.

Die Herren aus unserer Pension hamsterten in Weinhandlungen und

kehrten ebenfalls glücklich mit etlichen Kartons voller Flaschen zurück. Wahrscheinlich wollten alle das Ende des Krieges begiessen, bevor die Franzosen eintrafen.

Zu dumm, ging es mir durch den Kopf, wir hatten ja am Sonntag mit der Spielschar einen Ausflug auf den Pfänder geplant. Wir wollten abkochen und sogar im Zelt übernachten.

Der Krieg hatte für mich irgendwie an Realität verloren. Die Atmosphäre in Lindau versetzte mich in eine Art sorglose Kindheitszeit zurück. Oder was war es, was mich so umnebelte?

Auch der Schmerz um den Vater, den es nicht mehr gab, der mich als Beschützer verlassen hatte und der jetzt in einem Sarg unter der Erde lag, war nicht mehr spürbar. Ich gönnte es ihm, dass er von diesem Tumult um das Kriegsende verschont blieb.

Vera und ich verbrachten noch zwei unbeschwerte Nächte in unserem Pensionatszimmer.

Dann war es so weit. Das Telefon klingelte und riss uns am Sonntag frühmorgens aus dem Schlaf.

Es war Dr. E., welcher in dieser Zeit stellvertretender Bürgermeister und einer der Kommandanten der Stadt Lindau war. Er ermahnte Peter, dass wir drei Schwestern sofort an die Grenze fahren sollten. Nicht mit einem Zug, den es sowieso nicht mehr gab, sondern auf unseren Rädern. Das deutsche Ausreisevisum habe er bereits besorgt.

Wie denn, fragte ich mich? Später habe ich erfahren, dass ein mit meinem Vater befreundeter Zöllner einen Ausreisestempel in jeden unserer Pässe gedrückt hat. Statt der Unterschrift eines höheren Beamten aus München setzte er seine eigene darunter.

Er riskierte dies, weil das Kriegsende unmittelbar bevorstand und die Franzosen in den nächsten Tagen Lindau einnehmen würden. Kaum einer seiner Vorgesetzten am deutschen Zoll würde Verdacht schöpfen und die Pässe so genau überprüfen.

Peter ordnete alles weitere für uns Schwestern an: «Jede von euch klemmt einen kleinen Handkoffer mit den wichtigsten Sachen, Toilettebeutel, Pyjama, Pullover usw., auf den Gepäckträger. Du, Rosmi, nimmst

Estis Cello, weil es am grössten ist. Sylvi nimmt die Bratsche und Esti die Geige. Ihr dürft zu keinem Menschen sagen, dass ihr über die Grenze wollt. Habt ihr verstanden?»

Ja, wir verstanden. Wir hörten auf unseren älteren Bruder, der jetzt die Vaterstelle einnahm. Er lud noch ein paar Getränkeflaschen und Brote auf seinen Gepäckträger.

Im Haus gab es noch einen wehmütigen Abschied von allen unseren Flüchtlingen. Ich war traurig, Vera allein zurücklassen zu müssen. Wie sie wohl einmal heimkommen würde?

Peter fuhr mit seinem Fahrrad voraus, dahinter Esti und Sylvi. Ich machte das Schlusslicht und passte auf meine Schwestern auf.

Ein komisches Gefühl hatte ich, wie wir so durch die vertrauten Strässchen in Lindau-Aeschach und dem Bodenseeufer entlangfuhren. War der Abschied für immer?

Wir sahen etwas entfernt die Fabrik meines Vaters und bald auch die verfallene Villa von Stella und ihren Geschwistern. Ob Stella zu Hause war?

Plötzlich, ich traute meinen Augen nicht, beim Bahnhof Reutin, da standen ein paar meiner Jungmädels in ihrem blauen Rock mit der weissen Bluse und kleinen Rucksäcken.

Bimi war auch dabei, sie fragte uns: «Warum seid ihr so lange nicht gekommen, wir haben doch für heute unseren Ausflug abgemacht?»

Ich schämte mich und wusste nicht, was ich für eine Ausrede erfinden sollte. «Nein, wir können leider nicht teilnehmen, es ist etwas dazwischengekommen», stammelte ich.

«Ja, wirklich schad», sagte Sylvi.

«Wir erklären es euch später», fügte Esti hinzu.

«Ihr solltet besser wieder heimgehen», forderte ich etwas besorgt meine Jungmädels auf, als ob ich vorausgesehen hätte, dass am selben Abend der Bahnhof Reutin bombardiert werden würde.

Wussten ihre Eltern denn nicht, dass die Franzosen bereits im Anmarsch auf Lindau waren?

Die Jungmädels starrten uns fassungslos an.

Wir radelten an ihnen vorbei, weil mein Bruder drängte.

Kurz vor Bregenz machten wir eine Pause. Wir sassen am Seeufer und assen die Brote, die uns Vera und Onkel Charlie geschmiert hatten.

Peter sprach ernsthaft auf mich ein: «Rosmi, ab jetzt musst du die Verantwortung übernehmen. Ich weiss nicht, wie weit ich euch noch begleiten kann. Als Mann falle ich auf und könnte von den deutschen Grenzwachtern verhaftet werden. Es ist besser, ihr drei Mädels fahrt allein zur Grenze.»

Weiss ich überhaupt, wo die Grenze ist?, ging es mir durch den Kopf. Bis jetzt bin ich ja immer nur im Zug von Lindau nach Zürich gefahren, nie auf der Strasse mit dem Rad. Alles sieht doch so ähnlich aus, kleine Häuser mit Gärten und dahinter der See. Eigentlich ist das ein unnötiges Theater mit dieser Grenze und mit dem ganzen Krieg.

«Es gibt nur noch einen Verbindungszug von Lustenau nach St. Margrethen. In Lustenau müsst ihr einsteigen. Eure Räder nehmen sie hofentlich mit», erklärte uns Peter und gab mir Geld für die Fahrkarten. «Löse am besten dreimal zweite Klasse direkt bis Zürich.»

Ich nahm alles konzentriert zur Kenntnis. Esti wurde unruhig und weinerlich.

Aber nun wurde Peter ganz streng mit uns: «Die deutschen Zöllner lassen euch ausreisen, da wird es kein Problem geben. Ihr habt ja das Visum mit den Ausreisestempeln in euren Pässen.»

«Aber wie kommen wir bei den Schweizern durch den Zoll?», fragte ich.

«Wir erklären ihnen, dass unsere Mutter bereits in Zürich ist», sagte Sylvi, «und dass wir -»

Ungeduldig unterbrach sie der ältere Bruder. «Ihr dürft euch auf gar keinen Fall in den Zug zurückschicken lassen. Ihr müsst euch so lange wehren, bis der letzte Zug wieder zurückgefahren ist, dann müssen sie euch in der Schweiz behalten», schärfte er uns ein.

Ich begriff jetzt ganz plötzlich den Ernst der Lage, und meine kindliche Haltung der letzten Wochen war wie weggeblasen.

Ich war für meine jüngeren Schwestern verantwortlich und auch für das Zusammenführen mit der Mutter.

«Du kannst dich auf mich verlassen», sagte ich, als wir uns von ihm verabschiedeten. «Ich werde mich nicht kleinkriegen lassen von den Schweizer Zöllnern.»

«Warum kommst du nicht mit?», fragte Esti ihren grossen Bruder zum wiederholten Mal.

«Ich habe es dir doch schon oft erklärt, ich bin zu alt, ich bin schon 21 und leider ein Deutscher, da lassen mich die Schweizer nicht hinein, so gerne ich auch mit euch kommen würde.»

Wir trennten uns von Peter und radelten weiter durch Bregenz hindurch, dem Rheinkanal entlang, mit unseren Instrumenten auf den Gepäckträgern. Der Weg kam uns sehr weit vor. Esti wurde müde, wir legten nochmals eine kurze Rast ein. Die Kanonen donnerten dumpf von weit her und schreckten uns auf. Endlich erreichten wir den kleinen Bahnhof in Lustenau.

Der kurze Zug stand bereits da, ein Personenwagen und ein Gepäckwagen hinter einer Dampflokomotive.

Ich löste die drei Fahrkarten bis Zürich.

Der Mann am Schalter schaute mich erstaunt an: «Habt ihr denn die Ausreiseerlaubnis?»

«Ja, natürlich.» Ich zeigte ihm und einem Zöllner die Pässe mit den falschen Stempeln.

«Na, da habt ihr aber Glück, 's gibt viele, die werden hier zurückbehalten. Manche schwimmen sogar nachts über den Rhein, weil sie in die Schweiz entkommen möchten.»

«Gelingt ihnen das?», wollten wir wissen.

«Meistens nicht. Entweder werden sie von den deutschen Grenzwachtern zurückgepiffen, oder die Schweizer schicken sie wieder zurück, wenn sie die Flüchtlinge erwischen.»

Ich war damals noch nicht über das Elend der jüdischen Flüchtlinge aufgeklärt, erst später erfuhr ich das ganze menschliche Drama. Die Schweiz hatte vor Kriegsende den konsequenten Befehl an alle Grenzwachter erteilt, alle, aber auch alle Flüchtlinge zurückzuschicken, weil

das kleine Land so viele Flüchtlinge nicht mehr verkraften könne und «das Boot voll sei».

Unsere Räder wurden sehr vorsichtig von einem Bahnbeamten eingeladen, wir baten darum, wegen der Instrumente.

«Die meinen sicher, es sind Stradivari», flüsterte ich Sylvi zu.

Zum Glück wussten die Zöllner nichts vom Wert alter Instrumente, sonst hätten wir vielleicht noch Zoll zahlen müssen.

Es war bereits Abend. Ich konnte in der Ferne den Bodensee sehen und bildete mir ein, auch die Silhouette von Lindau zu erkennen. Das dumpfe Grollen der Kanonen war wieder zu hören, oder war es ein Gewitter, das heraufzog?

Ausser uns stiegen nur noch ein Ehepaar, eine ältere Dame und etwa fünf weitere Personen in den Zug.

Die Lokomotive stiess einen grellen Pfiff aus, und dann rumpelten wir über jene Brücke, die uns über den Rhein in das Heimatland meiner Mutter führte.

21. April 1945

Gestern u. heute erlebten wir viel, wie in einem Film. In St. Margr. brachten sie uns in ein Auffanglager. Dort mussten wir in Holzbaracken auf Stroh schlafen mit ganz vielen Frauen und Kindern zusammen. Dieterlein war so lieb u. vernünftig u. schlief – ich froh u. war froh, als es Morgen war. Erst heute Nachmittag wurden wir desinfiziert, man musste alles humorvoll hinnehmen. Nackt wurden wir in Grüppchen abgespritzt, vom Kopf bis zum Fuss, dann kam man zum Arzt u. dann erhielt man seine Kleider u. seinen Koffer wieder.

War ich dankbar gegen 7 Uhr abends im Zürcher Zug zu sitzen.

Wenn nur meine 3 Töchter noch rechtzeitig fortkommen, denn die Franzosen gehen rasch vorwärts.

«Das Boot ist voll»

Der kleine Grenzzug brauchte nur etwa zehn Minuten von Lustenau, das früher zu Österreich gehörte, nach St. Margrethen in der Schweiz.

Ein Katzensprung, so kam es mir vor, und dieses Theater mit der Grenze! Trotzdem hatte ich die Warnung meines Bruders noch im Ohr: Du musst die Zöllner so lange hinhalten, bis der Zug wieder zurückgefahren ist.

Die Bremsen quietschten, der Zug hielt, auf dem Stationsschild konnte man «St. Margrethen» lesen.

Schon oft hatten wir hier die Grenze passiert, als harmlose Besucherinnen, die in das Heimatland der Mutter mit einem normalen Visum ein- und ausreisten.

Die wenigen Reisenden stiegen aus dem Wagen und stellten sich hintereinander auf. Vor einer Abschränkung studierte ein Schweizer Zöllner die Pässe sehr genau und liess die Leute in einen Extraraum passieren.

Wir drei Schwestern waren die Letzten. Wir warteten noch auf unsere Fahrräder und vor allem auf die Instrumente und die kleinen Handkoffer.

Der Bahnangestellte schob der Reihe nach unsere Räder mit dem aufgeschallten Koffer und dem daran befestigten Instrument in einen Schuppen. Dann kamen wir an die Reihe und mussten dem Zöllner unsere Pässe zeigen.

Mir klopfte das Herz, als er in unseren Pässen aufmerksam blätterte, uns immer wieder betrachtete, aber nichts sagte.

Meine Schwestern und ich wollten möglichst unauffällig wirken und lächelten dem netten Ehepaar vor uns zu.

Da hörte ich die raue Stimme des Zöllners wie durch einen Nebel.

«Leider könnt ihr nicht in die Schweiz einreisen, ihr habt kein gültiges Visum. Am besten steigt ihr gerade wieder in den Zug ein», sagte er in Schweizerdeutsch mit dem kratzigen «ch» im Hals.

Ich gab mir Mühe, mich möglichst freundlich zu verhalten.

«Wir wissen nichts davon, unsere Mutter ist bereits in der Schweiz und erwartet uns heute Abend in Zürich.»

«Wir haben keinerlei Anweisungen, euch einreisen zu lassen. Steigt nur gerade wieder in den Zug, der bringt euch zurück nach Deutschland, das ist am einfachsten.»

«Unsere Mutter wartet auf uns, sie ist Schweizerin und will uns auch in der Schweiz haben», entgegnete ich eindringlich.

«Aber ihr habt ja deutsche Pässe, wo ist denn euer Vater?»

«Er ist vor einem halben Jahr gestorben», sagte Sylvi.

Esti fing leise zu weinen an, ihr war diese ganze Szene unheimlich. Das Ehepaar vor uns hatte alles mit angehört. Der Mann, es war ein bekannter Schweizer Schauspieler und Filmregisseur, wie wir später erfahren, mischte sich ein:

«Jetzt lassen Sie die Mädchen doch einreisen, Sie haben ja gehört, dass sie zu ihrer Mutter wollen, das ist doch begreiflich.»

«Wir haben strengste Anweisungen, die müssen wir befolgen, unser kleines Land platzt aus allen Nähten.»

«Sie können ja meiner Mutter telephonieren», versuchte ich ihn zu überreden, «unsere Visa sind bereits in Bern beantragt.»

«Lassen Sie die Kinder doch wenigstens in Ihr Büro rein, da draussen auf dem Bahnsteig ist es ja wirklich sehr kalt», bat die Frau.

Sie erreichte tatsächlich, dass wir in das kleine Büro geführt wurden. Dort sassen noch zwei andere, wahrscheinlich höhere Zollbeamte und musterten uns sehr unfreundlich.

«Da könnte ja jede kommen, ohne Visum habt ihr keinerlei Chance, hört ihr?», schnauzte uns einer der beiden an.

Er nahm unsere Pässe und notierte irgendetwas daraus.

«Du warst ja letztes Jahr im Juli bereits in der Schweiz mit einem regulären Visum. Deine Schwestern waren 1942 und 1943 eingereist, da hat euch niemand zurückgeschickt, alles ganz ordnungsgemäss.»

«Aber da waren wir in den Ferien bei meiner Grossmutter. Jetzt ist

alles ganz anders, der Krieg ist schlimmer geworden und unsere Mutter will in ihr Heimatland zurück. Verstehen Sie denn das nicht?»

Das hätte ich nicht sagen dürfen, es war ein Fehler. Aufgebracht polterte er los: «Eben das ist es ja, es ist ganz anders, ohne Erlaubnis kommt ihr nicht durch. Wir haben schon Hunderte, ja Tausende nicht hereingelassen, wir würden ja ersticken mit so vielen Flüchtlingen, hört ihr? Und die Nahrung ? Die langt auch nicht mehr für alle! – Bring die Mädchen in den Zug zurück», befahl er dem untergeordneten Zöllner, der uns zuerst draussen in den Zug zurückschicken wollte.

Dieser meinte, er hätte leichtes Spiel mit mir, griff mich mit beiden Armen sehr unsanft an und wollte mich zur Türe hinausschieben.

Ich stemmte mich gegen ihn und packte die Pultkante, um mich daran festzuklammern. Der Pultbelag gab nach und war auf einmal in Schräglage. Alles, was auf dem Pult lag, rutschte auf den Boden. Sogar ein Tintenfass mit Inhalt.

Meine Schwestern schrien auf. Der Zöllner wurde wütend, packte mich noch einmal, hatte aber nicht mit meinen Schwestern gerechnet.

Sylvi unterstützte mich körperlich, indem sie sich ebenfalls gegen den Zöllner stemmte. Esti hängte sich hinten an meinen Mantel.

Ich schämte mich, dass wir so einen Tumult entfachten.

Der Oberzöllner winkte ab. Er gab dem aggressiven Kerl, der mir sicher gerne beweisen wollte, dass er mich mit Leichtigkeit in den Zug zurückbefördern könne, ein Zeichen, er solle mit allem aufhören.

Es war für die Zollbeamten eine recht peinliche Szene: drei weinende Mädchen, ein umgekippter Pultdeckel, ein Tintenfass, ausgeleerte Tinte und allerlei verstreut am Boden liegende Büroutensilien.

Draussen vor dem seitlichen Fenster zur Strasse hin standen viele neugierige Zaungäste, die endlich einmal etwas geboten bekamen. Ich sah

ihre Gesichter eng an die Scheibe gepresst zu uns hineinstarren.

Da hörte ich in dem ganzen Tumult eine Stimme.

«Las die Meitli los, de Zug isch einewääg scho abgfaare.»

Ich war erlöst und dachte daran, dass ich mich ohne die eindringlichen Reden meines Bruders niemals so gewehrt hätte.

Einer FHD-Frau, die in das Büro kam, konnte ich heimlich einen Zettel mit der Adresse meines Onkels zustecken.

«Bitte, bitte telefonieren Sie meinem Onkel möglichst gleich jetzt.»

Dann wurden wir in eine so genannte Auffangbaracke geführt. Unsere Koffer und die Instrumente wurden uns ausgehändigt, nachdem ein Zöllner lange darin herumgesucht hatte.

«Was sind das für Instrumente?», wollte er noch wissen. «Neue oder alte?»

Ich war unsicher, was ich antworten sollte, damit er nicht plötzlich noch dachte, wir seien raffinierte Schmugglerinnen.

Esti zog mich dieses Mal aus der Affäre: «Es sind nur ganz gewöhnliche Instrumente, auf denen wir Kinder spielen.»

Da war er zufrieden und sagte: «Lasst sie hier, dann könnt ihr sie morgen gleich wieder in den Zug mitnehmen.»

O je, das stand uns noch bevor, morgen wurden wir über die Grenze zurückgeschickt. In diesem Moment kam mir die Bemerkung meines Bruders – «es ist der letzte Zug» – nicht eindeutig in den Sinn. Morgen, so stellte ich mir vor, verkehrt wieder ein Pendelzug über die Grenze.

Wenn die FHD-Frau meinen Onkel nicht erreichte und er keine Lösung für uns fände, dann müssten wir unweigerlich zurück.

In der Frauen-Baracke standen einfache Pritschen mit Strohsäcken bereit. Esti legten wir zwischen Sylvi und mich.

Neben mir lag die nette Frau, die erreichte, dass wir in das Zollbüro hineindurften. Sie hiess Agnes Fink und war eine bekannte Schauspielerin aus München. Sie war Deutsche, hatte jedoch einen Schweizer Pass, weil sie mit dem Schweizer Schauspieler Bernhard Wicki, der sich am

Schweizer Zoll so für uns eingesetzt hatte, verheiratet war. Später habe ich sie in vielen Rollen im Schauspielhaus in Zürich bewundert.

Bernhard Wicki wurde vor allem als Regisseur verschiedener Kriegsfilme berühmt. «Die Brücke», ein Film von verblendeten und ausgenutzten Hitler-Jungen, welche alle ihr Leben im aussichtslosen Kampf um eine Brücke verlieren, hat mich später sehr bewegt.

Um uns nach all den Aufregungen etwas abzureagieren, begannen wir einen Kanon zu singen.

Die anderen Frauen in der Baracke hörten zu und hatten, glaube ich, Freude. Eine Schweizer FHD-Frau brachte uns noch eine kleine Verpflegung.

Nachts erwachte ich, weil Esti neben mir schluchzte.

Ich tröstete sie, so gut ich konnte. Sie war zart und etwas unterernährt, der Vater fehlte und jetzt auch noch die Mutter. Das Lindauer Haus, das uns dreien noch eine Geborgenheit gegeben hatte, mussten wir zu plötzlich verlassen.

Auch Sylvi konnte nicht schlafen und drehte sich auf ihrem Strohsack hin und her.

Wie sollte alles weitergehen?

Ich hatte einen fürchterlichen Albtraum, schrie und rannte durch ein grosses Feuer. Eigentlich wäre ich darin verbrannt, aber nun geschah dasselbe, was schon früher, in meiner Kindheit im Traum meine Rettung gewesen war: Ich bewegte meine Arme ganz leicht nach oben, und siehe da – ich konnte fliegen. Das Feuer brannte unter mir lichterloh weiter und konnte mir nichts anhaben. Ganz sorglos und völlig losgelöst von irgendeiner Gefahr schwebte ich darüber hinweg.

In einer unbestimmten Ferne sah ich ein Licht. Als ich mich darauf zubewegte, erkannte ich, dass es eine kleine Engelsingstalt war, die mich erwartete. Aber dieses Mal kein Todesengel, sondern ein sehr vitaler Engel, der mit mir weiterflog.

Zurich, 23. April 1945

Bruder Max hatte gestern Abend noch solch eine Aufregung Gegen 23 Uhr kam ein Telefon aus St. Margr., dass 3 Mädchen angekommen seien u. dass man sie nicht behalten wolle, da sie kein Schweizer Visum hätten. Max musste an 10 Stellen telefonieren, bis er es endlich soweit brachte, dass die Kinder im Lager bleiben können. Gott sei Dank sind meine Töchter in der Schweiz.

Zürich 24. April 1945

Bruder Max ist nach Bern gefahren, um alles zu regeln, dass die Drei nicht noch in ein 3-wöchiges Quarantänelager kommen.

Ich bat meine Freundin Elvira N. aus Flawil, ob sie nicht nach meinen Töchtern sehen könne.

Sie berichtete, dass Esti sehr mitgenommen sei, u. leider frieren sie. Sie hätten Heimweh nach Lindau.

Freiheit – eine Fiktion?

Am nächsten Morgen mussten wir alle unsere Kleider zur Desinfektion abgeben. Splitternackt wurden wir zur Dusche geführt, zusammen mit den anderen Frauen. Die Haare wurden gewaschen, und weil die Beamtinnen bei uns Läuse feststellten, bekamen wir eine spezielle Packung auf den Kopf, die wir einige Stunden einwirken lassen mussten.

Ich fragte die Entlausungs-Beamtin, ob sie sich an eine weisshaarige Frau erinnere, die vor ein paar Tagen mit einem 6-jährigen Sohn auch hier gewesen war?

«Ja, stimmt, eine Schweizerin, die mit ihrer Familie in Lindau lebte und nun wieder in ihre Heimat zurückwollte.»

«Das war unsere Mutter», stellten wir ganz glücklich fest.

«Sicher hatte nur ihr kleiner Sohn Läuse?»

«Leider auch sie. Es war ihr so peinlich.»

«Musste sie in das Quarantäne-Lager?»

«Das weiss ich nicht. Fragt doch den Lagerleiter.»

Die Frau war sehr nett mit uns und half uns dabei, die Kleider wieder in Empfang zu nehmen und uns ordentlich anzuziehen.

Wir befürchteten, heute zurückgeschickt zu werden. Wir wussten noch nicht definitiv, dass es gar keinen Zug mehr gab, der über die Grenze hin und zurück verkehrte. Unser Zug gestern war wirklich der allerletzte gewesen.

Vielleicht war Lindau bereits von den Franzosen eingenommen und unser Haus beschlagnahmt worden. Peter hatte kurz vor unserer Abreise ein grosses Plakat mit Hilfe von Vera angefertigt. Darauf war ein weisses Schweizerkreuz auf roten Grund gemalt und darunter stand: PROPRIÉTÉ SUISSE. Das sollte an die Haustüre gehängt werden und die Franzosen davon abhalten, das Haus zu beschlagnahmen.

Onkel Charlie und Albert sprachen akzentfrei Französisch, und Peter beherrschte es aus seiner Davoser Schulzeit auch sehr gut, das würde sicher helfen, mit den französischen Offizieren und Soldaten zu verhandeln.

Wir hörten von der Grenze Richtung Bodensee kräftigen Kanonendonner und Bombenaufschläge, auch Flugzeuge brummten immer wieder über unsere Köpfe hinweg.

Später erfuhren wir, dass dank der Hilfe des Schweizer Konsuls in Bregenz Lindau zu einer Lazarettstadt erklärt wurde und unter dem Schutz des Roten Kreuzes stand. Was für ein Glück, denn einige fanatische Nazis wollten die Stadt unbedingt verteidigen. Doch die eilends gebildete neue Stadtregierung, zu der auch unser Hausarzt Dr. E. gehörte, kam mit weissen Fahnen den Truppen von General Lattre de Tassigny entgegen und konnte Lindau kampflos übergeben. An den Kirchtürmen wurden vorsorglich auch weisse Leintücher als Zeichen der kampflosen Übergabe aufgehängt.

Als wir bei einem einfachen, aber feinen Schweizer Frühstück sassen, wurde ich plötzlich ans Telephon gerufen. Es war Marni.

«Am liebschte würd ich grad zu eu choo, aber es gaat leider nonig. Händ e chli Geduld und tüend nöd verzwiifle, es chunt sicher ales guet.»

War das schön, mit der Mutter sprechen zu können. Meine Schwestern und ich waren glücklich.

Plötzlich hiess es, ein Besuch sei für uns gekommen.

Es war eine Freundin von Marni, die in der Nähe, in Flawil wohnte. Sie reichte uns eine geheimnisvolle Tüte durch den Gitterzaun, der das Lager von der Aussenwelt abschirmte.

«Sicher ist darin Schokolade», freuten wir uns.

Zu unserer Enttäuschung kam nur wollene Unterwäsche zum Vorschein, weil Frau N. aus dem Telefon meiner aufgeregten Mutter vernahm, dass wir im Lager gefroren hätten. Bevor sie ging, knipste sie uns Flüchtlinge hinter dem Gitterzaun mit ihrem Fotoapparat.

Gegen Abend wurden wir zum Lagerleiter, einem Offizier, bestellt. Wie durch einen Schleier vernahm ich seine Stimme.

«So, ihr seid jetzt frei und könnt aus dem Lager austreten.»

Wir konnten es kaum glauben.

Frei! Frei! Tun und lassen, was wir wollten!

Wir spazierten aus dem Lagertor in das Dorf und besorgten uns im Gasthof Ochsen ein Zimmer, weil am Abend kein Zug mehr nach Zürich fuhr. 100 Franken hatte uns Peter vorsorglich mitgegeben. Das reichte für noch viel mehr!

Auf unserem Bummel als freie Menschen kamen wir an einer Konditorei vorbei und konnten uns nicht satt sehen. Unglaublich, was da alles an Süssigkeiten im Schaufenster ausgebreitet war: Mohrenköpfe, Mandelgipfel, Meringues, Fruchttörtchen, Zitronencakes und Schokolade in allen Ausführungen.

Wir Kriegskinder betraten voller Gelüste den Laden und wollten etwas aus dem Schlaraffenland erstehen.

«Ja nei, da müend er 30 bis 50 speziell Läbesmittel-Määrggli ha – leider», fügte die Verkäuferin noch hinzu, als sie unsere Enttäuschung sah.

Ach, wäre doch eine gute Fee erschienen und hätte uns beglückt. Aber sie kam nicht. Das war bitter. In der Schweiz war doch kein reines Paradies zu finden, auch wenn wir jetzt frei waren.

Die Wirtsleute im Gasthaus Ochsen betrachteten uns sehr misstrau-

isch. Was waren das für komische Vögel mit kleinen Koffern, Instrumenten und sogar noch Fahrrädern.

«Keine Angst, wir wollen nachts nicht mit den Rädern auf und davon», beruhigten wir sie.

Wir bezogen zu dritt ein grosses Doppelbett mit herrlichen Daunendecken und schliefen sofort tief und fest.

Morgens etwa um 5 Uhr polterte es an unsere Türe.

«Aufmachen, Polizei.»

War es ein Albtraum? Ich war unsicher, lief barfuss im Pyjama zur Türe. Tatsächlich standen zwei Polizisten, oder waren es Zöllner?, vor der Türe.

Esti fürchtete sich, und Sylvi wehrte sich: «Aber man hat uns doch gestern erlaubt, das Lager zu verlassen.»

«Da ist jemandem ein Fehler unterlaufen, leider müsst ihr wieder zurück ins Lager», meinte der Polizist in barschem Ton.

So trotteten wir völlig verschlafen und halb angezogen zum Lager zurück.

Die Wirtsleute schüttelten die Köpfe, und wir mussten ihnen 14 Franken für das Zimmer bezahlen.

«Die Fahrräder bleiben vorderhand in unserem Gewahrsam», sagten die Polizisten.

Sie wollten vielleicht sicher sein, dass wir nicht plötzlich damit nach Zürich fahren.

Mir war langsam alles zu viel. Fast hätte ich es vorgezogen, im kleinen Grenzzug wieder nach Lindau zurückzufahren. Ich glaube, meine Schwestern fühlten ähnlich.

Da kam mir der Traum der ersten Nacht in den Sinn, wo alles so fürchterlich begann und ich fast im Feuer verbrannte. Aber dann schwebte ich über allem Schrecklichen. Auch der kleine Engel kam mir in den Sinn.

Nein, warum regte ich mich eigentlich auf? Ich wurde plötzlich ganz zuversichtlich und sogar übermütig und scherzte mit meinen Schwestern.

Nach einem reichlichen Schweizer Frühstück mit Broten, Butter und

Konfitüre begannen wir wieder zu singen und die anderen Flüchtlinge zu unterhalten. Ich glaube, sie waren ganz zufrieden, dass wir drei Mädchen für etwas Fröhlichkeit sorgten. Wer weiss, was sie für Schicksale hinter und vor sich hatten.

Am Nachmittag wurden wir wieder zum Lagerleiter bestellt. Er faltete ein Papier auseinander, ein offizielles Schreiben aus dem Bundeshaus in Bern, mit einem Stempel zuunterst, und las uns vor:

«Die drei Schwestern Rosmarie, Sylvia und Esther M., Töchter der Frau Fanny Helena M.-O., deutsche Staatsangehörige, geborene Schweizerin aus Zürich und Schaffhausen, Witwe des Max M., erhalten eine Sondergenehmigung, ohne gültiges Visum in die Schweiz einzureisen. Der dreiwöchige Aufenthalt in einem speziellen Quarantänelager wird ihnen erlassen. Sie haben sich in Zürich sofort auf der zuständigen Polizeistelle zu melden, um eine provisorische Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten.»

Dieses Mal hörte ich die Stimme des Lagerleiters ganz klar und nicht mehr wie durch einen Schleier. Es wurde mir ganz warm vor Freude, vielleicht jauchzte ich auch laut, oder ich bildete es mir nur ein.

Es dauerte nicht mehr lange, und wir drei sassen im Zug und reisten wie Prinzessinnen und nicht wie Flüchtlinge nach Zürich. Die Fahrräder mit den aufgeschnallten Instrumenten fuhren im Gepäckwagen mit.

Endlich sahen wir das Schild «Zürich HB» und stiegen aus. Marni erwartete uns am Anfang des Perrons, wir sahen sie schon von weitem, rannten ihr entgegen und fielen ihr glücklich in die Arme.

Bald kam der Tag, an dem der Krieg zu Ende war. Es war Sonntag, der 8. Mai 1945. Alle Glocken in Zürich läuteten eine Stunde lang. Die Menschen waren wie verrückt, fielen in einen Freudentaumel und feierten die ganze Nacht.

Ich konnte mich nicht mit ihnen freuen. Wie ein Film spulte die letzte Zeit im Krieg vor mir ab. Ich sah die Menschen, die ich liebte, trotzdem

sie Deutsche waren, und die an diesem Siegestag nicht mehr dabei waren.

Das Ende nach dem fast sechs Jahre dauernden Krieg wurde auch in Zürich voll Bewunderung für die alliierten Sieger gefeiert. Alles war beflaggt mit amerikanischen, englischen und französischen Fähnchen.

Das war schwer für uns. Meine Schwestern und ich hatten noch lange Heimweh. Wir liebten unsere Kindheit und Jugend, unser Heimatland, trotz dem Schatten des deutschen Reichsadlers, der sich bedrohlich über uns ausgebreitet hatte.

Ich brauchte eine lange Zeit, bis ich mich in der mir neu geschenkten Freiheit zurecht fand.

Meine Flügel, die mich aus den schlimmsten Alpträumen herausführten, haben mich auch in der folgenden Zeit nie im Stich gelassen.

Meilen, 8. Mai 2005

60 Jahre nach Kriegsende

Weitere Titel aus dem Orell Füssli Verlag

Nico Cadsky / Karin Giger / Michael Wissing (Hrsg.)

Kronenhalle

Die Zürcher «Kronenhalle» ist kein Restaurant, sondern ein Mythos. Gewiss war sie es noch nicht, als sich Gottfried Keller und Arnold Böcklin zum Stammtisch trafen. Möglich, dass ihn die ständige Anwesenheit von James Joyce während seines Aufenthalts in Zürich mitbegründete. Doch vom Mythos am Bellevue sprach man bereits, als dort Friedrich Dürrenmatt regelmässig seiner Liebe zum Rotwein fröhnte, die er dann im nahen Schauspielhaus Bühnenwirksam umsetzte.

Die Brasserie, in der man unter Werken von Chagall, Miró, Picasso und Bonnard tafelt, ist heute eine international bekannte Institution. Zum ersten Mal hebt ein reich bebildertes Buch den Vorhang über der schillernden Geschichte des Lokals und seiner Protagonisten. Erstmals werden Einträge der legendären Gästebücher öffentlich gemacht; sodann werden Geheimnisse aus Küche und Keller gelüftet und die Bar, ein innenarchitektonisches Juwel von Robert Haussmann sowie Diego und Alberto Giacometti, gewürdigt.

224 Seiten, mit 134 Farbabbildungen und 21 Porträts von Nico, gebunden, ISBN 3-280-06059-1

orellfüssli Verlag

Franz Kaufmann

Sind Sie kultiviert?

Mit einem Vorwort von Rolf Dobelli

Wer ist kultivierter: Pavarotti oder Steve Jobs? Karajan oder Henry Ford? Der Dirigent des lokalen Sinfonieorchesters oder der Trainer des lokalen Fussballklubs? Der Kulturminister oder Sie? Franz Kaufmann antwortet: Jeder ist kultiviert, aber es gibt verschiedene Grade der Kultiviertheit.

Wirklich kultiviert ist laut Kaufmann nicht, wer gerne Mozart hört oder Goethe liest, sondern wer seine Umgebung verändert, verbessert und umgestaltet. Wer Variation und Innovation ins Spiel bringt, hat eine hohe Stufe der Kultiviertheit erreicht.

«Das sind schlechte Nachrichten für die Hüter der so genannten Hochkultur, dafür gute Nachrichten für die Innovatoren und Querdenker in allen Bereichen.» (Rolf Dobelli im Vorwort)

136 Seiten, broschiert, ISBN 3-280-05187-8

orellfüssli Verlag

Hans J. Bär

Seid umschlungen, Millionen

Der prominente Privatbankier Hans J. Bär – 1947 in die Bank Julius Bär eingetreten – bilanziert ein Leben, das ihn von Zürich nach New York führte und seither pendeln liess zwischen beiden Kontinenten. Bekannt geworden ist er insbesondere als Spiritus Rector der Volcker-Kommission zur Erforschung und Restituierung der nachrichtenlosen Vermögen sowie als Präsident der Tonhalle Zürich.

Kritisch äussert sich Bär zur Sauberkeit der Unternehmensgeschäftsführung, zu den Salärexzessen der Manager und den Perspektiven der Finanzbranche. Bärs Fazit: Das Bankgeheimnis allein reicht nicht. Es macht nur «fett, aber impotent». Die Schweiz wird sich anstrengen müssen, wenn ihr der Erfolg treu bleiben soll.

Dies sind die Memoiren eines auf beiden Seiten des Ozeans beheimateten Bankiers und grossen Kunstfreundes, der mit einer gewissen Sorge beobachtet, dass die Schweiz in Selbstgefälligkeit zu erstarren droht.

452 Seiten, mit 67 Fotos, gebunden, ISBN 3-280-06041-9

orell füssli Verlag